

Johann Christoph Blumhardt

Leben und Werk

von Paul Ernst, Blumhardt-Forschungsstelle Stuttgart

Abschrift des Manuskriptes aus dem Jahre 1983 - Rohfassung

Dieser Text wird auch als 2bändige Ausgabe erscheinen.

(C) für den Text beim Leibniz Verlag St. Goar

Zitate: sog. Kurzzitate des Textes im Rahmen des Urhebergesetzes sind zulässig, für längere Zitate sowie eine Vorbestellung der Druckausgabe dieses Werkes wenden Sie sich bitte an den Leibniz Verlag.

Band II

Bildungsjahre (1824 - 1838)

Kap.1: Studium in Tübingen

Die Universitätsstadt am oberen Neckar

In die verschiedenen Erlebnisse, die Johann Christoph Blumhardt in seinen Studentenjahren in Tübingen hatte (1824 – 1829), stimmt am besten eine Ortsbegehung ein. Die Stadt liegt noch nicht fünfzig Kilometer südlich von Stuttgart am Oberlauf des Neckars, der zu Füßen des Schwarzwalds entspringt. Bei manchem Kenner nähert sich ihr Ruhm der hundert Jahre älteren Universität am Ausgang des Flusses: Heidelberg. Der Weg von der Hauptstadt nicht durch den Schönbuch, das Jagdgebiet der Könige, sondern am Fluß aufwärts mit seinem großen Bogen nach Osten ist freilich um die Hälfte weiter. Zur Staufenzzeit Sitz der schwäbischen Pfalzgrafen, kam Mitte des 14. Jh. Durch Kauf die Burg und Stadtherrschaft an Württemberg. Lange galt der Ort als die zweite Hauptstadt. Zu Blumhardts Zeiten wohnten etwa siebentausend Menschen dort, davon fast die Hälfte als Weingärtner mit etwas Ackerbau. Jetzt hat die rührige Stadt fast fünfzigtausend Einwohner, davon ein Fünftel Studenten.

Wer heute Tübingen naht – mit dem eigenen Kraftwagen oder einem der vielen Busse -, der muß von allen Seiten vorerst durch eingemeindete Dörfer und entdeckt neben einigen Industrieanlagen und Kasernen (T., noch Sitz einer Regierung, war nach dem letzten Kriege Hauptstadt der französischen Besatzung) die umliegenden Hügel besetzt mit Kliniken und Hochschulbauten und dazugehörigen Wohnviertel. Breitangelegte Fahrstraßen mit Ampeln und dabei Großstadtgewühl führen einen vor den Eingang zur Altstadt, etwa – an der auch schon über hundertjährigen Neuen Aula (Universitäts-Hauptgebäude) vorbei – zum Verkehrsknoten vor dem ehemaligen Lustnauer Tor, den die Studenten unseres Jahrhundert nach dem dortigen Papiergeschäft „das Schimpfeck“ nennen. Der jetzt fast erdrückte Stadtkern, dem Württemberg im 15. Jh. unter dem zur Festung ausgebauten Hohentübingen zum altdeutschen Rathaus und zum Neubau der Hauptkirche half wie die Universitätsschenke, kam im Unterschied zu Stuttgart baulich guterhalten auf uns. Das Geviert im Sattel zwischen Österberg und dem Schloßberg, zwischen Neckarfluß und Ammerbach ähnelt noch Blumhardts damaliger Heimatstadt, so daß ihm die gotischen Kirchen, die Vierflügelanlage des Schlosses, die Fachwerkbauten und Giebelhäuser nicht sonderlich auffielen.

Jedoch noch immer wird der Student, besonders der von weiter her oder gar – wie zu allen Zeiten – aus dem Ausland, wenn er vom Bahnhof in Tübingen einzieht, überrascht und beflügelt von dem gewöhnlich sofort ins Herz geschlossenen Städtchen. Der Eingang durch die Anlagen führt am Uhland-Denkmal vorbei und an der 1944 durch eine Bombe zerstörten Stätte seines Wohnhauses vorüber. Nicht zuletzt von diesem Manne her stand Tübingen stets im Ruch des Demokratischen. Beim Uhland-Bad biegt man auf die Brücke zu, die den doppelarmigen Neckar überspannt (mit seiner Platanen-, zu Blumhardts Zeit Linden-Allee dazwischen). Da fesselt zur Linken das unvergeßliche, im

ganzen seit Jahrhunderten unverändertes Bild: im Vordergrund die langgestreckte Zeile der auf der Stadtmauer errichteten Giebelhäuser bis hin zum Hölderlin-Turm, in dem der Dichter umnachtet ein Menschenalter hauste. Über dem Ganzen, das sich unterhalb eines Stauwehrs im ziemlich stillen Fluß spiegelt, ragt in der Mitte der angespitzte Turm der Stiftskirche hoch empor. Ebenso auf der beherrschenden Terrasse bietet unter schon barockem Dach die Alte Aula ihre Brust und erstreckt sich weiterhin das noch ältere Kollegien-Gebäude. Tiefer zum Flusse zu liegt die Bursa, das noch mittelalterliche Studenten-Wohngebäude, in dem Melanchthon anfangs lehrte. Und unweit ragen Teile des Stifts auf und lagert darüber im Hintergrund breit als Schutzwehr die Schloßanlage.

Steigt man von der Brücke die gewundene Neckargasse zum Kirchplatz oder Holzmarkt hinaus, so steht man in der Enge bald vor dem (einschiffigen) Chor der Stiftskirche, dessen Fundamente kühn haushoch in den Gassenabschluß gebaut sind und dessen schmale hochgotische Glasfenster, trüb von außen und darum sehr alt, vor die Herrlichkeit nach innen locken. Man kann an der Stützmauer des Platzes auf Treppenabsätzen hinaufklettern oder mag weitersteigend an behäbigen Bürgerhäusern vorbei ums Gebäude herum zum Haupteingang gehen. In dem hohen dreischiffigen Hallenbau der St. Georgs-Kirche fallen sofort (spätgotisch in Sandstein) das farbige Bildwerk der Kanzel und der reichgeschmückte Lettner – davor der Taufstein – auf. Hinter ihm im Chor mit den leuchtenden Farbfenstern das Peter von Andlau (von Goethe bewundert) und unter schönem Netzgewölbe fanden mangels Festsaaals anfangs die Feiern der Universität statt, bis die Grabstätte württembergischer Grafen und Herzöge des 15. und 16. Jahrhunderts (auch einiger Frauen) mit den Liegefiguren vollends gefüllt war, beginnend mit Eberhard im Barte, dem Gründer der Universität.

Unter den außenseitigen Relieffüllungen der Maßwerkfenster des nördlichen Seitenschiffes leidet Georg aufs Rad geflochten; wegen ihrer Examensmartern haben sich die Studenten den Geräderten zu Tübingens Wahrzeichen erkoren. Hat man die mächtige Kirchen-Westfront mit dem eingebauten Turm im Rücken, so öffnet sich gleich links das Portal in die „Alte Aula“ oder Universität. Schritte man hinein, so sähe man auf der anderen Seite gleich mehrere Stockwerke hoch hinaus. Zu Blumhardt zurück denkt man vielleicht an den Romantiker Wilhelm Hauff – er studierte im Tübinger Stift, während Blumhardt in Schöntal weilte -, an die Schilderung, wie der Teufel vor dieser Kirchtür die hineingehenden Schäflein inspizierte und die meisten Studenten zum Umkehren ins Wirtshaus bewegte, laut Hauffs „Memoiren des Satans“ (1826). Unter den vielen literarischen Erinnerungen an Tübingen wollen wir für Blumhardts Anfangsjahre noch mit Eduard Mörike auf die Verarbeitung so mancher Erlebnisse von Tübinger Orten und Menschen im Roman ihres Mitstudenten Wilhelm Waiblinger „Lord Lilly“ (1825) deuten – unter Bedauern, daß er ungedruckt verschollen ist. Also weiter und linker Hand! Während es rechts zum Marktplatz der Bürgerstadt hinabgeht, gelangt man links an den genannten alten Universitätsgebäuden vorbei und dem Karzer (1515-1808) mit seinem Bibelspruch von der Freude über einen umkehrenden Sünder (Luk. 15,7) zum Stift. Seit der Reformation in Württemberg dient dieses in der Hanglage „Am Klosterberg“ gestaffelte, mehrfach umgebaute ehemalige Augustinerkloster der Ausbildung evangelischer Theologen und beherbergte seit dem Astronomen Kepler manche Berühmtheit (worauf wir im nächsten Kapitel zurückkommen).

Vom oberen Eingang leitet rechts ein steiler Engpaß hinab zum wohlumschlossenen Marktplatz der Bürgerstadt, zu seinem Renaissance-Brunnen mit dem hochgestellten Neptun auf einem Meertier und vor allem zum ehrwürdigen Rathaus, einem bemalten Fachwerk-Traubau mit hübschem Giebel und darin der alten Kunsthur (eines hervorragenden Tübinger Mathematikers). Zwischen den Geschäftshäusern weiter käme man zum Collegium illustre, der einstigen Hochschule für weltliche – und besonders die adligen – Staatsdiener anstelle eines abgebrannten Franziskanerklosters. Wir aber steigen vom Stift etwas mühsam die „Burgsteige“ zum Schloß, das auf dem Ausläufer des Spitzberges einst romanische Burg war und dann zur Festung erweitert wurde. Vor seinen äußeren dem Barock nahen Renaissance-Tor mit der Rundbank unter der Linde sehen wir auf die Oberstadt zurück mit der Stiftskirche im Sattel, erblicken dahinter zuerst dem nahen Zisterzienserkloster von Bebenhausen gehörigen Pflerhof und schauen tiefer hinab flußabwärts. Umgekehrt geht man durchs zweigte Tor schlichter Frührenaissance ins Viereck – eben wie seinerzeit Blumhardt, wenn er zur Bibliothek der Universität ging (das Stift hat jedoch eine eigene) oder zu Predigtübungen in der Schloßkapelle oder wenn er stolz einem Besuch das Rittergefängnis, den tiefen Brunnen und das große Faß zeigte. Vom Söller draußen sieht man nach Norden ins Ammertal und zum Schönbuch. Links hinten blaut der Schwarzwald. Unterm Schloßabhang birgt sich um die Spital- oder Jakobskirche die Unterstadt mit den Handwerkerrevieren, die Weingärtner-Siedlung, wo die Gogen (unerklärtes Wort der Studentensprache für jene Weinbauern) wohnen, die wegen ihres auf die Akademiker gemünzten Witzes so berühmt sind, und wo im Herbst (Blumhardts Einzug) die Straßen voll Mostduft hängen.

Einen erhabenen oder den erhebensten Ausblick liefert die Gegenseite. Da schaut der Schloßbesucher nicht nur flußabwärts zur Brücke, sondern aufwärts bis zur zwei Wegstunden entfernten, lange österreichischen Bischofsstadt Rottenburg. Vollends wird gen Süden sein Staunen geweitet durch die blaue Kette der Schwäbischen Alb mit dem krönenden Roßberg, einer vorgeschichtlichen Opferstätte. Von Nordost dehnt sich der Steilabfall bis zum Hohenzollern im Südwesten, dem Stammessitze des Preußengeschlechts (jetzt u.a. mit Sarg Friedrich des Großen). Wandersehnsucht bricht auf, doch man brauchte allein zum Roßberg drei Stunden durch die Wälder des vorgelagerten Rammert mit dem Steinbachtal. Beliebt ist, wenn man sich nicht, (damals wenige Schritte) zum Luftschöpfen mit einem Gang durch die Weinberge nebst ihren Gartenhäuschen für Professoren begnügt, einstündig der Spaziergang die ebenfalls bewaldete Höhe des Spitzberges entlang an der spätromanischen Schwärzlochler Kapelle vorbei, die ins Gut eingebaut und zur Gaststube verändert ist, bis hin zur vielbesungenen Wurmlinger. Das Kirchlein auf dem zum Endpunkt gesetzten Kegel gleicht einem seit Uhland steingewordenen Volkslied. Die unterirdische Totenkapelle reicht wohl weit in mythische Zeit hinein, noch ehe die Römer ihre Straße vom Rottenburger Kastell über Tübingen den Neckar entlang nach Köngen zogen. Blumhardts Freundschaft mit Mörike muß über bezeichnende Einzelheiten hinaus in diesen Wäldern und Mythen mitgelebt und –gewebt haben.

1816 hatte der König das Schloß der Universität übergeben. Ihre Entwicklung verdeutlicht die Umweltverhältnisse für Blumhardt. In keiner der damaligen Musenstädte war das Verhältnis der Hochschule mit ihren Beamten und Studenten zur Stadtbevölkerung so dem Übergewicht nahe wie Tübingen. Weithin lebten das Handwerk und Dienstleistende davon, stand die Einwohnerschaft im

Universitätsbezug. Man kann sich das Städtchen mit dem Studentenvölkchen nicht bunt und reizvoll genug vorstellen. Natürlich gab es damals noch keine Studentinnen; alle Stiftsdienere waren männlich, und jegliche Verwaltung kam ohne Sekretärinnen aus. Weil noch keine höheren Mädchenschulen bestanden, empfingen die sogenannten besseren Töchter Privatstunden. Besonders durch Nachhilfe in den drei alten Sprachen kam mancher Student zu Nebenerwerb. Sprachen waren seit der Humanistenzeit immer noch die Grundlage an der 1477 geschaffenen, heutzutage also halbttausendjährigen Universität. Seit der Reformationszeit mit Einrichtung des Stifts war Tübingen dem Ausbau und der Verteidigung der protestantischen Lehre bestimmt (neue Verfassung 1537). Als die Gründung der Stuttgarter Hohen Karlsschule (1781) Juristen und Mediziner weithin abgezogen hatte, war Tübingen erneut fast nur theologische Fachschule. Noch zur Herzogszeit war jene aufgehoben worden, und unter König Wilhelm wurde 1817 die Tübinger Anstalt gründlich reformiert und ihr eine staatswissenschaftliche und eine katholische Universität angegliedert; das etwas verödete Collegium illustre wurde nun als „Wilhelmsstift“ Sitz der römisch-katholischen Theologen. Trotz der hohen Bedeutung sämtlicher Fachbereiche, auch der naturwissenschaftlichen und ihrer angegliederten überörtlichen Institute heute, blieb geistgeschichtlich die Theologie vorherrschend, woran man den Stellenwert der evangelischen zu Blumhardts Zeiten ermessen mag. Entsprechend wären unter den Studentenheimen unseres Jahrhunderts zu erwähnen: das Adolf-Schlatter-Haus (der Tübinger Neutestamentler gab zur Errichtung des Speisesaales und des Vortragssaales kurz vor dem ersten Weltkrieg Gelder); es war der deutsche Hauptort der weltweiten Christlichen Studentenbewegung (die in die Erweckung ende des 19. Jh. Gehört, im ersten Buch dritte Pietismus-Stufe genannt) und wurde dann das Heim der Tübinger evangelischen Studentengemeinde. Nach dem letzten Kriege errichtete ebenfalls die Evangelische Akademikerschaft Deutschlands das Karl-Heim-Haus (dem Tübinger Theologen erwähnte unser erstes Buch verschiedentlich) als Studentenwohnheim. Schließlich entstand das Albrecht-Bengel-Haus, das in starker Spannung zwischen modernistischer Theologenhaltung im mehr staatlichen Stift und allgemein der pietistischen Gemeinde als Heim für bekenntnisbewußte Theologiestudenten von erweckten Kreisen mit Unterstützung der Landeskirche gegründet wurde; es nahm auch einige Missionsstudenten auf und stünde so Blumhardt besonders nahe.

Im Stift

Über Blumhardts Aufenthalt in Tübingen sagt der Möttlinger Lebenslauf (bei der Investitur 1838): Mit Dank gegen Gott muß ich es rühmen, daß mir teils durch die Einrichtungen des Evangelischen Seminars überhaupt, teils durch die Treue mancher Lehrer ((meint zuerst gewissenhaften Unterricht)), teils durch den brüderlichen Verkehr vieler Freunde unzählig viele Erleichterungen zugeflossen sind. Im Äußerlichen hatte ich hie und da zu kämpfen; aber Gott brachte mich auf eine Weise durch, die jetzt noch ein Wunder vor meinen Augen ist. Öfters erfuhr ich auch denkwürdige Gebetserhörungen, die mich in dem Vertrauen zu dem lebendigen Gott immer mehr bestärken mußten.

So lief die innere Entwicklung, in der Glaubenshaltung schon durch Christophs Kinderstube verständlich, stetig und ohne Schwierigkeiten. Nur der äußere Unterhalt brachte Nöte. Nach Martin Leube, dem großen Darsteller der Stiftsverhältnisse, wurde das Weingeld, von dem Blumhardt laut Freundeszeugnis sogar schon in Schöntaler Zeiten nach Haus abgab, im Tübinger Stift erst während seiner Studienjahre eingeführt. Zuzeiten mußte sich Christoph mit Schulden plagen. Für Nahrung war freilich im ganzen gesorgt, weniger für Kleidung oder gar Instandhaltung des Schuhwerks ... Auch Mittel für Bücher z. dergl. waren nötig. Sogar um die Beleuchtung seines Arbeitsplatzes und des Sitzplatzes während Vorlesungen der Dämmerzeit mußte jeder Stiftler sich selber kümmern; sie geschah mit Talgkerzen. Ohne Einnahmen waren eben manche Bedürfnisse des Alters und der Ferien nicht zu bestreiten. Stundengeben oder Verlegern Unterhaltungsbücher Übersetzen bot sich als Ausweg. Doch nennt Blumhardt diese Kämpfe „äußerlich“ und nimmt sie nicht schwer. So wird es bleiben.

Mammon darf nie Herr sein. Wie der Stiftler, selber blutarm, zum Geld und mitmenschlich sich stellte, verrät doch wohl – vermutlich als unvergessenes eigenes Erlebnis – jene Erzählung aus seinem Alter von einem armen Studenten, der auf dem Markte in Verkennung einer Münze „ein ziemliches einbüßte“, sich bei Entdeckung des redlichen Auges der Händlerin, die damals keine guten Geschäfte machte, erinnerte und dachte:

Diesmal hat mich der Herr irren lassen, damit der armen Frau unvermehrt etwas zukäme und sie am Abend ... sich freuen möge.

Im Spätherbst 1824 war Christoph Blumhardt ins Tübinger Stift eingezogen. Das vom Staat unter Mitarbeit seiner kirchlichen Behörde eingerichtete, aber (seit 1806) nicht mehr von ihr geleitete Evangelisch-Theologische Seminar sollte für fünf Jahre sein Heim sein. Wie das Niedere diente auch dies Oberseminar neben den künftigen Dienern der Kirche der Ausbildung für Leiter und Lehrer höheren Schulen. Außerdem herbergte es manchen von beiden Wegen Abspringenden. Die Jahre (seit 1820), da gegen Vikarsmangel eine nur vierjährige Studienzeit eingeführt war, waren vorbei. Allerdings seit 1830 wurde aus Sparsamkeit die Erste Theologische Dienstprüfung erneut und so fortan nach vier Jahren gefordert. Ein Grund dieser Verkürzung war auch die räumliche Überfüllung des Stifts. Man rechnete mit einem jährlichen Zugang aus den Niederen Seminaren von mindestens dreißig Zöglingen, dazu kam eine Handvoll vom Stuttgarter Gymnasium, die ebenfalls den Konkurs (Reifeprüfung fürs Stift) bestanden hatte. In fünf Jahrgängen – Promotionen genannt – lebten also zu Blumhardts Zeiten bei geringerem Fassungsvermögen der fünfzehn Studierzimmer und fünfundzwanzig z.T. kleinen Schlafräumen weit über einhundertfünfzig junge Männer im Stift. Daher gestattete man bei besonderen Umständen gern, sich auf eigene Kosten in der Stadt einzumieten. So blieb seinerzeit Wilhelm Hauff bei seiner Mutter wohnen und zog Mörike zur Schonung seiner Nerven eine Zeitlang aus; auch Blumhardts Freund Wilhelm Hoffmann lebte das letzte Studienjahr in einer Stadtbude. Waren so um ein Fünftel Studenten nachts außer Haus, so kamen zum Essen neben ihnen doch noch an dreißig Gäste mit einem Freitisch. Ab 1827 erhielt der Speisesaal, zunächst probeweise, Lampen (also Erdölbeleuchtung).

Auf die Stuben wurden Glieder aller Jahrgänge zusammengefaßt. Die Jüngsten hatten Sonderdienste, besonders ein Jahr in großen kupfernen Behältern (Bitschen) vom Brunnen im äußeren Hof zum

Waschen und sonstigen Gebrauch (z.B. Teekochen) das Wasser zu holen, ebenso am Morgen die volle „Saubitsch“ zu leeren. Doch nicht nur Dienstabhängigkeiten, vielmehr lebenslange Freundschaftsverhältnisse entstanden. Man lebte in alter Tradition. Wahrscheinlich zeigte man schon damals die Stube, in der die Altersgenossen Hegel und Hölderlin zusammen mit dem frühreifen Schelling gewohnt hatten. Noch mehr als sie wird uns bei Blumhardts Studium beschäftigen, daß ein Jahr nach ihm eine neue „Genie-Promotion“ mit David Friedrich Strauß und Friedrich Theodor Vischer einzog. Für die Stuben hatten sich Namen eingebürgert, beispielsweise Luginsland und Elysium, Bethlehem und Wartburg. Von Blumhardt wissen wir aus einem seiner Studentenbriefe an Mörike, daß er im Winter 1826/27 im Bärenloch hauste – vermutlich eins der weniger aussichtsreichen und günstig gelegenen Zimmer.

Es war strenge Ordnung zu halten: ein liegengelassener, nicht im Schrank verwahrter Überrock konnte schon eine Strafmeldung durch einen der Hausdiener einbringen. Wegen der Enge mußte es an mancher wünschenswerten Sauberkeit hapern; die Hausangestellten konnten kaum richtig fegen und wischten in Wochen nur einmal den Boden naß auf. Wie sich die Bewohner halfen, sagt eine Briefstelle Blumhardts, daß man auf seiner Stube sich etwa bei Erbrechen nach Alkoholgenuß zu Strafgeld verpflichten wollte. Oberhalb der Schar der dienstbaren Geister – häufig in Studentenaugen Originale – gab es im Stift die Famuli, die sich über die Grundschulbefähigung hinaus zu Lateinlehrern der untern Gymnasialklassen bildeten und z.B. den pünktlichen und regelmäßigen Vorlesungsbesuch der eigentlichen Stifftler zu überwachen hatten.

Die gewöhnlich zehn Repetenten – man kann sie als Hilfslehrer ansehen und bezeichnet solche heute im Wissenschaftsbetrieb als Tutoren – mit ihren Aufsichtspflichten hatten ihr Studier- und ihr Schlafzimmer jeweils zwischen zwei Arbeitsstuben. In solcher bekamen damals nicht alle einen Fensterplatz, sondern es mußten sich manche mit einer Schreibstelle in der Nähe des Ofens begnügen. War dieser Winters zuweilen überheizt, so wehrten doch die Stubengenossen am Fenster das Lüften. Kerzen und allerlei Ausdünstungen verdarben reichlich die Luft, man machte also in der Freizeit gern seinen Spaziergang. Wie Trinkgelage war das Rauchen an sich verboten; da wir aber auch in Blumhardts Briefen von Tabakpäckchen und Pfeifen lesen, war Schnupfen oder abendlicher Tabakgenuß nicht ungewöhnlich. Vergeblich hatten die Vorgesetzten gekämpft, daß sich so mancher seinen Arbeitsplatz mit Pappwänden und Gestellen zu einer Zelle abschirmte. Auch Blumhardt hatte seinen Platz hergerichtet: Wir hören von einem Gestell über oder neben seiner Schreibfläche, wahrscheinlich auf einem Stehpult. Nicht selten hatte eine Stube auch ein Klavier. Blumenstöcke am Fenster, selbst Tiere wurden schließlich geduldet.

Blumhardt besaß eine Zeitlang einen Star. Auch darin war er seinen Freunden ähnlich. Man sieht ins Bedürfnis dieser jungen Menschen, zu betreuen und geliebt zu werden. Über den Star treffen wir auf manche Geschichte, z.B. am 22.7.1826 an Mörike:

Gestern mittag hieß es auf einmal, daß Umgang ((Zimmerüberprüfung)) sein werde. Was war zu tun mit dem Hans? Wenn er mir abgesprochen würde ((er war also noch heimlich gehalten)), ich wüßte mir nicht zu helfen. ((Ein Stubengenosse und er konnten den Umherflatternden kaum fangen. Da gerade ein Barbier oder ähnliche Kraft zum Aderlaß bei einem Stifftler vorbeikommt, wird er gebeten, dem Vogel geschwind die Zunge zu lösen)). Aus meinem Hans kam eine solche Hitze, daß ich ihn kaum mehr halten konnte. Die Operation indessen ging glücklich vorüber. Jetzt sperrte ich ihn in den

Bücheraufsatz. ((Es folgt noch viel Beschreibung von seinem ermatteten Verhalten und dann Anwendung aufs Menschliche)).

Der Arbeitstag begann früh: Sommers wurde um 5, Winters um $\frac{1}{2}$ 7 aufgestanden. Doch gab es kein gemeinsames Frühstück. Andachten, weil sie zu äußerlich wurden und man Heuchelei vermeiden wollte, waren weggefallen. Die Stiftskapelle war sowieso von der großen Bücherei besetzt worden. 1826 gab es auf den Stuben kein gemeinsames Morgengebet, auch abends keins.

Der Vormittag dient dem Studium, entweder auf dem Arbeitszimmer oder in den Hörsälen. Die Theologische Fakultät hatte welche im ersten Stock des Stifts, sonst war die Universität ja in wenigen Minuten erreichbar. Der Donnerstag blieb ohne Vorlesungen, hatte aber von 10 bis 11 Uhr Predigtübungen, bei denen mehrere Jahrgänge zuhören mußten.

Um 12 Uhr gab es das Mittagmahl. Immer noch war schwarze Kleidung bei ihm wie bei Gottesdiensten und Feierlichkeiten, zu Vorlesungen und Prüfungen (überhaupt bei jedem öffentlichen Auftreten als Stiffter) vorgeschrieben. Die Saalglocke gab das Zeichen zum Einrücken in die Tische, ein zweites Zeichen zum Tischgebet. Der Wochenrepetent, womöglich mit Kollegen, hatte überwachend im Saal auf und ab zu gehen. Geschlossen wurde auf Glockenzeichen mit Dankgebet. Danach war bis 15 Uhr Ausgang frei. Jede sonstige und die weitere Entfernung brauchte selbstverständlich Erlaubnis. Ferien übrigens gab es damals Ostern vier Wochen und lagen im Herbst von Michaelis (29.9.) bis 23. Oktober fest. Weihnachten blieb man wegen noch schwieriger Überwindung der Entfernungen nach Haus gewöhnlich im Stift; das eingerissene Silvester-Feiern machte der Leitung aber besonderen Kummer. Der Nachmittag galt wieder dem Studium im Arbeitszimmer oder bei kleineren Vorlesungen – auch solchen von Repetenten. Vor allem war er, besonders montags, mit dem sogenannten Lokus besetzt. Diese strengen Versammlungen galten dem Abfragen und Wiederholen durch die Repetenten, auch fanden Besprechungen und Diskussionen unter ihrer Leitung statt. Die Einrichtung gab dem Stiffter das ziemlich gleichmäßige und hervorragende Wissen. Das Können wurde erst recht durch die Stiftsaufsätze gefördert, Halbjahrs- und Sonderarbeiten nach Vorschrift und zur Auswahl. Sie wurden von den Repetenten, die jeden am Semesterbeginn im Studienplan berieten und eine gewisse Studienleitung innehatten, durchgearbeitet und beurteilt. Jeden Semesterschluß hatte das Stift ferner eine große Prüfung, nach deren Noten die Rangordnung in jedem Jahrgang (die Lokation) festgestellt wurde.

Nachdem um 19 Uhr das Abendessen eingenommen worden war und die Erholungszeit verstrichen, geschah mit Torschluß um 21 Uhr nach jener Rangfolge der Namensaufruf (das Respondieren); nur die in der Stadt wohnenden Seminaristen waren gewöhnlich befreit. Die tägliche Wiederholung prägte nicht nur den Primus – nach dem ab Einzug jede Promotion gewöhnlich hieß -, sondern überhaupt Namensfolgen fast lebenslang ein.

Die Leitung und das Strafrecht im Stift hatte der Ephorus (wie Bischof zu deutsch Aufseher). In Blumhardts Jahren hatte dies Amt immer noch Gottlieb Friedrich Jäger inne (1816 – 34). Mit 33 Jahren wurde er aus einem Pfarramt berufen und gleichzeitig zum Professor für hebräische und griechische Sprache eingesetzt. Er galt als nicht ungeschickter Mann. Freilich soll er gegenüber ungebundenen gewitzten Naturen auch ein Auge zugedrückt haben, weil er Geistreichtum beim

Übertreten und Entschuldigen schätzte, dagegen lieber einen sonst Gewissenhaften gestraft: als Denkwort gegen Selbstgerechtigkeit; an Seelsorge soll es ihm gemangelt haben. Nach den Freiheitskriegen und gegenüber der bürgerlichen Elite junger Herren war Hochherzigkeit von entschiedenem Nutzen. Nach etwas zügellosen Jahren war ihm eine gewisse äußere Ordnung gelungen. 1826 ließen Zucht und Ordnung wieder etwas zu wünschen übrig; vor allem wird Waiblingers (im Stift seit 1822) schlechtes Vorbild verantwortlich gemacht und dieser am Ende von Blumhardts zweitem Jahr entlassen. Eine neue Haus- und Studienordnung wird eingeführt (1826/27). Sowieso wird jede Promotion durch Abnahme der Handtreue zum Staatsdienst und auf die Statuten mit Handschlag und Unterschrift verpflichtet. Auffällig kehrte mit der genannten Genie-Promotion Fleiß und Streben und Wohlverhalten ein. Die Stuttgarter Behörde (der Oberstudienrat) wurde wieder zufrieden. Die Jahre, da das Stift aufgelöst zu werden drohte (1826-29), waren mit der folgenden Einführung des vierjährigen Kurses endgültig vorbei.

Für die Aufrechterhaltung der Anstalt hatten von den Tübinger Theologieprofessoren die beiden Inspektoren zu sorgen (die nicht im oder beim Stift wohnten). Ab 1821/22 war Prälat Ernst Gottlieb Bengel, der 1769 geborene Enkel des berühmten Johann Albrecht und theologisch über Storr in dessen Linie, der Erste Inspektor. Mit seinen Vorlesungen über Theologie des Alten Testaments und über Symbolik (Lehre von den christlichen Bekenntnissen, auch Konfessionskunde), über Kirchen- und Dogmengeschichte war er das damalige Haupt der Fakultät. Als er 1826 plötzlich starb (vom ganzen Land betrauert), rückte Joh. Christian Friedrich Streudel (1779-1837), der seit 1815 Professor und seit 1822 Zweiter Inspektor war, in die erste Stelle auf. Er ließ gegen die drohende Aufhebung traditionsbewußt und tapfer eine große Denkschrift erscheinen (1827). In den beginnenden theologischen Streitjahren (wir kommen später auf Baur und auf Strauß) wurde er immer mehr zum Verfechter des alten Glaubens und ein überaus gewichtiger Inspektor. In die zweite Stelle rückte 1826 Friedrich Heinrich Kern (1790-1842) ein, den die Genie-Promotion als Blaubeurener Professor kannte und der der Bruder des von Blumhardt erlebten Schöntaler Professors war.

In der heute noch erhaltenen Liste der Karzerstrafen tauchte auch Blumhardt auf. Die überwiegende Mehrzahl der Stiffler kam nicht ohne dies Gefängnis durch, denn es stand z.B. auf unentschuldigbares Zuspätkommen zu den Vorlesungen und Lehrveranstaltungen, auf „Umherschweifen“ außerhalb der Freizeit und auf Zurückkunft nach Torschluß. Im Sommer 1826 wurde Christoph zweimal beim Umherschweifen und einmal mit Verstoß gegen Kleidungs Vorschrift erwischt; im Sommersemester 1827 brachte er es wegen aller genannten und ähnlicher, nicht erkennbarer Vergehen, auf zehn Strafen.

Doch schlägt das Inspektorat nach Stuttgart vor: „Bei ihm wird es, da er sonst immer vollkommen geordnet ist, an einer Erinnerung genügen.“ Zur Beurteilung von Blumhardts Verhalten wäre etwa zu berücksichtigen, daß sein Freund Hoffmann öfter der dreifachen Strafenzahl nahe kam und so verschiedentlich der Androhung des Ausschlusses. Eduard Mörike mußte gleichfalls - einschließlich nachts – in den Karzer ziehen. Blumhardt schreibt ihm am Schluß eines undatierten Briefes (wahrscheinlich Sept. 1826) dorthin vergnüglich:

Ich habe gedacht, Du würdest auch ein wenig Hunger haben ... dafür erhältst Du eine Knackwurst, aber nicht wahr: späte= ... schimpfe, soviel Du willst, wenn Dir nur die Knackwurst schmeckt – Bruderherz, noch anderthalb Stund', dann bist befreit! Dann wollen wir noch eins zusammen rauchen...

Studieren heißt nicht nur den Wissenschaften obliegen, sondern ein Student läßt sich gleichwertig von Gemeinschaft fördern und bilden. Die des Stifts wurde von den Tischgästen gelockert; oft mag das Herabsehen dieser „Stadtburschen“ auf die wie in Kaserne eingeeengten Stifftler aufreizend gewirkt haben. Die Freiheitsbewegung gegen Ende der Napoleon-Zeit hatte selbst im Stift zum Tragen altdeutscher Tracht geführt, angefangen von längerem Haarwuchs; die Stiftsleitung hatte dies erfolgreich bekämpft. Turnen war allmählich gestattet worden; 1827 hatten Stifftler einen eigenen Übungsplatz. Fechten dagegen wurde auf jede Weise unterdrückt. Damit war auch das Tanzen für die Stifftler im allgemeinen ausgeschlossen; denn beide Übungen hatten gewöhnlich den gleichen Meister. Blumhardt war anders veranlagt und begnügte sich offenbar mit seinen Spaziergängen; bei seinen geringen Geldmitteln bestand er in den Ferien bedeutende Fußmärsche. Der spätere Freund und Prälat Sixt von Kapff leistete es sich bei seinem Kräfteüberschuß, aus Blumhardts Jahrgang Hauber – den wir ebenfalls schon im ersten Buch kennenlernten -, wenn er vom Blasen bei Musikübungen etwas erschöpft, in die Stube über hundert Stufen empor zu tragen. Blumhardt war hervorragend gesund, nur einmal ist er in den Stiftsakten als Kranker zu finden, und zwar zwei Novemberwochen 1826 mit Halsweh auf Krankenstube. Schon aus

Geldgründen ist jedes Kneipen und die Trinkseligkeit bei Christoph ausgeschlossen. Seine Freunde hatten ein Zimmer in einer Bäckerei (des verstorbenen Wilh. Gottl. Beck, Hoffmanns späterem Schwiegervater) in der Stadt, in dem sie frei von jedem Stiftszwang gesellig und gesprächig zusammenkamen und das aus vielen Lebensdarstellungen als „die Beckei (Becklecke)" bekannt ist. Doch der mögliche Einfluß des farbentragenden Verbindungswesens in Blumhardts Studentenjahren muß in Betracht gezogen werden.

Es geht zuvörderst um die Burschenschaft. 1816 nahe Tübingen gegründet, war sie nach der oft angezogenen Mannheimer Ermordung des Dramatikers August von Kotzebue (in seiner Zeitschrift Spötter über die Burschenschaften) 1819 verboten worden. Viele Studenten Tübingens hatten Zustimmung für die Tat des Theologiestudenten Sand gezeigt, die offene Meldung durch den tüchtigen Praktischen Theologen Jonathan Friedrich Bahnmaier (1774 – 1841; gehört fortan in die Umwelt Blumhardts) hatte diesen die Stellung gekostet. Als Burschenverein lebte die Verbindung bis 1825 fort. Im September 1824 kam der Sachse Hase (der spätere bekannte Kirchenhistoriker Karl August von H., 1800-1890) durch Tübinger Haftbefehl ein Jahr auf den Hohen Asperg. Da geriet nach neuerlichen Verhören Tübingen unter Oberjustizrat Hofacker (ein Bruder der bekannten Theologen Ludwig und Wilhelm) und durch seine Landjäger geradezu in Belagerungszustand. Unter Androhung mindestens vierwöchiger Freiheitsstrafe wurden alle Verbindungen, also auch die Korps Landmannschaften, aufgelöst und alle derartigen Versammlungen strafbar. Duelle wurden mit Festungshaft bedroht. Es fanden welche statt, und es wurde auch gekneipt, aber nun stumm und mit Kartenspiel. Die Unterdrückung und unguten Verhältnisse überschatteten Blumhardts Hauptjahre. Wegen Teilnahme am Stiftungsfest einer Landsmannschaft in Würzburg (im damaligen Ausland) erhielt im ausgehenden Sommer 26 ein Seminarist (Hartmann) vier Wochen Karzer und die Entlassung. Das Tübinger Waterloo-Fest wurde im gleichen Herbst arg verfolgt. Dennoch kam es 1828 zu einer neuen Verbindung, wegen ihres Eifers „Feuerreiter“ genannt. Stiffler waren heimlich beteiligt. Später war diese Korporation geduldet und sogar hoch

geachtet. Doch bei jedem Examen wurde schriftlich die eidesstattliche Erklärung verlangt, weder zur Burschenschaft noch einer ähnlichen Vereinigung, etwa zu einer Landsmannschaft, gehört zu haben (so Blumhardt 22.9.29 und 15.6.1831; ähnlich – unter namentlicher Aufführung von Landsmannschaften – noch Iptingen 6.7.37).

Wie das Verbindungswesen schon in den Niederen Seminaren rumorte und welche Haltung Blumhardt einnahm, bevor er eine Generation später sich noch einmal bei den eigenen Söhnen entscheiden mußte, offenbart nach seiner Studentenzeit ein Brief (7.2.1830 an die Eltern, ungedrucktes Stück) seines jungen Freundes Hermann Gundert, der damals Maulbronner Klosterschüler war, dort übrigens von David Friedrich Strauß als anfänglichem Repetenten eine Zeitlang begeistert, während er mit Blumhardt als Dürrmenzer Vikar verkehrte:

Fast muß ich mich schämen, als ich nach den Burschenschaften, Commentburschen und Feuerreitern in Tübingen fragte und ihn fast dringend um Aufklärung wegen des Zwecks und Vorteils solcher Verbindungen ersuchte, als ich dann die Antwort erhielt, das müsse ich besser wissen als er, er habe sich nie um dergleichen gekümmert, die Sachen seien ihm fast zum Ekel geworden pp. Ihr wißt, ich habe eine gewisse Vorliebe für dergl. Sachen...

Überschaut man Blumhardts Studienzeit mit der vorausgehenden und der nachfolgenden zusammen, so erlebt er eine ausgesprochene Zwischengeneration. Zwischen vierjährigem Normalstudium lief er in einem fünfjährigen Kurs. Und da fünf Jahrgänge beieinander lebten, war das Stift überfüllt. Waren durch die erlaubten Stadtbuden die Verhältnisse in den Schlaf- und Arbeitsräumen auch gerade noch möglich, so erschien doch die Vollzahl bei den Repetenten-Veranstaltungen und kamen bei Tisch noch die Stadtgäste dazu. Blumhardt konnte längst sich schicken, und vielleicht können schon seit der Zeit Versammlungen kaum groß für ihn sein.

Auch fürs Innenleben der Anstalt lag eine Zwischenzeit vor. Die Freitischler waren nicht nur Theologen, sondern stammten aus allen Fakultäten (mit Ausnahme natürlich der neuerlichen Katholischen Theologie.) Diese Zuordnung zum Stift war wie ein Ausklang der Jahrhunderte, da in Württemberg selbst die Mathematiker und Astronomen, Juristen und Mediziner, sofern sie in den Staatsdienst gingen, auf die theologischen Bekenntnisformeln verpflichtet wurden. Für Blumhardts Jahre muß offen bleiben, wieweit der Verkehr Schranken überwand oder ob er umgekehrt den alten Gegensatz täglich förderte, daß sich die Stadtburschen über die Lebensbeschränktheit der Stiftler,

diese über die geringeren Kenntnisse erhoben. Für Blumhardts Leben bleibt ein freundlicher Austausch mit allen Akademikern und ebenso die Vorrangstellung des Glaubens selbstverständlich. Vom Heeresdienst waren die Theologen befreit – nicht zur Zeit von Blumhardts Söhnen. 1830 wurde der Freitisch aufgelöst (in Staatsstipendien umgewandelt.) Das Verbindungswesen war, wie wir gesehen haben, gerade in Blumhardts Zeiten völlig unterdrückt. In all den Spannungen entwickelte sich anfangs allerlei Unruhe, drohte sogar die Auflösung der fast vierhundertjährigen Einrichtung. Doch bis zum Ende der Studienzeit Christophs kehrte wieder ein Geist planvollen Strebens, gesicherter Hochschulsitte und freier Ordnungsliebe ein.

Man muß sich, gerade weil Blumhardt nirgends führenden Anteil hat, nicht zuletzt den Einfluß einer gleichzeitigen geisteswissenschaftlichen Umbruchszeit klarmachen. Seit 1820 ist der philosophische Magister als Schluß der ersten zwei Stiftsjahre abgeschafft. Theologisch hatte Tübingen am Offenbarungsglauben festgehalten. Doch durch die Bekämpfung des Rationalismus fast in jeder Vorlesung hatte im neuen Jahrhundert sich seit der Generation Hegels lebendige Jugend gerade auf die Vernunftseite geschlagen. Der Supranaturalismus alterte, seine Vertreter verstarben. Zwar beginnt mit Christian Baur, aus Blaubeuren mit Kern 1826 zum Professor (der Kirchen- und Dogmengeschichte) berufen, eine neue, die Tübinger Schule; doch zum Durchbruch kommt im Anschluß an Hegel moderne Theologie erst ein Jahrzehnt später. Blumhardt war noch im alten Geist erzogen, aber der moderne steht in seiner Studienzeit vor der Tür. Die Stiftler sind auf dem laufenden: ihre Bücherei schafft jährlich etwa hundertfünfzig Bände an, gerade Neuerscheinungen. Erregt werden Blumhardts Jahre vor allem durch Schleiermacher; Einfluß der norddeutschen Frömmigkeit macht sich bei ihm geltend. Während Hegel die von Kant ausgehende Denkwälzung vollendet und beide ihm und den meisten seiner Mitstudenten zu schwer zu verarbeiten sind, lebt Blumhardt kurz gesagt in der Romantik. Persönlich wird er ihr durch die Freundschaft Eduard Mörikes verbunden; sachlich werden wir die feinen Übergänge noch mit Blumhardts werdender eigener theologischer Haltung herausarbeiten.

Bevor wir überhaupt uns Blumhardt ausschließlich widmen und seine Studien im einzelnen besprechen, ziehen wir aus den Stifts-Akten, die Zündel nicht kannte, die Entwicklung innerhalb seines Jahrgangs aus (die Lokation in der Promotion). Allgemein wurde Blumhardt beim Abgang aus Schöntal Herbst 1824 beurteilt: „Gaben ziemlich gut, Sitten und Fleiß recht gut“; er erhält den Zusatz: „Sehr fleißig und sehr brav; unterstützte sogar seine arme Mutter von hier aus.“

Die Fächer waren ebenfalls „ziemlich gut“ benotet: nämlich die drei alten Sprachen; Französisch, Deutsch und Deklamation, ebenso Geschichte; Mathematik, Physik und Logik. Nur Religion hatte das Zeugnis „gut“, dafür Poesie „mittelmäßig“.

Die Stiftsleitung beurteilte seine Gaben: „Ziemlich gute Fassungs-, minder gute Urteilskraft“, zuletzt „sich bildende Urteilskraft“; sein Gedächtnis: „ziemlich gut“ und zuletzt „gut“; seinen Fleiß: „sehr anhaltend und zweckmäßig, angestrengt und unausgesetzt“, schließlich „im Locus antwortet er ziemlich gut“; das ungebrochene Gut seiner Sitten hat die Zusätze „bescheiden, still, rechtschaffen“ und hebt allmählich „religiös“ hervor.

Innerhalb seines Jahrganges, der wie üblich nach dem Primus als die „Promotion Nast“ bezeichnet wird (Heinrich Nast, hochbegabter Sohn eines Stadtschreibers; er machte kein Examen und starb als

Prediger in Nordamerika), bekam Blumhardt bei der ersten Semesterabschlußprüfung den Rang 18 und blieb drei Jahre in der Mitte (Abfall bis Nummer 24 und Aufstieg bis 18 zurück). Danach rückte er ins erste Drittel auf, stand Ostern 1829 bei Nummer 10 und erhielt einen 3. Preis. Sein Freund Hoffmann stand bald und einwandfrei im ersten Drittel.

Bei Blumhardt entsprach der mittlere Tiefstand seiner einmaligen Erkrankung, die Zerstreuung den Karzerstrafen. Aber menschlich kann – es geschieht bei Blumhardt über die Freundschaft mit Mörike – gerade in jenen Semestern ein Wachstumsschub liegen.

Philologie und Philosophie

Das war 1790 eine große und feierliche Angelegenheit, als die Freunde Hegel und Hölderlin (mit 26 anderen) im Großen Hörsaal der Tübinger Alten Aula zu Magistern der Philosophie promoviert wurden. Dreißig Jahre später war für die Jahrgänge im Stift dieser „Meister“ abgeschafft; er ließ sich nur noch mit ausnahmsweisem Bemühen erwerben. Ursprünglich handelte es sich bekanntlich um den „Meister der Freien Künste“, die schon bei den Römern des freien Mannes würdig waren im Unterschied zu den Fertigkeiten der Sklaven. Durchs ganze Mittelalter war es die Siebenzahl: Grammatik, Dialektik, Rhetorik; Arithmetik und Geometrie, Astronomie und Musik. Setzt man statt Dialektik die verwandte Logik, so finden sich noch alle Fächer in Blumhardts Studieren. Erst recht das sorgfältige grundlegende Vorstudium eigentlicher Philosophie war den Theologen der Blumhardt-Zeit geblieben und zeichnete weiterhin die Württemberger im Durchschnitt vor den übrigen Theologen in Deutschland aus. Auch läßt sich am Tübinger Beispiel für Philologen – also von Lehrern für höhere Schulen – gut beobachten, verfolgen und im Ursprung der Zusammenhang mit den Theologen verstehen. Damals mußte ein jeder noch das Theologie-Studium vollenden und durfte keiner von vornherein die Schullaufbahn erwählen.

Christoph Blumhardt selber gibt in seinem „Entwicklungsgang“ 1830, den wir schon für die Schöntaler Studien auszogen und den Zündel nicht für seine Schilderung benutzte, wir jedoch auch in den nächsten Absätzen anführen, folgenden Überblick vom Herbst 1824 bis Herbst 1826:

Das erste Jahr ward der Philologie, Geschichte, Mathematik und den Elementarwissenschaften der Philosophie gewidmet. Auch die Aufsätze, die mir auszuarbeiten angewiesen wurden, bezogen sich hierauf. Im zweiten Jahre sollte hauptsächlich Philosophie betrieben werden (wie wohl auch hier noch Mathematik, namentlich Physik, eine bedeutende Stelle einnahm). Besonders zogen mich die Schriften von Herrn Prof. Eschenmaier (= Eschenmayer) an, dessen Vorlesungen ich auch neben andern besuchte. Doch auch andere philosophische Schriften wurden von mir gelesen, namentlich die Kritiken von Kant und einige Schriften von Schelling und Jakobi (=Jacobi). Die verschiedenartigen Aufsätze, die ich ausarbeitete, führten mich tiefer in die Schriften dieser Philosophen, deren Systeme teils dargestellt, teils miteinander verglichen, teils geprüft werden mußten. Sehr zustatten kamen mir hierbei einige meiner Freunde, die viel philosophisches Talent hatten und daher häufig zu philosophischen Unterhaltungen Anlaß gaben, die für meine Ausbildung nur günstige Folgen haben konnten.

Nach den Akten des Stifts widmete sich Blumhardt im ersten Jahr zum Studium der Alten Sprachen und ihrer Literatur dem Hebräisch, beim Ephorus Prof. Jäger (Gottlieb Friedr. 1783 – 1843): Kleine Propheten „gut“, Salomonische Schriften „recht gut“; er hat ihn „mit viel Freude und Nutzen gehört“. Im Griechischen lag er „sehr gut“ Aristophanes bei Prof. Karl Phil. Conz (1762 – 1827) ob, der der Lorcher Jugendfreund Schillers und der Tübinger Repetent Hölderlins war und nun alt und von Figur sehr schwerfällig. Latein, und zwar die Satiren des Persius mit „gut“, genoß er beim Repetenten Joh. Jak. Christian Donner (1799 – 1875); der blieb bis heute durch seine ausgezeichnete Sophokles-Übersetzung bekannt. Im nächsten Winter kam Horaz an die Reihe beim außerordentlichen Prof. Gottlieb Lukas Friedrich Tafel (1797–1860, Pionier byzantinischer Studien und von Immanuel, 1796-1863, der von Württemberg her Swedenborg in Deutschland verbreitete, zu unterscheiden); er trug lebendig vor, trieb jedoch wesentlich Grammatik und gab Blumhardt die Note „ziemlich gut“. Neben dieser rein philologischen Ausbildung geschah stoffliche Fortbildung in den folgenden Fächern, die schon in Schöntal Blumhardts Neigung fanden: zwei Semester Geschichte bei Karl Christ. Friedrich Haug (1795-1869), damals noch außerordentlicher Professor und einziger Historiker; er las Weltgeschichte in vielbesuchten, künstlerisch abgerundeten (nicht nachschreibbaren) Vorträgen, druckte aber nur wenig und spät, so daß Blumhardt für sein späteres Weitergeben allein das mündliche Vorbild hatte. Beim Repetenten Ludwig Heinrich Kapff (1802-1869), dessen mathematischer Unterricht gelobt wird (seine Kenntnis orientalischer Literatur gerühmt), widmete er sich zuerst der Arithmetik und Geometrie, dann der Geographie („gut“). In Theoretischer und Praktischer Physik (ohne Zeugnis) ließ er sich vom Tübinger Astronomen Prof. Joh. Gottlieb Friedrich von Bohnenberger (1765-1831) leiten.

Sich bildend betätigte sich Blumhardt bereits selber als Sprachlehrer:

Den größten Einfluß jedoch auf meine Kenntnis und Behandlung der hebräischen Sprache hatten die Privatstunden, die ich einigen Studenten gab. Mit diesen ging ich teils die Genesis ((1. Mose)), teils die Psalmen, teils die messianischen Weissagungen durch; und gewiß konnte nicht leicht ein Lehrer so freudig ausrufen „docendo didici“ ((durch Lehren habe ich gelernt)) als ich in diesem Fall.

In den neueren Sprachen erwarb er nach dem Anfang in Schöntal weitere Kenntnisse. Nach einer Briefstelle (28.6.1826 an Mörike) über „meine französische Stunde“ gab er in der Sprache des Nachbarvolkes eine Zeitlang Nachhilfe anscheinend in der Stadt.

Die Kenntnis des Französischen und die in seine theologischen Semester reichende Nebenbeschäftigung mit Hebräisch wurde für Blumhardts spätere Basler Tätigkeit wichtig. Als noch bedeutender vermerken wir für lebenslange Verbindung mit der Äußeren Mission sein Vertrautwerden mit dem Englischen:

In dieser Zeit erhielt ich auch Gelegenheit, durch einen Freund, der des Englischen sehr mächtig war (den Bruder des seligen Missionars Beininger), auch für diese Sprache etwas zu tun.

Wilh. Gottgetreu Deininger (1804-1891) war in Blumhardts Möttlinger Zeit nahebei Amtsbruder (ab 1847/48 in Althengstett), sein Bruder Gottlieb Christoph (1799-1824) starb als Missionar in englischen Diensten auf Malta. Mit seinem Freunde Hoffmann übersetzte Blumhardt gar zum Erwerb des ihnen

nötigen Taschen- und Büchergeldes englische Unterhaltungsliteratur. Solche zeitraubende Tätigkeit wurde allerdings von der Stiftsleitung nicht gern gesehen. Dabei hat Blumhardt eine Ahnung, daß er die neueren Sprachen noch brauchen wird. Im Frühjahr 1827 (20.2. und 14.3. an Mörke) schreibt er: Im Englischen mache ich übrigens schnelle Fortschritte – und ich meine als ((schwäbisch für „so“)), das Englische und Französische müsse mir einst noch zu besonderen Zwecken dienen; beide habe ich alleine (sozusagen) gelernt. – Aber ja, vor meiner Mutter sollst du schweigen: der Grund würde sie zu sehr kümmern. – Geld ist alles, was ich brauche ... Oder meinst du, ich woll' so ein bißchen Ehre und dergleichen? o! ich will es so geheimhalten, daß es keine Seele erfährt.

In den Wochen der Osterferien lesen wir öfter von Zeitdruck und kennen den Verlag und die Heldin (Miss O'Hara); bei den Gebrüdern Franckh in Stuttgart kamen damals vor allem die Romane des Romantikers Scott heraus (über hundert Bändchen), aber Blumhardts Ende des Jahres fertige Übersetzung ist darin nicht zu finden – sie bleibt tatsächlich geheim.

Von den Philosophen konnte Blumhardt keinen führenden Geist – wenn auch in Eschenmayer einen auf ihn sehr wirksamen – hören; gerade in der Blütezeit deutscher Philosophie fehlte Tübingen ein nennenswerter Vertreter. Doch geben wir weiter seine Lehrer an, zumal die Familiennamen in der schwäbischen Gelehrten Geschichte wiederkehren. Im ersten Semester hörte Blumhardt Logik bei Prof. Andreas Heinrich Schott (1758-1831), der 1798 dem Mitbewerber Schelling vorgezogen worden war und der (witziger Gesellschafter), weder tiefer Denker noch anregender Lehrer, nun seine letzten Jahre las und Blumhardt die Note „mittelmäßig“ erteilt. Dagegen bekam er im zweiten Semester „sehr gut“ bei Prof. Karl August Eschenmayer (1768-1852) in Psychologie und belegte im dritten bei demselben Naturrecht (an der Prüfung konnte er nicht teilnehmen). Im gleichen Semester hörte er bei dem durch seine Lehrbücher bekannten Prof. Heinrich Christoph Wilh. Sigwart (1789-1844) Geschichte der Philosophie („gut“) und im letzten bei demselben Metaphysik und Praktische Philosophie (beidemal „sehr gut“). Logik und Psychologie waren Grundlage, mit Blumhardts Ausdruck „Elementarwissenschaften der Philosophie“; sie und Naturrecht, ferner Moral- oder Praktische Philosophie und Metaphysik bildeten in Fach und Folge die gewohnten Pflichtvorlesungen, daneben stand zusammenfassend die Geschichte der Philosophie als Gesamtkunde philosophischer Wissenschaften. Damit hatte Blumhardt eine vollständige Übersicht und genügend Durchblick von dem Fach gewonnen, das aufgrund der Vernunft Wissenschaft und Leben weisheitsvoll ordnen will. Wesentlich halfen in die Vertrautheit mit der Philosophie die gleichlaufenden Veranstaltungen des Stifts und das von den Repetenten überwachte eigene Lesen philosophischer Werke. Am meisten vertiefte die eigenständige schriftliche Durcharbeit ausgewählter Fragen. Doch fanden wir leider keinerlei Aufzeichnungen von Blumhardts Stiftsaufsätze der ersten vier Semester. Wir müssen uns mit der brieflichen Bemerkung (16.7.1826) vom Ende des zweiten philosophischen Jahres begnügen, daß er (mit Sigwarts endender Vorlesung) sich mit einer großen Arbeit über Praktische Philosophie abmühte. Und wahrscheinlich gehört Zündels Bericht in die philosophischen Semester, Blumhardt habe für einen Aufsatz über Freiheit und Unfreiheit des menschlichen Willens das Lob des Repetenten erhalten: „Ei, ei, der Blumhärtdle ist originell! recht originell!“

Nicht zuletzt verdankt Blumhardt seine philosophische Schulung dem Austausch in einem studentischen Zirkel. Nach Nachrichten aus dem Leben seines hilfreichsten Studienfreundes, des ihn seit Schöntal begleitenden Wilhelm Hoffmann, gehörte zu diesem Kreis aus der Blaubeurer Promotion D. Fr. Strauß, Fr. Th. Vischer und Gustav Pfitzer (1807-1890), der durch harmonische Geistesausbildung und Überlegenheit Führende, später Professor am Stuttgarter Gymnasium und durch Gedichte und Übersetzungen damals bekannt. Doch ist dieser frühe Kleinkreis nicht zu verwechseln mit dem um Strauß in seinem letzten Studienjahr. Jener kümmerte sich auch um neuere Literatur, dieser war nur philosophisch.

Wenden wir uns zu den Philosophen, mit denen sich Blumhardt namentlich beschäftigte, und versuchen wir, über den Einfluß ihrer Gedanken auf ihn uns ein Urteil zu bilden! Von Kant las Blumhardt mindestens zwei, wenn nicht alle drei Kritiken. Doch selbst Strauß meldet aus jenen Jahren, er habe damals Kant der in Tübingen durch Johann Friedrich Flatt (1759-1821, aus der Schule des Theologen Storr) wesentlich mit Grundlegung der Moral eingeführt war, keinen Geschmack abgewonnen und seine Probleme nicht begriffen. Erst im Freundeskreis seines letzten Jahres (das Blumhardt nicht mehr auf der Universität miterlebte) habe er sich in Kants Zwischenschrift der „Prolegomena zu einer künftigen Metaphysik“ (1783) eingearbeitet und dann sich Hegels „Phänomenologie des Geistes“ (1807) vorgenommen. In den philosophischen Vorlesungen war nur Summarisches über Kant und noch keine Auseinandersetzung mit Hegel zu hören. Blumhardt hat also Hegel nicht kennengelernt oder nicht studiert und hat sich die Gedankengänge Kants nicht erarbeitet oder gar zu eigen gemacht. Man darf demnach nicht von diesen beiden herkommen, um Blumhardt zu verstehen. Kants strenge Trennung von Wissen und Glauben, seine Einengung aller beweisbaren Aussagen auf unsere Raum-Zeit-Welt und die Kopplung gültiger Begriffe mit allgemein zugänglicher Wahrnehmung, derlei harte Wahrung der Grenzen für unsere wissenschaftlichen Aussagen und die Feststellung der Unzulänglichkeit zu einer angeblichen Geisterwelt wird man bei Blumhardt nicht finden. Ebenso natürlich nicht die von Hegel über Strauß in die moderne Theologie gekommene Gedankenbildung von Offenbarung und Mythos ...

Die philosophische Einstellung seines ersten Stiffterkreises beschreibt Strauß (im Lebensbild des Freundes Christian Märklin, 1807-1849, der mit Strauß in gleicher Promotion und vom Pfarramt abgekommen, 1851 S. 33):

Man las Kant und verzog das Gesicht über den sauren Apfel, in den man gebissen hatte; man las Jacobi, der schmeckte schon süßer, und man meinte, wenn das Philosophie sei, schon mittun zu können; man las Schelling, und wer die Jugend – zumal eine so wie wir erzogene – zu begeistern weiß, der hat sie.

Das dürfte auch für das Mitglied Blumhardt gelten. Obschon wir die gelesenen Einzelschriften nicht wissen, so lag Jacobi, in seiner Jugend mit Lessing und Goethe befreundet und dann von Hamann beeinflusst, als der Philosophenlehrer der Romantiker mit der Gründung der Philosophie auf Gefühl und Glauben in Blumhardts bisheriger weltanschaulicher Entwicklung. Jacobi bezeichnete ja den Verstand als heidnisch und sich nach dem Gemüt als Christ (wozu der spätere Strauß das Fragezeichen setzt „Wenn das Philosophie sei“). Schelling verkörpert besonders eindrücklich die

Gedankenwelt der großen Schwaben, ihr Gerichtetsein auf Einheit und Ganzheit des Daseins, die Ansicht der Wechselbedingtheit und –durchdringung von Natur und Geist..., das schwäbische Sowohl – Alsauch und Weder – Noch, dazu Aufnahme mystischer Anschauungen; theologisch liegt er weithin in der Richtung Bengel - Oetinger. Wenn auch nicht mit philosophischen Begriffen übernommen, so müßte doch stammes- und stimmungsmäßig unserem Blumhardt Schelling liegen. Der hatte sich zwei Jahre nach den Freunden Hegel und Hölderlin den Magister geholt mit einer Abhandlung über den Ursprung der Übel nach Mythos und Philosephemen in 1. Mose 3. die seine später in unerwartete Wendungen laufende Mühe schon umgreift. In seine ersten Stufen des Übergangs von Idealismus (Kants und Fichtes und gegen Hegel) zur Romantik war er Blumhardt durchaus annehmbar mit der Lehre, das Reich der Natur wie das Reich des Geistes (der Geschichte) habe gemeinschaftlichen Urgrund im Absoluten (Gott), und mit seiner Verschwisterung von Philosophie mit Kunst und Religion. Sollte Blumhardt zu seiner Arbeit über Willensfreiheit nicht Schellings „Über das Wesen der menschlichen Freiheit“ (1809) eingesehen und im jugendlichen Grübelringen mit dem Ursprung des Bösen sich auf Schellings dortige Bestimmungen nicht gestützt haben, das Böse sei nicht von, doch auch nicht ohne Gott, sei in einem dunklen „Ungrund“ gelegen und von Gott (nicht gewollt, aber auch nicht nichtgewollt) eben zugelassen?

Blumhardts Anschauung vom Verhältnis zwischen Vernunft und Glauben muß am Ende des Philosophie- und Tübinger Studiums ungefähr so ausgesehen haben (und blieb so): Die Entscheidungsfreiheit des Menschen wird vorausgesetzt. Wie Bengel betonte, ist die Vernunft zum Vernehmen da, und ist – wie Hamann gegen den Rationalismus bis Kant lehrte und Jacobi fortfuhr – mit dem Menschen in die Sünde gefallen; sie soll nicht gottlos sich gebärden und nicht eigenschöpferisch sein wollen. Der Christ gründet sich auf Gottes Wort und Gottes Geist innwerden. Glaubensüberzeugung benutzt Vernunft und Erfahrung, die die biblische Lebenslehre nachprüfen; sonst wäre die praktische Seite der Verkündigung Überredung oder Terror. Wir werden auf den Weg des Heils von Zeugen gewiesen und wagen ihn nicht ohne Vernunft und ohne Erprobung (zumindest angesichts beispielhafter Anderer); sonst wären wir gezwungen – dies ohne oder gar Widervernunft – und fielen leicht Wahnbildern anheim.

Es bleibt uns, den Philosophen, der Blumhardt am meisten beeinflußt hat und mit dem er sich noch in seinen Mannesjahren auseinandersetzte – auch in persönlicher Verbindung blieb, kurz zu besprechen: Eschenmayer. Als Gasthörer für Medizin war er einst mit Schiller zusammen auf der Karlsschule. Als Arzt veröffentlichte er „Sätze aus der Natur-Metaphysik, auf chemische und medizinische Gegenstände angewandt“ (Tübingen 1798) und (u.a.) „Die Philosophie in ihrem Übergang zur Nicht-Philosophie“ und „Der Eremit und der Fremdling, Gespräche über das Heilige und die Geschichte“ (Erlangen 1804 und 1805). Mit Hofkreisen verbunden, wurde er 1811 zu Tübingen außerordentlicher Professor für „Medizin und Praktische Philosophie, ab 1818 ordentlicher für die letztere und gab, altgeworden, diese Stellung 1836 auf (in der Kampfzeit um „Das Leben Jesu“ von Strauß). Er mühte sich um Begriffsbestimmungen. An Goethe pflegte er Mangel sittlichen Ernstes zu rügen. Beides wird Blumhardt beeinflußt haben. David Friedrich Strauß, als Student nahezu befreundet, hat ihn später als „mystischen Dilletanten“ abgeurteilt. Nach K. Klüpfel („Universität Tübingen“ 1849 S. 367 f) waren „seine Vorträge wenig geeignet, die Studierenden unter die Zucht des

Gedankens zu nehmen“; aber „er wußte Liebe und Vertrauen zu erwecken“ und „sein Verhältnis war das des eingeweihten Meisters zum Schüler“. Dazu gründete er seine Weltanschauung übereinstimmend mit dem Bibelwort. Für Naturen wie Blumhardt war er als reifer Mann eine faszinierende Persönlichkeit, manchmal mit geheimnisumwitternden Aussprüchen. Er wurde der Freund des Weinsbergers Oberamtsarztes Justinus Kerner und hast mit ihm ekstatische Zustände im Grenzgebiet der Seele untersucht, sich freilich im hohen Alter von einem oft betrunkenen Schneider hinters Licht führen lassen. Derlei war aber zu Blumhardts Zeit noch lange nicht am Tage. Im genaueren geistesgeschichtlichen Darstellungen der Romantik stößt man neben Kerner noch heute auf ihn; in der Literatur hatte ihn Immermann im „Münchhausen“ als „Eschenmichael“ nur lächerlich gemacht.

Welche Schriften vom breit gehörten und viel veröfentlichenden Philosophieprofessor mag Blumhardt gelesen haben? Der oben angeführte früheste Titel verrät schon, wie der rege Geist Kants Formalismus auf die Medizin zu übertragen sucht und sich von Schelling anregen läßt. Eschenmayer, der mit Schelling lange im Briefwechsel stand, wird Blumhardt mit dessen Gedanken vertraut gemacht haben. Seine eigene Philosophie, deren Grundriß schon im „Eremit“ zum Durchbruch kommt, lautet schließlich: Die Vernunft faßt spekulativ die Idee des Wahren, Guten und Schönen, der Mensch mystisch das Heilige. Über beiden steht Gott und dorthin (Nicht-Philosophie) reicht allein der Glaube, dem Christus als dem Menschengestalt verborgene Weisheit gegeben ist (1. Kor. 1, 30). Die Philosophie arbeitet vom Selbstbewußtsein her und kann höchstens zur Idee der Einheit von Wissen und Sein aufsteigen (das ist Gott als Vernunftgötze; so später gegen Hegel). Der vom Wort der Offenbarung gezeugte Glaube, der mit dem demütig gewordenen Wissen Hand in Hand den Weg des Lebens geht (das ist Christus Joh. 14,6), kommt vom Heiligen her zur christlichen Philosophie. Die menschliche Idee des Wahren veredelt sich im Schönen und wird vollkommener im Guten – so weit reicht Wissen -, am vollkommensten im Heiligen, das sich aber dem Glauben offenbaren muß (in Christus als fleischgewordenem Logos). Durch die Sendung seines Sohnes hat Gott – bei Freiheit des Menschen – eine Herrschaft angefangen, doch kann der Kampf des Reiches Gottes erst durch Christi Wiederkunft entschieden werden. Die letzten Aussagen beherrschen bekanntlich Blumhardt von der Jugend bis zum Tod. An philosophischen Hauptwerken waren für seine Studienzeit die „Psychologie“ (1817; 2. Aufl. 1822), die „Moralphilosophie“ 1818 und die dreibändige „Religionsphilosophie“ (Tübingen 1818-24), deren dritter Teil den Supranaturalismus darstellt, erschienen und „Die einfachste Dogmatik aus Vernunft, Geschichte und Offenbarung“ gerade veröffentlicht (Tübingen 1826). Las Christoph die nicht einmal in den allgemeinen Bücherverzeichnissen mehr findbare Schrift „Mysticism“ (Tübingen 1823)? Die „Naturphilosophie“ und erst recht die Veröffentlichungen mit Eschenmayer Dämonenlehre erschienen erst in den dreißiger Jahren und sollen bei der Besprechung von Blumhardts „Geisterkampf in Möttlingen“ (vierziger Jahre) herangezogen werden.

Den Zusammenhang von Eschenmeyers gläubiger Philosophie mit dem Arzt oder der Medizin deutet sein Schlußgedanke ein: Zum Glauben sollen die Tatsachen des Somnambulismus, der Geistererscheinungen und der Heilungen von Besessenen durch den Namen des Herrn zurückführen. Unter seinen medizinischen Schriften behandelt er „magnetische Heilungen“ Tübingen 1897 und veröffentlichte Stuttgart 1816 den „Versuch, die scheinbare Magie des tierischen Magnetismus aus physiologischen und psychologischen Gesetzen zu erklären“; 1817-24 war er der Hauptherausgeber

des „Archivs für den tierischen Magnetismus“. Vom Begründer der Lehre von Heilung durch Zuspruch im hypnotischen Schlaf und von Besserung der Nerven durch massierendes Streicheln (damals „animalischer Magnetismus“), nämlich über Franz Mesmer (1734-1815) hat J. Kerner das erste Lebensbild gezeichnet (1856), nachdem er schon 1824 die „Geschichte zweier Somnabülen“ (französisch zum lateinischen „Schlaf“) veröffentlicht hatte. Mesmer, am Bodensee geboren und gestorben, war Arzt vor allem in Wien und Paris. Eschenmayer wurde in Tübingen der Hauptvertreter des Mesmerismus, der im Volke, da diese Dinge bisher ziemlich unbekannt und jedenfalls noch gänzlich unerforscht waren, als Magie oder Zauberei angesehen wurden. In Blumhardts Studentenjahren liegt die Beobachtung und Behandlung der Friederike Hauffe (geb. Wanner, Prevorst 1801 – Löwensein 1829), der in „schlafwache“ mit „Weissagen“ verbundene Zustände fallenden „Seherin von Prevorat“. Von Eschenmayer angeregt, haben u.a. Blumhardts Freunde Wilhelm Hoffmann und David Friedrich Strauß Weinsberg und seine Seherin besucht. Als Richtlinien für die späteren Auseinandersetzungen zeichnen wir gleich auf: Blumhardt hat solchen Besuch ausdrücklich abgelehnt, weil er eine natürliche Abneigung gegen derartige, damals gehäuft auftretende Erscheinungen hatte; sie hatten für ihn etwas Grauenhaftes und die Anknüpfung an sie etwas Unnützlichtes. Auch Hoffmann blieb kritisch und schenkte Strauß als Gegengift Hegels „Phänomenologie“. Strauß ließ sich von dem engelhaften Eindruck der Seherin hinreißen. Von ihm hat Blumhardt später gesagt, jener wäre durch die Stützungsversuche auf Somnambulismus vom christlichen Glauben überhaupt abgekommen. Eschenmayer selber lehnte den aus der Bibel kommenden Tadel, Tote zu befragen, ab, freilich mit einer eines Philosophen unwürdigen Logik: „Wer befragt denn Tote? Tote können nicht antworten; wohl aber Lebende, die in Geistergestalt umherirren. Wenn diese zu den geeigneten Menschen kommen ...“ Dagegen hat der spätere Blumhardt den um 1850 aus Nordamerika sich verbreitenden Spiritismus (Totenbefragung durch Medien) aufs schärfste bekämpft.

Für die geistesgeschichtliche Einordnung haben wir gesehen, wie vielfältig Blumhardt gerade durch Eschenmayer unter romantischen Einflüssen stand. Gemessen an Strauß und an Vischer konnte Kritik nicht seine Stärke werden. Die tragende Verbundenheit zur Romantik durch den jungen Mörike haben wir kaum berührt und der besonderen Entfaltung dem nächsten Kapitel vorbehalten. Zum Abschluß der beiden Jahre sozusagen als stud.phil. müssen wir in diesem Teil noch die Beschäftigung mit der letzten der Freien Künste, der Musik, erheben. Ihr hat sich Blumhardt mehr als die andern drei eben Genannten und mit viel Zeitaufwand gewidmet, was wohl für seine Gesamtstimmung bezeichnend ist. Wir erinnern an die Schöntaler Vorliebe mit Bezug auf seine musikalischen Freunde Hetsch und Hauber. Für die Tübinger Zeit können wir Übungen an Musikinstrumenten belegen. Vom Sommer 1825 bis Frühjahr 1829 spielte Blumhardt bei Proben und den Universitäts-Aufführungen die Viola und erhielt die Noten: in Takt- und Notenkenntnissen gut, im Noten-Treffen mittelmäßig bis gut und überhaupt fleißig. Zündel berichtet, daß er sich ohne Lehrer im Klavierspiel übte und „Sachen von Beethoven“ abschrieb. Außerdem übte er sich nach einer Briefstelle zuletzt auf der Flöte. Daß Blumhardt, der pflichtgemäß an den Deklamationsübungen teilnahm, gar nicht das Singen übte, ist ausgeschlossen, obschon wir es nicht belegen können. Spät noch erwähnt er neben der Förderung seines musikalischen Sinnes durch „den nachmaligen großen Musiker Hetsch“, daß er in Tübingen

seine Choralsammlung begann. Lange fand er nicht, was er eigentlich suchte; denn gegen die Zeit begann er ältere Gesänge und ihren rythmischen Satz zu bevorzugen. Selbst „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ (Philipp Nicolai) stand weder im Württembergischen noch badischen Gesangbuch, sondern wurde erst vom mit Blumhardt später befreundeten Albrecht Knapp in dessen Fassung eingebürgert. So wird Blumhardt nicht erfahren haben, daß die Anfangsbuchstaben seiner Strophen ein Gedenkzeichen an Wilhelm Ernst Graf und Herr zu Waldeck waren, den der Dichter fürs Studium erzog und der (vierzehnjährig am 16.9.1598 einem Fieberanfall erlegen) in der Tübinger Stiftskirche begraben liegt.

Welchem Leiter konnte sich Blumhardts fernere Ausbildung anvertrauen! Bedenkt man, daß das sangesfreudige und Hausmusik schätzende Schwaben – läßt man Mozart mit seinem Vater aus Augsburg außer Betracht – sonst keinen weitbekannten Komponisten hervorgebracht hat, so ist die Betätigung unter Friedrich Silcher (1789-1860) ein Glücksfall. Wenn dagegen für Schwaben doch das denkerische Bestreben die Vorherrschaft besitzt, wird Blumhardts Vorliebe für Musik statt Denken als Hauptbeschäftigung ein Vorzeichen, daß er sich eben nicht unter Führer des denkerischen Streites der nächsten Jahrzehnte mischen wird. Silcher war zum Reformations-Jubiläum 1817 (durch Bahnmaier) als erster Musikdirektor an die Tübinger Universität gekommen (im Stift unterstand ihm mit der Aufsicht über die Instrumente und Musikalien der Musikdirektor). Mit seinem Sinn für das Schlichte und Einfache, das Innige und Sinnige, d.h. das wahrhaft Volkstümliche wurde er der Führer der Volkslieder-Singebewegung und entsprach ebenso mit seiner Betreuung von Kirchenlied und – gesang völlig Blumhardts Neigungen. Allein das Programm seiner Stiftsmusik bei der Visitation 1825, das neben Mozart von (Silcher bekannt und von ihm verehrt) Weber „Leise, leise, fromme Weise“ in Silchers Satz und seine Vertonung von „Wo ist des Sängers Vaterland?“ (Theodor Körner; die weiteren Strophen atmen die Luft der Freiheitskriege und Burschenschaften – darum wohl nicht gesungen) bietet, belegt die Einbettung in die Romantik.

Studentenstunde

Über den Studienbetrieb hinaus bedurfte ein so geselliger Mensch wie Christoph Blumhardt größerer und tieferer Gemeinschaft. Die nationale Erweckung hatte ihn nicht angesteckt; an von Gruppe verstärktem Haß der Obrigkeit oder der Franzosen ist nicht zu denken. Seines Landsmannes Umland von Silcher vertonter, noch im letzten Krieg als Bestattungslied gebrauchter „Guter Kamerad“ zeigt sich nicht feindlich, sondern enthält nur das Grausige des Kriegshandwerks. Auch die teilweise ergreifenden Glaubenslieder eines Ernst Moritz Arndt, Max von Schenkendorf, Theodor Körner hat der Student Blumhardt kaum gesungen. Ein Turnverein konnte ihn nicht befriedigen. „Denn die körperliche Übung macht nur zu wenigem tauglich, die Frömmigkeit dagegen zu allem: ihr ist jetzt und künftig das Leben verheißen (1, Tim. 4,8 in neuerer Übersetzung). Da im Stift tägliche gemeinsame Andachten fehlen, er dieser aber von Jugend angewohnt ist, erstrebt er wie im Niederen Seminar die gesonderte Erbauungsgemeinschaft. Für die Schöntaler Zeit muß allerdings nachgetragen werden (laut innerem „Entwicklungsgang“ 1830), daß die Gebetgemeinschaft im Walde, die im ersten Jahr sich bis auf

sechs Lieder erweiterte, in den übrigen drei Jahren zerfallen war. Nur die Ferien in Korntal belebten (oder der Stuttgarter Onkel):

In der Regel ging's so, daß die Vakanzen mich wieder erneuerten; sodann ging's in den ersten Wochen nach der Vakanz ziemlich ordentlich: ich betete regelmäßig und las viel zu meiner Erbauung; bald aber ließ ich nach und wurde lauer und lauer, bis die nächste Vakanz mir wieder neues Leben einhauchte.

Auch in Tübingen versuchte Blumhardt sein Glaubensleben wachzuhalten und zu stärken, doch gelang dies nicht auf Dauer. Gar nicht genügt dafür das zeitweilige stille Lesen in einem Andachtsbuch, das die Briefe an Mörike bezeugen. In die Bibelauslegung wird er studierend täglich philologisch geführt. Selbst wenn sie über wörtliche Erklärung hinausginge, gibt sie nichts seinem Verlangen nach Glaubenslehre und –stärkung. Der zu Barths Zeiten üblichere Besuch einer Stunde in der Stadt ist in seinen Jahren angekommen. Wenn er für die Umgebung Urlaub bekäme, so müssen ihn grobe Ausartungen von Pregizerianern 1825 nahe Tübingen abschrecken. Doch in einem Freundeskreis vom Stift her wurde ihm glücklicherweise Gebet und Gespräch über der Bibel im Einklang von erkennender Vernunft und ergreifendem Gemüt nach dem Wunsch des Paulus geboten (Eph. 1,18): „Er (der Gott unsers Herrn Jesus Christus) erleuchtete die Augen eures Herzens, daß ihr erkennen möget, zu welcher Hoffnung ihr von ihm berufen seid.“ Die Tübinger Studentenstunde war natürlich überkonfessionell: lutherisch und brüdergemeinschaftlich, durch Ausländer ebenfalls zwinglich und calvinisch. Für ihr Verständnis kommt uns alles zugute, was wir vom Pietismus im ersten Buch geschrieben haben. Freilich schwankte ihre Güte und ebenso Blumhardts Teilnahme. Wir lesen uns in diese ihre Geschichte ein.

Christian Gottlieb Blumhardt, der Vetter seines Vaters und späterer Missionsinspektor, hatte als Tübinger Stiftler um 1800 ein paar pietistische Freunde um sich gesammelt. Von Prof. Friedrich Flatt (1759-1821) hatten sie sich als private Sondervorlesung in die neuere Missionsgeschichte einführen lassen. Aber das „Kränzchen“ Sonntag abends hatte keine lange Blütezeit. Aufschwung gab seit 1815 der Repetent Karl August Osiander (1792-1834), Barths innigster Freund, und das Wirken von Prof. Bahnmaier (1815-1819). Im Herbst 1818 ging die überraschende innere Wandlung von Ludwig Hofacker vor sich, der nun (wie wir für Blumhardts endende Schöntaler Zeit erwähnten), seit März 1823 als Stadtvikar an der Stuttgarter Leonhardskirche seine gewaltigen Erwekungspredigten hielt. Im Herbst 1820 erlebte der (uns ebenfalls schon bekannte) spätere Liederdichter Albert Knapp seine Umkehr. Dr. Steudel, der als Professor (seit 1815) sich des Beiwohnens in der Studentenstunde nicht schämte, führte dort das Gebet ein, wie es Barth längst als ständige Einrichtung vorgeschlagen hatte. Er, dessen Stuttgarter Aufwachen wir einen ganzen Abschnitt in Blumhardts Gymnasialzeit widmen mußten, war als Tübinger Stiftler (1817-1821) einer der rührigsten Glieder der Versammlung. Man hielt auch Verbindung mit Gemeinschaftsleuten der Stadt; ihrem Hilfsverein für die Basler Mission flossen rege Spenden zu. Als Glieder der Studentenstunde sind auch sein Stuttgarter Freund und Biograph Karl Friedrich Werner (1821-1825 im Stift), als Pfarrer von Fellbach ein maßgebender Pietistenführer, zu nennen und Christian Burk (1800-1880), später Gründer und Schriftleiter des pietistischen Wochenblattes „Der Christenbote“. Der so berühmte Tobias Beck nahm aber seit 1822

nur wenige Jahre teil: ihm wurde die Versammlung zu häufig und dabei zu unvorbereitet, schablonenhaftes Getue. So stand sie bei Blumhardts Einzug ins Stift wieder auf einem Tiefpunkt. Da beschlossen Neujahr 1826 Wilhelm Hofacker (1805-1848, Ludwigs Bruder) und Sixt Karl Kapff (1805-1879) – der erste in Stuttgart später Pfarrer, der letzte dort Prälat und großer Kirchenführer – die Neugründung. Es ist ihr Verdienst und das zweier Repetenten (Christian Christoph Eipper 1799-1877 und Christian Friedrich Kling 1800-1862, später Marburger Professor), dem „Verein christlicher Studierender“ (so bezeichnet ihn Blumhardt 1838) zu neuem Leben verholfen zu haben. Gleichwie sich der früher gezeichnete philosophische und literarische Gesprächskreis in der Beckei (Beckbecke) traf, versammelte sich dort nach der üblichen Bezeichnung die „Pia“; im Stift hießen ihre Glieder etwas spöttisch (türkische Münze) zuweilen „die Piaster“. Zu ihnen zählte, wenn auch mit Schwankungen, Christoph. In den ersten Jahren belebte ihn „viel Eifer“ (Entwicklungsgang). Doch dann kam erneuter Verfall:

Es wurde zuviel diskutiert, und kein erfahrener Christ lenkte die Gespräche auf das Eine Notwendige ((Luk. 10,42)) ... Nun wurde ich lau, kam selten, und ich blieb allmählich ganz aus. Und war nun wieder zwei bis drei Jahre allein ... Im letzten Jahr wurde ich wieder Mitglied. Unausprechlich war der Segen, den mir die Stunden, in denen wir zusammenkamen, wenn es gleich oft schwach nach Menschenart darin herging, gewährten.

Es bleibt zweifelhaft, wie stark Blumhardt Barth, der damals in Möttlingen – die Vereinigung mit Missionsvorträgen besuchte, erlebt hat. Immerhin führte er selber dem Kleinkreis z.B. Jakob Heinrich Staudt (1808-1884) zu, der dann als Pfarrer von Korntal (1843-1882) diese Brüdergemeinde prägte und sein Schwager wurde, und hat er als Vikar „das Kränkle“ seinem jungen Freunde Gundert empfohlen. Seit der Repetentzeit (1830) von Hofacker und Kapff ist die Tübinger Stunde ein festgewurzelter Baum bis in unsere Tage geblieben.

Jedoch der Studienfreund Hoffmann hat sich seinerzeit nicht zusammen mit Blumhardt am Kränzchen beteiligt; er hat die Vereinigung erst als Repetent (1832-34) und später wieder als Ephorus (1850-52) gefördert. Zwei andere Freunde hat Blumhardt seiner Möttlinger Gemeinde noch mit Namen vorgestellt (im Lebenslauf 1838):

Besonders lieblich war mir die Verbindung mit etlichen neuen Freunden, die mich der Herr in Tübingen finden ließ. Zwei derselben sind längst in ihre Ruhe eingegangen. Der eine, Rudolph Flad aus Stuttgart, der als Vikar in Oßweil segensreich wirkte und zu Stuttgart starb, war mit ein belehrender und warnender Freund durch seine Reife und Christenerfahrung. Der andere, Mosmann von Schaffhausen, von dem eine kurze Lebensbeschreibung vor etlichen Jahren im Druck erschienen ist – eine der kindlichsten und gediegensten Seelen, die mir je bekannt geworden sind -, ist durch die Zartheit seines Gewissens, die Innigkeit seines Glaubens und die Herzlichkeit seiner Bruderliebe mir unaussprechlich gewinnreich geworden.

Mit Rudolf Flad (1804-1830; Sohn des Stuttgarter Hofschusters), der 1826 sein Vikariat antrat, stand Blumhardt schon von Schöntal aus in Verbindung, während damals jener wie Mörike im Uracher Seminar weilte. So hat Blumhardt ebenfalls mit Wilhelm Hofacker, der als Sohn des nachmaligen

Stuttgarter Amtsdekans vielleicht sogar Blumhardts Klassenkamerad auf dem Gymnasium war, aus Schöntal einen Briefwechsel geführt. Vom Beginn hat Blumhardt Mörke brieflich erzählt (16.7.1826), wie er einst in den ersten Schöntaler Osterferien zu Stuttgart durch Absprache der beiden Väter (in den Familien muß sogar eine ferne Verwandtschaft vorliegen, da Blumhardts Mutter den jungen Flad in einem Studentenbriefe einmal Vetter nennt) bei Flad Besuch machte, wie bald darauf auf einem Spaziergang zum Bopser Flad mit Hofacker Blumhardt ins Gebet nahmen und daß ein Bündnis der Fürbitte und des Bibellesens geschlossen wurde. Der Stuttgarter Flad war als Älterer ein verständnisvoller angehender Erzieher.

Neben ihm steht der feinfühlig Georg Ludwig Mosmann (1808-1833), drei Jahre jünger als Blumhardt. Der Schweizer studierte (später als Flad) 1827-29 in Tübingen und hatte Beziehungen zur Gemeinde Korntal wie zu Barth in Möttlingen. Zurückgekehrt versah er eine kleine Gemeinde bei Schaffhausen, wurde 1830 Pfarrer im erwecktem Beggingen, mußte aber nach drei Jahren sein Amt wegen Lungenschwindsucht aufgeben. In der Beschreibung vom „Leben eines jungen Gerechten“ (von Joh. Jakob Schalch, Schaffhausen 1834; 168 S.) findet sich mancher Einblick im Glaubenszweifel und –erfahrungen und in den „schönen Herzensbund auf Christum“ der Tübinger Studenten.

Es war Aufgabe des Briefwechsels, den Blumhardt schon aus dem Niederen Seminar mit den Freunden führte, über das Glaubensleben zu berichten. Das stärkte nicht nur das Bemühen und die Selbstbeobachtung, sondern führte leider in die Gefährdungen durch Selbstgefälligkeit oder durch Zerstörung ruhig wurzelnden Vertrauens. Man suchte Selbstgewißheit in Gefühlsseligkeit und Halt im Herzensfrieden. Aber bei der Vergänglichkeit der Empfindungen geriet man nur immer in Enttäuschungen und Klagen, in Selbstanklagen und tiefen Mißmut. Jedoch der Irrtum wurde erkannt, der Irrweg fortan gemieden (so z.B. R. Flad aus Tübingen 10.12.1822 an seinen Mentor A. Knapp). Man lernte mit Luther, die Glaubensgewißheit unabhängig von unseren Selbsteinschätzungen aufs Wort Gottes zu gründen und getrosten Gewissens jenseitig unseres wechselnden Gefühlslebens das Urvertrauen zu bekennen, daß Gott in Christus die ganze Menschheit mit sich versöhnt hat.

Die beiden früh vollendeten Freunde mögen andeuten, welche Geister sich in der Pia zusammenfanden, tonangebend vielleicht vom irdischen Leben zeitig Gezeichnete. Flad verlor wie Blumhardt den Vater, hatte seitdem Mühe um Geldmittel, beklagte einen kleinen Sprachfehler und starb nach längerer Krankheit. Bemerkenswert ist, daß Blumhardt unter den Ausländern keinen norddeutschen Freund erwähnt. Zu wenig Gemeinsamkeit und zu wenig Anziehung? Denn über die Studentenstunden hinaus war „das Blumhärde“ (so z.B. Flad) vielen freundlich und angenehm. Nach einem jüngeren Studiengenossen (bei Zündel S. 23) war Blumhardt „bei allerlei Gattungen von Studenten wohlgelitten und geliebt.“ Erhalten ist ein Albumblatt (26.9.1827 an Unentdeckten): „Was uns zusammengeführt hat, sei Dir Bürge, daß uns Berge und Meere nie trennen können.“ Von dem Stiefsohn seines Onkels Präzeptor Blumhardt schreibt er Anfang Juli 1827 der Schwester nach Stuttgart: „alle Abende versammle ich mich mit Ostertag und noch einem Studenten in einem Gartenhaus, wo jeder in lautem Gebet oft auch knieend sich ergießt.“ In jenen Kreis oder zu solchen Freunden könnte aus seinem Nachlaß die Abschrift (fremder Hand) eines vielstrophigen

Bekenntnisgedichtes
geh

uder ein seinen Freunden ähnliche für Glauben und Leben hilfreiche Gebetsgemeinschaft, über die Ferne täglich zur Abendstunde. Gleichzeitig erfahren wir durch die Anschrift, daß Mutter Blumhardt mit ihren Kindern nicht mehr im großen Miets Hause der Bachstraße wohnt, sondern „bei Beck Ruthardt“ (Rotebühlstr. 8). Ebenso zufällig sind von der Mutter an ihren Ältesten sieben Briefe aus dem Winter 1826/27 erhalten. Bei der Häufigkeit solchen Schreibens können wir nur auf einen dichten Postwechsel durch die ganze Studienzeit hin schließen.

uder ein seinen Freunden
ähnliche für Glauben und Leben hilfreiche Gebetsgemeinschaft, über die Ferne täglich zur
Abendstunde. Gleichzeitig erfahren wir durch die Anschrift, daß Mutter Blumhardt mit ihren Kindern
nicht mehr im großen Miets Hause der Bachstraße wohnt, sondern „bei Beck Ruthardt“ (Rotebühlstr.
8). Ebenso zufällig sind von der Mutter an ihren Ältesten sieben Briefe aus dem Winter 1826/27
erhalten. Bei der Häufigkeit solchen Schreibens können wir nur auf einen dichten Postwechsel durch
die ganze Studienzeit hin schließen.

ude

r ein seinen Freunden ähnliche für Glauben und Leben hilfreiche Gebetsgemeinschaft, über die Ferne täglich zur Abendstunde. Gleichzeitig erfahren wir durch die Anschrift, daß Mutter Blumhardt mit ihren Kindern nicht mehr im großen Miets Hause der Bachstraße wohnt, sondern „bei Beck Ruthardt“ (Rotebühlstr. 8). Ebenso zufällig sind von der Mutter an ihren Ältesten sieben Briefe aus dem Winter 1826/27 erhalten. Bei der Häufigkeit solchen Schreibens können wir nur auf einen dichten Postwechsel durch die ganze Studienzeit hin schließen.

uder

ein seinen Freunden ähnliche für Glauben und Leben hilfreiche Gebetsgemeinschaft, über die Ferne täglich zur Abendstunde. Gleichzeitig erfahren wir durch die Anschrift, daß Mutter Blumhardt mit ihren Kindern nicht mehr im großen Miets Hause der Bachstraße wohnt, sondern „bei Beck Ruthardt“ (Rotebühlstr. 8). Ebenso zufällig sind von der Mutter an ihren Ältesten sieben Briefe aus dem Winter 1826/27 erhalten. Bei der Häufigkeit solchen Schreibens können wir nur auf einen dichten Postwechsel durch die ganze Studienzeit hin schließen.

Inhaltlich gewinnen wir einen kleinen, doch bezeichnenden und aufschlußreichen Einblick in die mütterliche Fürsorge. Der Abschied zum Beginn des dritten Studienjahres fiel der Mutter schwer; unbedacht erwartet sie noch täglich sein Hereintreten zum Essen. Vorläufig schickt sie ihm (4.11.1826) ein paar Weintrauben und erbittet die Schachteln bald zurück. Mitte Dezember hat sie noch einmal ein paar aufgehobene Stuttgarter Trauben beigelegt, und ihr Saft färbte anscheinend auf den Brief. Daß der Sohn Anfang des Monats Halsweh gehabt, hatte sie erschreckt und Erinnerungen an engen Hals des Dreijährigen wachgerufen. Mitte des Vormonats sandte sie ausgelassenes Schmalz von ihren Gänsen. So etwas konnte nicht nur ihren jungen Mann zusätzlich erfreuen, sondern im Stift auch die Genossen bei einer fast wöchentlich üblichen Abendgesellschaft der Stube. Wichtigstes Anliegen ist der Mutter ihr Besorgen seiner Wäsche, wobei ihr das schlechte Trocknen winters besonderen Kummer bereitet. Daß er vom Weihnachtsurlaub trotz einfallenden Schneetreibens glücklich nach Tübingen zurückgelangte (wahrscheinlich zu Fuß), ist ihre große

Freude. Genauso fühlt sie mit den anderen Kindern und teilt z.B. vom Bäckergehilfen Karl mit, wie er im Februar sich beim Abliefern der Ware im Stuttgarter Waisenhaus frühmorgens die Ohren anfror, so daß sie „wie ein Kissen aufgeschwollen“ sind, und daß er Ende März sich die Brust erkältete.

Diesem Bruder half Christoph, indem er (Brief vom 18.4.1828) den Missionsinspektor Blumhardt bat, ihm in Basel doch eine Gesellenstelle zur Vervollkommnung als Bäcker in christlicher Familie zu besorgen. Nachhaltiger beim Inspektor hat wohl die gleichartige Bemühung und Empfehlung des einstigen Gymnasialschülers durch den Stuttgarter Onkel Präzeptor Blumhardt gewirkt. Dem jüngsten Bruder Gustav will Christoph in der Vakanz gründlich zum Lateinlernen helfen. Im erwähnten ersten Geburtstagsbrief sehnt er sich, dem mittleren Bruder Wilhelm auch Tübingen zeigen zu können, sobald der seine Bäckerlehre beendet hat. Karl und Hanna hatten ihn nämlich kurz vorher besucht, wenigstens die Schwester erstmalig. Wegen der nächtlichen Rückfahrt hatte Christoph ziemliche Angst um Unfälle; wenn dabei, „hätt' ich es gewiß gewußt, daß nichts hätte geschehen können; und ich war bestimmt auch daran schuld, daß Euch nichts geschah“ – ein frühes Zeugnis für seine Fürbitte und das Vertrauen in ihre Macht (5.7.1826 an Hanna; über den gleichen Sachverhalt hat er am gleichen Tage sich Mörrike gegenüber ausführlich ausgesprochen).

Den Besuch im Studentenstädtchen hatte der Onkel Deckinger den Geschwistern ermöglicht; das Gefährt mußte trotz Heimkehr vor Mitternacht für zwei Tage bezahlt werden. Wieweit dabei dieser Bruder von Blumhardts Mutter ein eigenes Augenmerk auf Tübingen richtete, ist nicht auszumachen; sein später dort studierender Sohn war ungefähr erst elf Jahre alt. Doch der Stuttgarter Buchbinder mischte in allen Verwandtschaftsangelegenheiten mit. Die Mutter beklagt sich gleich im ersten Brief fast bitter, wie er Unterstützungsgesuche seines Onkels Schmieder, des Karlsruhers Buchhändlers, ablehnt. Dagegen wollte Christoph seinen 75jährigen verarmten Paten sofort besuchen; im März 1827 äußert er das gleiche Vorhaben – es scheint noch vorm Hinscheiden des einstigen Raubdruckers im Juni gelungen. Doch es ist wahrscheinlich, da eine kürzlich gefundene Äußerung von einem sehr schweren Abschied in Karlsruhe spricht (eine Woche nach des Paten Tod gegenüber Mörrike am 12.6.1827). Aus dem gleichen ersten mütterlichen Brief (4.11.1826) hören wir von einem Stuttgarter Besuch einer Tante aus Wildbad, die beim Flaschner Heinrich Blumhardt (Sohn des Bruders von Blumhardts Vater) ihre Unterkunft bekam und, ein weiteres Kind erwartend, bald eilig zu ihrem Mann zurückgerufen wurde. Der Apotheker, dem wir nicht nachgeforscht haben, starb zehn Tage später. So enthält der Briefwechsel mit Zuhause nicht nur ständig Grüße nach und von allen Seiten, sondern gewährt der kleine erhaltene Rest schon reichen Einblick in viele, darunter beschwerliche und traurige Lebenszusammenhänge.

Aus einem ungedruckten Brief Blumhardts an Mörrike (30.5.1827) erfahren wird, daß damals der Stuttgarter vornehme Schuhmacher Blumhardt mit den erwachsenen Kindern seines verstorbenen Bruders Heinrich Tübingen besuchte, besonders den Medizinstudenten Friedrich Blumhardt, aber auch Christoph war in den „Hirsch“ bestellt. Friedrich, der zweite Sohn des älteren Stuttgarter Flaschnermeisters, war zwar sichtlich froh, aber im Grunde zerknirscht: „denn eine Paukerie ist von ihm herausgekommen, für die er zwei Monate auf dem Asperg büßen muß.“ Dieser ins

Staatsgefängnis befohlene Stadtstudent bringt uns dem Verbindungswesen und seiner damaligen Unterdrückung am nächsten. Später war er der weitberühmte Stuttgarter Chirurg, dessen Lebenslauf wir im ersten Buch als den des bedeutendsten Veters umrissen. Vielleicht hat schon damals Christoph durch ihn ziemlichen Einblick in die Heilkunst gewonnen? Wir haben keinerlei Urteil. Doch selbst wenn er durch keinen Mitstudenten sonst mit der Medizin in Berührung gekommen wäre, wurde diese Blumhardt nahegebracht, denn sein philosophischer Hauptlehrer Eschenmayer war bekanntlich von Haus aus Arzt. Am meisten muß das Gespräch mit seinem Studienfreund Hoffmann, wenn sie als merkwürdiges Paar sich miteinander austauschten, ihn fürs Arztstudium geweckt haben. Blumhardt schreibt (in seinen „Erinnerungen an Wilhelm Hoffmann“ 1873):

Weil er viel größer war als ich, einer der Kleinsten in der Promotion, so schloß er immer seinen Arm um meinen Nacken und ich ihm den meinigen um den Leib, und so schlenderten wir hin, meist ohne Kopfbedeckung ((Wilhelm ein blonder Hüne, Christoph ein untersetzter Dunkelhaariger)), wie es damals oft die Studenten hatten, stets miteinander redend, auch disputierend, aber immer über etwas, das nach irgendeiner Seite dem Geiste Nahrung gab. ((Wilhelms Sohn berichtet aus den ersten Studienjahren vom Vater:)) Neben der Philosophie zogen ihn insbesondere die naturwissenschaftlichen und medizinischen Studien an, er hörte medizinische Vorlesungen, nahm an den Übungen auf der Anatomie teil und schwankte sogar eine Zeitlang, ob er sich der medizinischen Wissenschaft nicht ganz zuwenden sollte.

Zündel (S. 21) behauptet für Christoph Hören medizinischer Vorlesungen; einen Beleg aber bei Blumhardt haben wir nicht gefunden.

Sehr auffällig ist, daß wir gar nichts mehr von dem Israeliten Kaulla hören, dessen Brief Blumhardt als einzigen seiner Stuttgarter Schülerzeit aufbewahrt hat. Damals freuten sie sich, in Tübingen, wo Kaulla als Stadtstudent ein halbes Jahr vor dem Stifter Blumhardt sein Medizinstudium aufnahm, zusammenzukommen. Von den so unterschiedlichen Lebensverhältnissen angefangen, hat sich vielleicht völlige Trennung vollzogen. Doch ist solch Schluß nicht aus dem Schweigen der Quellen erlaubt. Von früher Berührung mit dem Mediziner August Hermann Werner (1808-1882, Präzeptorssohn aus Stuttgart), dem Bruder von Barths Freund (und Biographen) und Blumhardts Basler Kollegen Karl Werner, hören wir ebenfalls nichts und wissen doch aus der Lebensbeschreibung des unvergessenen Gründers der Ludwigsburger Kinderheilstätten, daß auch der Mediziner ein ausgesprochener Christ und „alter lieber Freund“ Blumhardts war, der Kindergruppen nach Boll in Ferien nahm. Mit Gustav Werner (1809-1887; im Stift 1827-29; kein Angehöriger), dem späteren Spezialreformer und berühmten Gründer des Reutlinger „Bruderhauses“, ist, sowohl Theologe im gleichen Haus, freundschaftliche Berührung noch unwahrscheinlicher, denn er war kein Mitglied der Pia und gern für sich.

Das Überraschendste in den Briefen der Mutter als Einblick in Blumhardts Werden sind die Aufforderungen an den damals sein eigentliches Theologiestudium Beginnenden zum Predigen. Seine Hilfe erwartete Weihnachten 1826 Vikar Flad in Oßweil bei Ludwigsburg. Gleichzeitig sollte er im Stuttgart anhängenden Feuerbach zu den Feiertagen aushelfen. Schließlich muß ihm die Mutter im Brief nur einen Tag später (12.12.1826) das Ansinnen an einem dritten (samt Pfarrer nicht leicht

bestimmbaren) Ort („Horrem“ = Horrheim im Kreis Ludwigsburg?) melden, und daß dabei „das Pfarrerstöchterlein Reisegefährtin“. Die unangenehme Entscheidung, vielmehr letzte Ablehnung wollte die Mutter mit der zweiten Traubensendung etwas versüßen. Die nächsten Ostern (Mutters Brief 28.3.1827) sollte Blumhardt in Stuttgart am Palmsonntag den Frühgottesdienst (6 Uhr) in der Hospitalkirche übernehmen und Ostermontag in Oßweil predigen. – Damit wenden wir uns zur Besprechung seines Studiums in den letzten drei Jahren.

Theologie (1826-29)

Bibelauslegung hatte Blumhardt schon bei seinen Lehrern der Philologie betrieben, z.B. beim Ephorus Jäger als Professor des Hebräischen oder fürs Alte Testament. Als im Herbst 1826 die eigentliche theologische Ausbildung begann, war Prälat Ernst Gottlieb Bengel, den wir und Blumhardt wesentlich als Ersten Seminarinspektor kennengelernt hatten, schon ein halbes Jahr gestorben – ein glücklicher Tod (so D.F. Strauß „Märklin“ 1851 S. 36), da er ihn der Notwendigkeit enthob, sich „mit der neueren, insbesondere Schleiermacherschen Theologie gründlicher“ auseinanderzusetzen. In der Fakultät konnte ohne den Enkel Johann Alfred Bengels nichts geschehen (K. Klüpfel „Geschichte der Universität Tübingen“ 1849 S. 390). Der Professor vor allem für Glaubenslehre, für Kirchen- und Dogmengeschichte hatte sich im Anschluß an das Haupt der 1. Tübinger Schule Gottlob Christian Storr (1746-1805), dessen lateinisches Lehrbuch der Dogmatik (übersetzt 2. Aufl. 1813) noch sehr lange den Übungen im Stift zugrunde lag, auf dem Gebiete des kirchlichen Supranaturalismus „nicht weit von der Grenze des Rationalismus niedergelassen“ (Strauß S. 36). Die Verteidigung der „übernatürlichen“ biblischen Offenbarung gegen die bloße Vernunftreligion setzte nach ihm noch Steudel fort, den wir als den neuerlichen Ersten Inspektor des Stifts würdigten und den Strauß als vom Universitätsamt im Grunde überfordert darstellt.

Während Steudel sich immer mehr gegen Schleiermacher, der ihn im Oktober 1830 besuchte, wandte, gründeten sich auf diesen die beiden neuen Professoren aus Blaubeuren: neben dem als Zweiten Inspektor genannten Kern, der für Neues Testament und Systematik (Dogmatik und Ethik) eingesetzt war, vor allem Ferdinand Christian Baur (1792-1860), Nachfolger Bengels mit Kirchen- und Dogmengeschichte. Dem Gründer der 2. Tübinger Schule kamen „an durchdringenden Scharfsinn nur wenige, an riesigem Fleiße und staunenswerter Gelehrsamkeit aber keiner unter den Zeitgenossen“ gleich (Joh. Heinrich Kurtz „Lehrbuch der Kirchengeschichte“ 6. Aufl. 1868 S. 673 f). Mit der „Symbolik und Mythologie oder die Naturreligion des Altertums“ (3 Bde 1824-25) erwarb er sich einen bedeutenden Namen; für seine spätere Darstellung der kirchlichen Urgeschichte – seine Blütezeit stand noch aus - übernahm er immer deutlicher die Geschichtsanschauung Hegels der Entwicklung vom Unvollkommenen her.

Für die alte Bengelschule war die sprachliche Richtigkeit des Textes, noch nicht die geschichtliche Glaubwürdigkeit der Bibel untersucht worden, noch weniger hatte man sie, die Einheit bewundernd, zu beweisen getrachtet. Das hatte der Supranaturalismus unternommen. Inzwischen mußte sich der Bibelglaube mit historisch-kritischen Beleuchtungen und Zurücksetzungen abfinden. Die Autorität der Schrift gründete man da auf Männer: auf Jesus und seine Jünger. Der Nachfolger Bahnmayers (1819, seit 1826 Ordentlicher Professor), der Praktische Theologie Christian Friedrich Schmid (1794-1852)

war so schon „ein moderne biblischer Theologe, weit entfernt von aller Übertreibung biblischer Richtung“, wie Karl Weizäcker feststellt, der die „Biblische Theologie des Neuen Testaments“ nach Schmidts Tod herausgab (erste der vier Auflagen 1853, Vorwort S. XVI). In seinen Vorlesungen (Homiletik, Pädagogik, Katechetik) stand er mehr als der Supranaturalismus auf dem Boden kirchlicher Lehre, in diesem lutherischen Standpunkt ging er seiner Zeit voraus (S. XIV). Und für die Praxis rühmt Strauß (S. 52): „Ohne selbst Muster sein zu können ..., wußte er uns doch vortrefflich zu sagen, wie wir es machen sollten und wie nicht“. Als theologischer Lehrer war er „sehr bedeutend“ zu nennen (so Kurtz S. 677).

Damit sind die damaligen Tübinger Theologie-Professoren alle erwähnt und herausgestellt. In Blumhardts Jahren steckt die Fakultät als ganze nach geringer Bedeutung in bloßer Umbruchzeit. Vor 1820 reichte sie nach Martin Leube („Stift“ 1954 S. 578) eine „Kost von mäßiger Güte“. Nach Karl Hase (wir erwähnten den Tübinger Privatdozenten eingesperrt auf dem Asperg) war sie immerhin „die einzige in Deutschland als orthodox geltende, bot allerdings nicht mehr die eigentliche lutherische, sondern eine abgeschwächte Gläubigkeit, die sich ((statt der Bekenntnisschriften)) nur an die Heilige Schrift als göttliche Offenbarung halten wollte“ („Ideale und Irrtümer“ 1872 S. 194 f). Die Philosophie des Schwaben Hegel schlug aus Berlin erst nach 1830 durch. Neben dem dortigen August Neander (1789-1850, vom Judentum übergetreten und nicht mit dem gleichnamigen des Gesangbuchs zu verwechseln), der mit Steudel befreundet war, unterstreichen wir als vom damals maßgebenden Norddeutschland her, ab 1826 tatsächlich auch die Tübinger Führung übernehmend, Schleiermacher. Für Friedrich Schleiermacher, bekanntlich von Herrnhutern erzogen, war die Weltherrschaft Jesu und seiner Jünger klar. Nach Martin Kähler ist neben der Bestimmung der Selbständigkeit der Religion und ihrer überragenden Selbstbehauptung im Geisteskampf und neben der Fassung des Kirchenbegriffs als christliche Gemeinschaft dies die bleibende Bedeutung der Glaubenslehre von Schleiermacher: Christentum ist Erlösung durch Jesus Christus. Dies Dritte, die Zentrierung auf den Heiland, ist das Bedeutendste und Epochenmachende am Kirchenvater des 19. Jahrhunderts.

Die gefährliche Verschiebung von Glaubensinhalten übers Bewußtwerden in die Subjektivität bringen wir hier nicht zur Sprache. Jene drei Züge mußten wir kurz nennen, um die Verbindung zum Studenten und mit dem späteren Blumhardt überhaupt verständlich zu machen. Über seine theologischen Lehrer geben wir ihm nun wieder – etwas gekürzt – selber das Wort (Entwicklungsgang Abs. 4-6):

In den drei letzten Jahren meines Aufenthaltes zu Tübingen hatte ich es ausschließlich mit den theologischen Wissenschaften zu tun. Die Exegese oder die Lektüre des Neuen Testaments nach dem Grundtext zog mich besonders an. Die vielen umständlichen Kommentare jedoch zu lesen, hatte ich wenig Lust, da ich mich durch sie von der Hauptsache, dem Kern, abgeführt fand. Außer den Tholuckschen Kommentaren (zum Brief an die Römer und zum Evangelium Johannis), die ich ganz las, und den Kommentaren von Tittmann und Lücke zum Ev. Johannis, von welchem ich wenigstens einen Teil las, benützte ich nur noch Bengels Gnomon, den ich bei Stellen, deren Sinn mir dunkel war, zu Rate zog. Eine besondere Beschäftigung für mich aber war die Exegese der sogenannten dogmatischen Stellen, deren dogmatische Wichtigkeit und Bedeutung herauszufinden ich die verschiedensten exegetischen Schriften zur Hand nahm. Besonders liebte ich in dieser Beziehung die

Vorlesungen des Herrn D. Schmidts ((Schmids)) über den Römerbrief und die kleineren paulinischen Briefe.

In der Exegese des Alten Testaments bin ich Herrn Professor Jäger, dessen Vorlesungen über die Kleinen Propheten und über die Salomonischen Schriften ich mit viel Freude und Nutzen schon in den philosophischen Jahren gehört hatte, und Herrn D. Steudel, der in seiner Einleitung in das Alte Testament mir einen vollständigen Blick in alle Schriften des Alten Testaments gab, vielen Dank schuldig. ((Es folgt die schon angeführte Stelle über Blumhardts Erteilen hebräischen Privatunterrichts.))

Zu dem Studium der Dogmatik, die ich zweimal in Vorlesungen hörte, dienten mir besonders die Handbücher von Storr, Reinhardt, Bretschneider, Knapp, Schleiermacher. Den letztgenannten genauer kennenzulernen und zu prüfen bekam ich in den mir übertragenen Aufsätzen vielfach Gelegenheit. ((Anschließend der Hinweis auf seine theologischen Stiftsaufsätze.))

Es muß betont werden, daß Blumhardt in der Auswahl der Kommentare geschickt wählerisch und auf jeden Fall auf der Höhe der Zeit war. Denn Friedrich August Gottreu Tholuck (1799-1877), nach Berlin in Halle (seit 1826), galt damals als der Führer erweckter Studenten schlechthin; die genannten Kommentare erschienen 1824 u. 27. Die Werke von Karl Christian Tittmann (*Meletemata sacra...* Joh.) und von Friedrich Lücke (Kommentar... Joh.) waren 1816 und 1820 ff herausgekommen. Sie sind heute vergessen, aber eben der von Blumhardt ständig benutzte, etwa 85 Jahre ältere „Gnomon“ von Bengel nicht. Von Storr abgesehen, schwanden ebenfalls die Verfassernamen der dogmatischen Handbücher; die „Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre“ von Georg Christian Knapp (2 Teile 1827 f) waren für Blumhardt wieder das Neueste. Wie schade, daß er nicht anführt, welche Werke Schleiermachers er studierte. Als Zweites ist anzumerken, daß Blumhardt dem Professor für Neues Testament, nämlich Kern, gar nicht nennt. Und erst recht nicht sagt, bei wem er die Dogmatik, die der theologische Hauptstoff des Stifts und Blumhardts eigene Ausrichtung war, gehört hat – als ob beide Tübinger Vorlesungen ihn gleichfalls nicht befriedigten.

Zündel urteilt mit Recht (S. 19); „daß keiner seiner Universitätslehrer auf ihn einen schöpferisch umgestaltenden oder doch zündend begeisternden Einfluß ausgeübt hat“. Blumhardt unterrichtet sich wohl über die neueste Forschung, aber er zeigt sogar auf seinem bevorzugten Gebiet der Auslegung (Exegese) keine Lust, die gerade laufenden Bemühungen um die Bibel zu fördern und mitzulösen. Es ist der Praktische Theologe allein, dem er selber, wie wir weiter lesen, die wirkliche und stärkste Förderung verdankt. Dabei erkennen wir seine größte Teilnahme – eine deutlich weitherzige – an den Glaubensbekenntnissen (Symbolen, Dogmen) und ihrer kirchengeschichtlichen Entwicklung.

Blumhardt selber gab Zeugnis (Abs. 7 u. 8):

Eine besondere Vorliebe hatte ich für das Studium der Symbolik. Schon im Anfang meiner theologischen Laufbahn hörte ich die Vorlesungen des Herrn D. Schmidts über die symbolischen Bücher der Lutherischen Kirche, in welchem teils eine historische Einleitung, teils eine Darstellung und Prüfung des Systems der symbolischen Bücher gegeben wurde. Von dieser Zeit an hatte ich die Lektüre der Symbolischen Bücher, mit deren Inhalt ich mich fast durchaus befreunden konnte, nie ganz unterlassen. Später hörte ich noch die Symbolik von Herrn D. Bauer ((Baur)), welcher das protestantische, katholische und socinianische System darstellte und gegeneinander hielt. Dies sowie der Umstand, daß in unseren Aufsätzen gewöhnlich eine vergleichende Darstellung der

verschiedenen symbolischen Ansichten verlangt wurde, veranlaßte mich, auch die katholischen Symbole zu lesen, sowie die umständlichere Darstellung des Katholizismus von Marheinecke. Wie zu der Symbolik, so fühlte ich mich überhaupt zu der Kirchen- und Dogmengeschichte hingezogen. Außer den Vorlesungen von Herrn D. Bauer hierüber, die ich mit einigen Freunden sorgfältig excerpierte, las ich am liebsten Neanders Kirchengeschichte; auch andere kleine Handbücher ((vier heute unwichtige Titel als Beispiele)) benützte ich teilweise; sowie Bearbeitungen einzelner Teile der Kirchen- und Dogmengeschichte. –

Bezeichnend taucht als liebste Kirchengeschichte wieder das ganz neue Handbuch der erweckten Kreise auf: vom Berliner Kirchen- und Dogmenhistoriker August Neander (eigentlich Mendel) „Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche (I-XI: 1825-52), von der bis 1830 (Bd I, 1-3; II, 1 u. 2) die Entwicklungen und Lebensbilder bis zum Ende des 6. Jh. erschienen waren. Philipp Marheinecke /1780-1846) „Das System des Katholizismus in seiner symbolischen Entwicklung“ (3. Bd der „Christlichen Symbolik“ 1810-1813) vertrat in seinen Hauptschriften die Hegelsche Orthodoxie: Was das Dogma in der Form der Vorstellung, das hat die Philosophie in der Form des Begriffs; der Unterschied in der Form gegenüber der Gleichheit des Inhalts nicht ins Gewicht – Hegel war mit der evangelischen Einkleidung bei Marheinecke ausgesprochen einverstanden. Für die weltanschauliche Bildung des Studenten sollte der Finger darauf gelegt werden, daß die Ablehnung der evangelischen Wahrheit (Linkshegelianer) noch nicht aufgebrochen oder die spekulative Theologie noch nicht unmöglich war. Und von der Wahrheitsfrage der Bekenntnisse war Blumhardt durchweg auf ihre geschichtliche Entwicklung abgelenkt und damit zur Toleranz angeleitet. Wie steht Blumhardt zum großen Neuerer der urchristlichen Glaubensgeschichte, dem schwäbischen Pfarrersohn Baur? – Zuerst ist festzuhalten, daß er Baur's Fleiß zu gleichfalls fleißiger und sorgfältiger Nachschrift genutzt hat. Sodann gilt Hochschätzung gegenüber Kern – das Urteil von Strauß über Kern („Märklin“ S. 41 u. 52) hat die gleiche Richtung -, da Blumhardt gleich anfangs Mörike, der schon von der Universität abgegangen war, antwortete (22.3.1827):

Du hast mir im vorletzten Brief aufgetragen, Dir etwas von den beiden Professoren Kern und Bauer ((Baur)) zu schreiben. Letzterer ist in alle und jeder Hinsicht vortrefflich; man sieht, wie er sich in alles hineingearbeitet und alles sich zu eigen gemacht hat, ehe er's auf dem Katheder vorträgt. Dem andern möchte ich nicht das gleiche Lob widerfahren lassen. Ich habe zwar eine eigne Apathie, über solche Personen schriftlich ein ungünstiges Urteil zu fällen; aber soviel glaube ich doch: er bearbeitet seine Dogmatik nur handwerksmäßig Stück für Stück; es ist fast unglaublich, mit welcher Weitschweifigkeit er jeden Abschnitt, jedes Erstens anfängt; man sieht es, wie dem Kalbe die Füße zugebunden wurden, wie dasselbe auf die Bank gelegt wird, wie der Metzger das Messer ergreift, die Blutschüssel zurichtet und endlich den entsetzlichen Stich wagt. Die Stiffler hören ihn fast durchgängig gern, und zu einem mechanischen Einstudieren jedes einzelnen Punktes ist er auch ganz gut; aber ,s ist lauter Wasser, ja lauter Wasser ist es.

Damit ist das Nichterwähnen von Kern's Namen für gehörte neutestamentliche Vorlesungen erklärt. Nicht zu vergessen ist freilich, was Zündel – leider wieder ohne Quellenbeleg - als Blumhardts Urteil

über Baur mitteilt (Anm. S. 19), was jedoch von den oberen Zeugnissen ins rechte Licht zu rücken ist und wohl besonders den späteren Baur berücksichtigt:

Unter den jüngeren Lehrern jener Zeit war auch schon Baur. Blumhardt konnte aber seiner und anderer Weise, die Bibel kritisch zu untersuchen, keinen rechten Geschmack abgewinnen, weil er derselben bald die halb unbewußte Tendenz abzufühlen glaubte, der Bibel „eins anzuhängen“, weshalb er sich „ganz im Stillen“ von solchen Arbeiten wenig Frucht versprach.

Überschauen wir den Aufbau von Blumhardts Theologiestudium, so können wir nur staunen, wie er unter Vorschrift und Anleitung des Stifts hervorragend folgerichtig und mit Fleiß umfassend gelang. Und erscheint der Studiengang nicht immer noch für Pfarrerausbildung vorbildlich? Wir ziehen ferner die Beurteilung der Stiftsakten aus.

Die Note zur Exegese steigt in den fünf Semestern (Ende des sechsten: das Examen) von Gut bis Recht gut. Wichtig ist ihm geschichtlicher Zusammenhang und verbindende Übersicht: Er dankte für solche Einleitung Stendels ins Alte Testament und schätzt die Synopse oder „Zusammenschau“ der Evangelien.

Dogmatik bleibt ziemlich gut; über „Moral“ oder christliche Handlungslehre im vorletzten Semester erhielt er Minder gut. Dagegen die Prüfungen in Kirchengeschichte im drittletzten und im letzten Semester ergaben wieder ziemlich gut. Leistet Blumhardt auch nirgends Hervorragendes, so ordnet er sich doch bei den Vorderen ein.

Wir wenden uns zu Blumhardts Stiftsaufsätzen. Leider sind sie nicht erhalten. So läßt sich gerade Blumhardts Verhältnis zu Schleiermacher nicht genauer untersuchen. Doch wir lesen bei ihm ihren Wert und können eine Beurteilung selbst wagen, da wir diejenige der Repetenten – ohne Noten – bekamen. Blumhardt schreibt (Entwicklungsgang Abs. 6, 2. Hälfte):

Diesen Aufsätzen nämlich habe ich auch hier ((d.h. wie im philosophischen Vorstudium)) am meisten zu verdanken. Sie galten immer den wichtigsten Dogmen und umfaßten gewöhnlich ein ganzes Dogma. So hatte ich dergleichen auszufertigen über die Prädestination, die Person Christi, die Rechtfertigung, die Kirche, und immer alles dazugehörige Exegetische, Historische, Philosophische und Symbolische nach den verschiedenen Konfessionen beizubringen. Diese Aufsätze kosteten mich vielen Kampf, da oft bis zum Termin hin meine Überzeugung nicht entschieden war. Aber Gottlob! daß ich diese Kämpfe durchmachen durfte!

Die in den Tübinger Stiftsakten (Kasten I, Fach 16 Nr. 2 unter den Ziffern 1004, 1231, 2615, 3157) erhaltenen vier Beurteilungen enthalten nicht das Thema „Kirche“, das für Schleiermachers und Blumhardts Begriff vielleicht besonders aufschlußreich behandelt war. Es sind auch nur zweimal die Repetenten namentlich genannt (Fronmüller zur „Prädestination“, Ludwig zur „Rechtfertigung“), und die Zuordnung auf die fünf (sechs) theologischen Studiensemester ist nicht gesichert, fürs Erste scheint das Thema (gar Schleiermacher?) zu fehlen. Der Umfang der Arbeiten mag ein Viertel bis ein Halbes Hundert Aktenseiten umfaßt haben. Die Aufgabenstellung und die Niederschrift geschahen in lateinischer Sprache. Blumhardts Stil wird dreimal als nachlässig oder „etwas formlos“, „ungefällig,

ungelenk“ bezeichnet. Doch verrät dieser Mangel an klassischer Gewähltheit und Gewandtheit nicht Blumhardts allgemein an breite Verständlichkeit sich haltende Redeweise?

Vom ersten Thema übersetzen wir den Anfang: „Der Glaubensgrundsatz vom unbedingten Beschluß der Vorherbestimmung (Grädestination) soll bei Augustin, Calvin, in Schleiermachers Ansichten vorgelegt werden“; das weitere Verlangen hat Blumhardt schön für alle Aufgaben zusammengefaßt, ebenso ehrlich hat er angedeutet, daß die Aufsätze nicht von vornherein aus klar entschiedener Stellung abgefaßt sind. Der erste Repetent (Fronmüller) urteilt: „Ein mit Fleiß, Nachdenken und Selbständigkeit gearbeiteter, besonders auch in Hinsicht der Anordnung des Stoffes lobenswerter Aufsatz“ und begründet: „Der Verfasser hatte ein richtiges Gefühl davon, daß – was die meisten andern übersahen – die einzelnen Systeme im historischen Teil der Abhandlung ohne Wiederholungen nur so dargestellt werden können, daß teils das Gemeinsame, teils das Unterscheidende derselben kurz bezeichnet werde.“ Nach Nennung von Schwankungen im historischen Teil heißt er die exegetische Untersuchung „selbständig und ziemlich gründlich“, hält jedoch fest, daß die Widersprüche von Freiheit und Bestimmtheit theologisch wie philosophisch ungelöst bleiben. „Neben mehreren sehr treffenden Bemerkungen findet sich auch die: Gott hätte den Menschen eine solche Freiheit geben sollen, daß sie nie fallen konnten.“

Der Person Christi sind zwei Abhandlungen gewidmet: eine „Über die Gemeinschaft der göttlichen und menschlichen Natur in Christo“, die „Schleiermachers Ansicht recht gut dargestellt (S. 22-27)“ und für die Fleischwerdung (Joh. 1,14) auf eine „mittlere Ansicht zwischen der Annahme einer Umwandlung des Göttlichen in das Menschliche und der Annahme einer Nebeneinanderstellung beider in einer Persönlichkeit“ hinausläuft, nämlich „das Göttliche und Menschliche nicht so streng unterscheiden zu wollen, sondern das Menschliche als die zeitliche Erscheinungsform des Göttlichen zu nehmen.“ Und der letzte Aufsatz (dem die Themenangabe fehlt) hat nach der die Gliederung ausführlich wiederholenden Beurteilung anscheinend als Aufgabe „Die Göttlichkeit Christi in den vier Evangelien“ behandelt. Wie der Beurteiler des ersten Aufsatzes bedauert, daß die Ansichten zu wenig „in bestimmte Begriffe gefaßt“ sind, so schließt der letztere: aufs sichere, doch nicht bestimmt erreichte Ergebnis seien „auch seine Einteilungen berechnet, welche, obwohl sie keineswegs logisch genannt zu werden verdienen, doch den Vorzug haben, daß sie die Übersicht über das Ganze sehr erleichtern“. Wenn man will, kann man also durchweg die Klugheit der Repetenten hochschätzen und gleichzeitig die Begabung Blumhardts überhaupt herauslesen, als Schriftsteller gut lesbar zu entwickeln und in den Begriffsbestimmungen doch bedauerlich oft unscharf zu sein. Selber nicht in erster Linie schöpferischer Denker, verrät er schon als Student einen geschickten Lehrer mit versöhnlicher Einstellung, die seinem Leser letzte Entscheidungen offenläßt. So sehr wir aus Raumgründen uns vollständigere Wiedergaben der Beurteilungen versagen mußten, sei doch jene (von Ludwig) über die „Rechtfertigung“ fast gänzlich angeführt, Fachausdrücke aus dem Lateinischen und griechischen übersetzend:

Die Disposition ist nicht nur gut und systematisch entworfen, sondern auch schön und eigentümlich durchgeführt.

- a) Der historische Teil ist besonders gut gelungen. Alles ist nach einem inneren Zusammenhang in genetischer Fortschreibung der Hauptmomente entwickelt und durch Noten belegt aus den Quellen, die meist sehr gut ausgewählt sind.
- b) Die Anordnung des exegetischen Stoffes ist einfach und sinnreich, die Ausführung wacker. Nur pag. ((Seite)) 23 zeigt sich bei Widerlegung der von den Katholiken angeführten Stellen für ihre „eingegossene Gerechtigkeit“, daß die tiefere Begründung des Begriffs der „Gerechtigkeit“ und die Modifikationen desselben dem Verfasser nicht ganz gelingen wollte((n)).
- c) Die Betrachtung nach den „Forderungen“ ist gleichfalls schön und treffend unter Hauptmomente geordnet: 1) „Über die menschliche Würde“, 2) „Über den rechtfertigenden Christus“, 3) „Über Gott als Rechtfertiger“, 4) „Über den Heilsglauben“. ((In den nächsten Worten Versehen durch Überschreiben und Streichungen:)) Das .3.-Moment ((Gott rechtfertigt)) wird als objektiv und scheinbar äußerlich durch eine richtig aufgefaßte Beziehung zum Zentrum des Glaubens echt symbolisch („bekenntnishaft“, bekenntnisgemäß) entwickelt, und es wäre nur noch zu wünschen gewesen, daß der Verf., was ihm so nahe lag, dieses alles auf eine innerliche Weise zusammengefaßt hätte zur vollständigen Erschöpfung des Begriffs „Rechtfertigung“.
- d) Die „eigentliche protestantische Charakteranlage“ ist mit christlicher Wärme und mit Andeutung der Hauptmomente, die nur nicht hinlänglich ausgeführt sind, entwickelt.

Soviel von des Studenten Betätigung auf dem Felde der theologischen Wissenschaft.

Über seine praktische Ausbildung vor dem Vikariat äußert sich Blumhardt „im Entwicklungsgang“ nicht. Dabei war sie durch Prof. Schmid der fruchtbarste Teil seines Studiums und dessen Ziel. Der Verehrte, mit Ehrendoktor und persönlichem Adelstitel ausgezeichnet, war ein Mann von unbeugsamer Ehrenhaftigkeit, gepaart mit großer menschlicher Milde: ein Vorbild. Wie stark ferner inhaltlich Blumhardts Darlegungen bei ihm fußen, auf seiner – neben exegetischer Gründlichkeit – „schwungvollen Begeisterung für das Reich Christi“ (H. Hermelink „Württ. Kirchengeschichte“ 1949 S. 310), verraten schon die Überschriften der beiden Teile von Schmid's „Biblischer Theologie“: „Das Messianische Zeitalter oder Leben und Lehren Jesu; Das apostolische Zeitalter oder Leben und Lehre der Apostel“. Und noch in der Boller Zeit werden wir zu berichten haben, wie ihm Blumhardt persönlich verbunden.

Über die Tübinger Einrichtung, die hinter den Predigtübungen der Stiftsjahrgänge liegt, teilt Strauß („Märklin“ S. 52), aufschlußreich für Blumhardts Verhältnisse, mit: „Leitung des Predigerseminars war durch und durch praktisch und förderlich, und der Schreiber dieser Zeilen hat später die ähnliche Anstalt in Berlin tief unter der Tübinger gefunden. Die Übungspredigten waren öffentlich, in der kleinen Schloßkapelle; die Namen der Prediger wurden vorher durch Anschlag am Schwarzen Brett bekanntgemacht, so daß, wenn Leute von Auszeichnung ((wie Märklin)) predigten, immer auch ein zahlreiches Publikum aus der Stadt sich einzufinden pflegte“.

Von Blumhardts Studenten-Predigt im Sommersemester 1827 und im Wintersemester 1827/28 ist aus dem Tübinger Stiftsakten im Landeskirchlichen Archiv zu Stuttgart beidemal festgehalten: Sie war

„gut disponiert“, „mit religiösem Sinne und Ernste ausgeführt“, „mit Wärme, aber eintönig vorgetragen“ aus dem Gedächtnis. Im Sommer 1828 und Winter 28/29 hat Blumhardt im Stift nicht gepredigt. Dagegen meldet nun das „Predigtinstitut“ (Schloßkirche): „Seine Predigten waren größtenteils richtig angeordnet, faßlich, nicht ohne innere Lebendigkeit, und christlich-erbaulich. Der Vortrag war frei und warm, doch noch nicht hinreichend ausgebildet.“ Im letzten Sommer (1829) heißt es: „Seine Predigten zeichneten sich durch lebendige Auffassung des Textes, Popularität und christliche Erbaulichkeit sowie durch Ordnung und Klarheit der Darstellung aus. Der Vortrag war frei und lebhaft und gewann immer mehr an Bildung.“ Über seinen Religionsunterricht (in Muster-Volksschulklasse) wird gesagt: „Auch in seinen Katechisationen kamen ihm die lebendige Auffassung des Stoffes sehr zugute, mit welcher er überdies Klarheit der Entwicklung und gemütliche Behandlung der Schüler verband.“ Ebenso hat er – wie an den Sprech- und Vortragsübungen – an den „Privatkatechisationen“ tätigen Anteil genommen.“ Aus diesen nüchternen Urteilen ersteht überraschend zutreffend wohl die Erinnerung an den ganzen Blumhardt.

Seine Übung gewann der Student bereits durch eigenes Predigen während der Ferien auf dem Lande. Zehn Erstlinge sind in seiner Handschrift erhalten, nach der Numerierung hat er noch öfter gedient. Beim jenen Jahre spürbaren Vikarsmangel stand er sogar schon vor seinen theologischen Semestern auf der Kanzel: Am Psalmsonntag 1825 predigte er in Reichenbach/Fils über den Absatz der Leidensgeschichte „Da nahmen die Kriegsknechte – daß er gekreuzigt wurde“. Am Gründonnerstag des nächsten Jahres und am Sonntag Kantate 1826 hielt er Gottesdienste in Plieningen (es war schon seine 4. und 8. Predigt). In jenem alten Dorf atmete damals Blumhardts ehemaliger Schöntaler Lehrer Prof. Fischer; Blumhardt half, wie wir bei der Mutter lasen (ohne diese Predigniederschrift zu besitzen), dem wir mit viel Dienst belasteten und dabei kränklichen Flad zu Oßweil oder in und bei Stuttgart in solchen Verhältnissen; andere Stellen waren gerade unbesetzt (Nellingen) oder hatten gesundheitlich nicht mehr leistungsfähigen Pfarrer (Neuffen). Bekannt oder empfohlen und in frommen Kreisen beliebt, kam Blumhardt ziemlich viel in der weiteren Umgebung Stuttgarts herum. Am 7. Oktober des nächsten Jahres sprach er in Korntal (nur Stücke erhalten). Er wählt allgemein nicht freie Texte, sondern richtet sich nach dem Sonntag, hält sich aber an die vorgeschriebenen, von der Kanzel zu verlesenden Bibelabschnitte. Die in Format und Schrift auffällige Predigt, unterschrieben „d. 2. Nov. 1827. Blumhardt“ und damit im Semester gehalten, hat keine Ortsbestimmung und könnte vielleicht die Niederschrift für eine Übung im Tübinger Stuft sein. Die letzten drei im Nachlaß erhaltenen (am 31. Okt. 1828 über Luk. 10,33 – 37; am Tag des Evangelisten Johannes 1828 in Nellingen, am 7. nach Dreieinigkei 1829 in Neuffen) machen wieder den Eindruck der Mitnahme zum Kanzeldienst; der mittleren ist auch ein Dispositions-Blatt beigelegt. Anfänge von Blumhardts Kurzschrift tauchen auf (eine besondere wurde im Seminar und Stift gelehrt – Stücke mit Schnellschrift in Blumhardts Nachlaß enthalten schier unlösbare Aufgaben). Die zehnte Predigt stammt von der Prüfung im Juli 1829 (s. hier nächsten Teil „Examen“). Alle erhaltenen sind seit Jahren in Maschinenschrift umgeschrieben und harren des Druckes in einem Bande „Frühschriften“.

Aus der langen am Gedenktage des Wittenberger Thesenanschlages (Luk. 10, 33-37) hat Zündel (S. 26-31) einen Großteil gedruckt. Blumhardts Sohn Theophil gab zum Jahresanfang 1881 in den

„Predigt-Blättern aus Bad Boll“ die sehr frühe „Das Ablegen des alten und das Anziehen des neuen Menschen“ (Eph. 4, 22-24), gehalten „am 19. Sonntag nach Trinitatis 1825 in der Garnisonskirche zu Stuttgart“ heraus. Er druckte (S. 10-18) „nach dem Originalmanuskript“, das nun nicht mehr erhalten ist. Es kann Blumhardts zweite oder dritte öffentliche Predigt gewesen sein und soll gleichzeitig die Tübinger Urteile belegend, als erst-veröffentlichte hier näher angezeigt sein. Zuerst möchte man kaum glauben, daß so tiefdringend und gekonnt ein zwanzigjähriger Jüngling sie noch vor seinen theologischen Semestern gehalten hat. Schon mit dem zweiten Wort setzt er sich mit seinen Hörern ins wir zusammen und knüpft ans tägliche Streben der Welt an. Mit dem zweiten Satz ist er sofort bei der Sache: glücklich in Gott zu werden. Und der Absatz schließt: Der Spruch vom Ablegen und Anziehen will nicht nur das Meiden schwerer Sünde, sondern Gesinnungsänderung der Abertausende Pharisäer. Nach einem Gebet um Demut und Wiedergeburt werden drei Fragen abgehandelt: 1) Lebe ich der Welt oder Christo? Gott, der uns mit unendlicher Herablassung und größer Freundlichkeit naht, sollen wir nicht durch Unterlassen jeden Schrittes zu ihm spotten! 2) Was hat der Mensch zu tun? Die nach Gott geschaffene Seele verkauft alles für die eine köstliche Perle (Matth. 13,45 f vgl. 6,21); dann hat die Welt keine Reize mehr, sondern der sich Gott übergebende folgt Christi Beispiel. 3) Ist Seine Last nicht viel leichter (Matth. 11,30) als das todbringende Joch der Welt? (Mit vielen andringenden Fragen ruft der Prediger zur Besinnung). Abschluß: Wohl dem Menschen, der den Trug der Welt durchschaut hat und nur nach der Herrlichkeit in der Ferne blickt! Er schaut „nicht mehr die Schwierigkeiten dorthin, denn sein Erlöser ist bei ihm“. – So wird in einer einfachen, klaren, zielstrebigem Sprache gepredigt, nicht am Faden des Textes ausgelegt, doch seine vollständige Aufnahme dahinter. Sogar im Zusammenhang mit den umliegenden Versen und erst recht mit dem Evangelium und der ganzen Bibel wird verkündet. Doch ist nur aus dem Herzen eines noch jungen Menschen mit seinem idealistischem Streben gesprochen; da ist nur von den Reizen der Welt und Schwierigkeiten der Entscheidung die Rede und wird Christus über das Beispiel hinaus nicht voll angezogen (Überkleidung mit ihm). Theologisch finden sich die Blumhardt aus dem Stundenwesen seiner Umwelt bis in die Tübinger Studentenstunde angewöhnten Verschiebungen: die alte Haltung wird mit Welt überhaupt gleichgesetzt, der herrliche neue Anzug ist weithin nur fernes Ziel, das Streben zur neuen Einkleidung unterwirft unendlichen Schwierigkeiten, ist also Last. Doch diese Bedenken von Paulus her sollen die Tüchtigkeit so früher Predigtleistung nicht herabsetzen.

Ein Rückblick auf die Bedeutung seines Theologie-Studiums stellt für Blumhardt unverrückbar fest: Die Schwerpunkte lagen beim Erfassen der Heiligen Schrift und beim Vorrang der Glaubenslehre, Dogmen- und Kirchengeschichte. Es wird nichts Überraszendes geleistet, so daß Blumhardt in die Führung der gebotenen Wissenschaft gehen könnte, sondern es wird für den Dienst der Gemeinde fleißig das Brauchbarste aufgenommen. Doch sind so grundlegende Entscheidungen bewältigt und getroffen: persönlicher Wortglaube, keine Schwärmerei wie Somnambulismus. Die tiefste sonderliche Ausrichtung, die Blumhardt ins Abseits sowohl von den pietistischen wie den philosophischen Mitstudenten bringt, geschieht in eigener Wendung zum Luthertum. Denn die Übersicht im „Entwicklungsgang“ schließt:

Bald jedoch fing ich an, auf einen besonderen Teil der Kirchengeschichte mich zu werfen: auf die Reformation, wohin mich meine mit der größten Begierde betriebene Lektüre der lutherischen

Schriften zog. Besonders anziehend für mich war daher Planks ((Planck)) Geschichte der Entwicklung des protestantischen Lehrbegriffs.

Das Werk von Gottlieb Jakob Planck (1751-1833) zu Göttingen „Geschichte der Entstehung, der Veränderung und der Bildung unseres protestantischen Kehrbegriffs“ (3 Bde 1781-89; 2. Aufl. in 6 Bänden 1791-1800) war ebenfalls Leitfaden für Blumhardts Professor Schmid. Auch im anschließenden Vikarsjahr (im „Entwicklungsgang“ nächster Absatz) beschäftigte sich Blumhardt in der Freizeit „am liebsten mit dem Alten und Neuen Testament, den lutherischen Schriften und eben erwähntem Buch von Plan((c))k.“ So läßt sich Blumhardts theologische Haltung im Au9gang vom Pietismus über die Erweckung und über die Berührung mit Schleiermacher genauer als ein persönliches bei Luther erneuertes evangelisches Christentum und als protestantisches Lehrgut bestimmen.

Doch für Blumhardts Besonderheit insgesamt, für die sich als Stichwort „Biblischer Realismus“ anbietet, sei noch angehängt: Da Blumhardt nach Hoffmann die Laufbahn bestimmender Freund Barth – wenn wir auch oft nicht sicher sind, wieweit Blumhardt seine Missionsvorträge in der „Pia“ hörte oder gar sein 1828 begonnenes „Calwer Missionsblatt“ las – im gleichen Jahre werbend Brief-Auszüge Oetingers veröffentlichte und für ihn den Titel „Magus im Süden“ einführte – wobei er den Landsmann noch über Hamann stellt -, zeigt sich nicht nur, daß der damalige Möttlinger Pfarrer in der Luthererneuerung und Erweckungsbewegung den nordischen Bekämpfer der Aufklärung kennt und für Schwaben nennt, sondern bricht erst recht in unserm Zusammenhang, der Berührung mit Schelling und besonders den Einfluß von Eschenmayer nicht vergessen soll, die Möglichkeit auf, daß auch mit diesem Band „Süddeutsche Originalien“ Blumhardt nach der ersten Bekanntschaft in seiner Schulzeit jetzt gegen Ende der Stiftszeit Oetinger – „bis auf diese Stunde der gelehrten Welt zum Ärgernis oder vielmehr unbekannt“ (Barth) – nebst Bengel und Flattich erneut verbunden und er ihm als Vorbild hingestellt worden sein könnte; die zwanzig Seiten durch die zweite Lebenshälfte laufenden Auszüge in Hamann recht ähnlichem Stil mußten Blumhardt, wenn er sie las, in seiner noch kaum über den Keim entwickelten Ausrichtung stärken. Immerhin ist auch für Mörike, den das nächste (das 2.) Kapitel als wichtigsten Freund des Studenten bespricht, später schätzende Oetinger-Bekanntschaft belegbar. Und wenn auch die historische Beziehung Blumhardts zum noch heute ausstrahlenden Theologen nicht klarer aufzufinden ist, so ist die sachliche Gemeinschaft deutlich; wesentlich wird sie eigenständig in Blumhardts Möttlinger Erfahrungen wachsen und unter Gegnern im Selbstbewußtsein, daß aus Gewissen im nächsten Jahre die erste Flugschrift ermöglicht (hier 3. Kapitel), und im späteren Veröffentlichlichen sich ähneln.

Schlußexamen (3. Vierteljahr 1829)

Von den fünf Studienjahren waren die letzten drei der eigentlichen Theologie bestimmt. Bei den Stiftsaufsätzen konnten wir nur fünf theologische Semester herausrechnen und behielten so das sechste als zusammenfassende Examensvorbereitung. Am ende dieses Sommers 1829 nun stieg Blumhardt in die Schlußprüfung. Seine Predigt hatte er Ende Juli zu halten, die Mündliche Prüfung

wurde Ende September abgenommen. Dazwischen lagen die Unterrichtsstunde und die unter Aufsicht angefertigten Schriftlichen Arbeiten zur Glaubenslehre (lateinisch) und zur Verkündigung (drei Grundrisse). Das Abschlußzeugnis wurde im Oktober zugestellt.

Als Belegstücke dieser Ersten Dienst-Prüfung sind die beiden wissenschaftlichen Arbeiten und ebenfalls beide Unterlagen der anwendenden Tätigkeit als Prediger vor Erwachsenen und als Lehrer vor Kindern im Archiv der Landeskirche erhalten – neun Bogen in Blumhardts verhältnismäßig enger und kleiner Handschrift.

Die Aufgabe der Glaubenslehre lautet übersetzt: Legen Sie dar, was „Wiederbringung aller Dinge“ (Apokatastasis panton) meint und welche Bedeutung einmal die Stellen, die gewöhnlich angeführt werden, zu ihrer Bekräftigung haben (Röm. 5, 15ff; Eph. 1,9f; Phil. 2,10f; 1.Kor. 15, 22-28), des weiteren zu ihrer Abweisung jene (gewöhnlich angeführten) Aussagen vom Jüngsten Gericht und den zukünftigen Strafen wie etwa Matth. 25,41.46; Mark. 9,43.49 ((übliche Zählung: 48)); Joh. 3,36; 2.Thess. 1,9; Luk. 16,26. Blumhardts lateinische Ausführungen auf neuen Aktenspalten (reichlich zwei Bogen), so gründlich und nüchtern sie die einzelne Auslegung betreiben, beschränken sich nicht auf die klare Durchführung des vorgelegten Gegenstandes, sondern erweitern die Darstellung der Wiederbringungslehre zu ihrer Erörterung überhaupt. Sie ruht auf der Möglichkeit, daß es beim Jüngsten Gericht nicht ewige Strafen gibt, sondern mit der Zeit Befreiung und für alle Seligkeit. Da bes. 1.Kor. 15, 22-28 (der Tod und die vorausgehende Sünde hören auf und Christi Versöhnungssamt wird niedergelegt) für die Wiederbringung spricht (auch Phil. 2 scheint die Lehre zu bestätigen und die letzten beiden Gegenstellen schließen sie nicht aus), wird zweitens aus den christlichen Bekenntnissen (nur die Konkordienformel verwirft die Wiederbringung, die Bekenntnisschriften stellen sonst die Vergebung und Rettung durch Christus groß heraus) und erst recht mit philosophischen Überlegungen von Gottes Güte die Lehre nahegelegt, drittens ihre vorsichtige Darlegung, auf daß sie nicht Sorglosigkeit stärke, verteidigt und viertens sie auf Origenes und die Mehrzahl neuerer Theologen gestützt, aber mit Schleiermacher auf die Fortschritte einzelner Menschen eingeschränkt. In der Neigung zur Allversöhnung gehen auffällig pietistische mit aufklärerischen Strömungen zusammen. Daß Blumhardt über die Auslegung und Beleuchtung der neutestamentlichen zu Belegen herangezogenen Stellen und Gegenstellen die Lehre insgesamt erörtert, erweist seine teilnahmevolle Beschäftigung mit ihr; daß er die Wiederbringung weder klar bejaht noch gar verwirft, vermeidet Feindschaft einer Seite und spiegelt wohl die damalige Einstellung in seiner Kirche. Wer anderes von ihm erwartet, muß nüchtern sehen lernen; das Ergebnis zu bedauern, steht uns nicht zu. Nämlich es zeigt sich im Einzelnen: Das Vorgelegte ist nun eben die Arbeit eines Studenten, der weniger mit Gedankenschärfe und Entscheidungsklarheit als mit gutem Willen und reicherworbenen Kenntnissen eine schier unlösbare Frage abhandelt (unserer Meinung nach hat sie durch unbedachte Übernahme des Zeitbegriffs in Gottes Entscheidung sich selbst in die Schwierigkeiten verwickelt). Blumhardts eigne Glaubensanschauung liegt noch in der die Wiederbringung bejahenden Richtung, die wir in der Umgebung seiner Jugend vertreten fanden. Merkwürdigerweise ist gerade diese lebenslange Streitfrage der Wiederbringung Gegenstand seiner dogmatischen Examensarbeit.

Die Lösung jener drei Prüfungsaufgaben, Verkündigung vorzubereiten, bildet Blumhardts hervorragende Begabung erstaunlich ab. Als „Erste homiletische Frage“ wird die „Praktische Bearbeitung der Parabel von den Arbeitern im Weinberge“ verlangt. Behörde und Prüfling fassen das Gleichnis (Matth. 20, 1-16) nicht als Erläuterung einer einzigen Wahrheit (Allegorie zu Matth. 19, 30 u. 20, 16; oder als Lösung, wie Güte sich mit Gerechtigkeit verträgt), sondern Blumhardt sucht aufgrund des Vorhergehenden (19 ab 16) die Lehre aus allen Einzelzügen (Parabel) und findet unter seiner Überschrift „1. Nachweisung der in dieser Parabel dargestellten Idee durch kurze Analyse“ das Sinnbild folgenden Grundgedankens: Die rechte Gesinnung, Christo zu dienen, weiß sich stets als „unnützen Knecht“ (Luk. 10, 17) und empfängt nur Gnadengaben. Die Erläuterung ist trefflich: Nicht Länge der Arbeitszeit gilt; von den ersten Arbeitern abgesehen, werden keine Lohnabmachungen getroffen; das Murren vergißt die Berufung durch Gnade. Der Abschnitt „2. Entwicklung obiger Idee nach ihrem praktischen Gehalte in andeutender Zurückweisung auf die betreffenden Züge der Parabel“ führt seinen Grundgedanken, welcher gleichzeitig die Mitte evangelischen Glaubens, in genauer Beachtung der Erzählung und des Alltagslebens mit einer Fülle von Einzelzügen packend durch. So hat Blumhardt sowohl die Darstellung im einzelnen als auch eine Gesamtrichtung des Gleichnisses verstanden und aufgenommen, hat dies Verständnis aus dem näheren (Letzte vor Ersten) und aus dem weiteren Zusammenhang (Gesinnung des Reichen Jünglings und der Jünger Jesu über ihren Einsatz) gewonnen und den Grundgedanken gleichzeitig im Einklang mit der evangelischen Grundlehre erhoben. Mit „3. Aufstellung des Thema“ („Über die den Berufenen erwiesene Gnade durch Christus“) macht er seine Predigt zur Verkündigung des Lebenbringers und entwirft zwei Hauptteile (Berufung – Gesinnung), dazu jeweils zwei Unterteile (Unverdientes Kommen Christi und Berufen durch den Geist – Unverdiente Belohnung; Lohnsucht mit Stolz und Neid... - Gesinnung der Demut, auch gegen Mitberufene und gegen noch nicht Berufene), die wieder geteilt und unterstaffelt sind. Genauso selbständig und glaubensgemäß, glatt und glänzend wird die zweite Aufgabe, die aus dem Alten Testament stammt und eine Unterrichtsstunde entwerfen soll, gelöst: „1. Nachweisung der Hauptidee des 50. Psalms“. Blumhardt versteht „Heil“ geschichtlich aus dem Judentum und erhebt: Der Psalm deutet die Gesinnung an, die dem erwarteten messianischen Reich vorausgehen muß; nämlich mit dem Opfer im Tempel muß Herzensdank gegen Gott und eine das Böse hassende Gesinnung verbunden sein, der rechte Gottesdienst muß Vertrauen gegenüber dem Allmächtigen und Gütigen bezeugen. Entsprechend wird für den Unterricht allein der einzuprägende letzte Vers gewählt und als „2. Katechetische Entwicklung des letzten Verses“ wieder eine übersichtliche und gefüllte, reiche, wahre Frömmigkeit zeichnende Gliederung gegeben. So wird das Ziel der Unterweisung, aus einem uralten Kirchenlied die Kinder – wohl Ende der Volksschule – zu ihrem wahren Gottesdienst anzuleiten, im Plan erreicht.

Die erste homiletische Lösung brauchte spekulative und praktische Philosophie; die zweite verwertete Kenntnisse der Religionsphilosophie. Die dritte Aufgabe, an den Stoff der ersten anknüpfend, verlangt am deutlichsten in der theologischen Aussage die philosophische Anstrengung, indem sie fragt: „Mit welchem Recht hat man aus der oben bearbeiteten Parabel den Schluß gezogen, daß das Christentum jedes Motiv, das von dem Einflusse unseres Handelns auf unser Wohlsein hergenommen wird, als unsittlich verwerfe? Welches ist überhaupt das Verhältnis der Christlichen Sittenlehre zum Eudämonismus?“ Nach diesem Stichwort von der „Glückseligkeit“ bezeichnet sie mancher Philosoph

als Beweggrund und Ziel allen Strebens. Das Gleichnis dagegen scheint in der Nebenaussage, daß der Arbeiter sich nicht vom Gedanken an den Lohn leiten lassen soll, anzudeuten: Das Sittliche ist um seiner selbst willen zu tun. Blumhardt antwortet in diese Kluft: „Auf den Lohn als Lohn soll nun allerdings der Christ nicht sehen, wohl aber auf die auch auf Wohlsein sich beziehende Gnade-“, Er belegt, daß die Parabel „auf keinen Fall jeden Gedanken an den Lohn“ abweist, sondern daß unverkennbar „die später angeworbenen Arbeiter so bereitwillig in den Weinberg gingen“ (obschon bei ihnen keine Lohngröße vertraglich abgemacht war) und Jesus doch wohl von der gewöhnlichen Arbeiterart redet, nicht „um Nichts sich zu einem Geschäfte dinge zu lassen“. Jedoch im Unterschied zum Eudämonismus soll im Christentum, der Seligkeit gewiß gemacht, das Handeln erst aus dem Glauben hervorgehen, nicht soll eine Hoffnung auf Seligkeit das Handeln begründen. Die Natur des Menschen verlangt Wohlsein, Gefühle des Schmerzes und des Vergnügens sind im Christentum nicht gestrichen. Daher ist der Einfluß, sich aus Dankbarkeit der Sittlichkeit zu widmen, „eine natürliche Folge bei einem Geschöpfe Gottes“. Daß Blumhardt in der Handschrift mit seiner Feder „natürliche“ unterstreicht und eine selbstverständliche Verbundenheit all seines Glaubens und Lehrens mit dem Natürlichen wahr, ist das Wichtigste und bezeichnendste seiner ausgewogenen, die Gotteslehre über alle Weisheitslehre stellenden Ansicht. Nebenbei ist aus der biblischen Begründung sein Zusammen eines protestantischen (vgl. Kants von Luther abhängige Sittenlehre) und des (Stichwort „Dankbarkeit“) reformierten Katechismus feststellbar.

Die Prüfungspredigt am 25. Juli hatte Blumhardt über 1.Joh. 2,3 zu halten: „An dem merken wir, daß wir ihn kennen, wenn wir seine Gebote halten.“ Aus der Glaubenstatsache, daß Christus der Versöhner der ganzen Welt ist, ist unsere christliche Haltung herzuleiten, in der ein unwiderlegliches Tatzeugnis für wahren Glauben gefordert wird. Blumhardt überschreibt diese Verkündigung: „Wer Christi Gebote hält, der kennt Christentum“. Er teilt die Betrachtung in die beiden Fragen: 1) Wie ist der Satz zu erläutern? 2) Wozu ist er uns gegeben? Die erste Frage wird in die Erklärungen unterteilt: Kennen heißt nicht, von Christo wissen..., sondern vielmehr „ihn zum Freunde haben und in Gemeinschaft mit ihm sein“ (Kap. 1,3) Dabei bedeutet bei der Schwäche des Menschen und seiner Geneigtheit, selbstbezogen zu sündigen, die Gemeinschaft mit Jesus Christus, daß nun Glaube, Liebe, Hoffnung (vgl. 1.Kor. 13,13) den Sieg davontragen. Der zweite Hauptteil, wozu der Ausspruch des Apostels uns gegeben sei, entfaltet ebenfalls zweierlei: Zur Warnung vor andern, aber auch vor uns selbst. Zur Hut vor Lügenlehre wird Jesu Wort von den Früchten und vom „Wider mich“-Sein angezogen (Matth. 7, 16.20; 12, 30 u.p.). Wir selbst werden in zwei Richtungen gewarnt, nämlich gegen unsere Sicherheit und Trägheit (vgl. 1.Kor. 13,2) und ebenso gegen unsere Selbstgefälligkeit mit sonderlichen Überzeugungen in Bibelauslegung, die aber merklich Christo näherbringen müssen (Gal. 6, 7 f). Das Ganze, fünfseitig auf zwei Bogen in Heftgröße niedergeschrieben, ist gewiß eine klare und umfassende Durchführung, schon meisterlich im Aufbau und in der Ausrichtung auf die Glaubensmitte.

Für die am 9. August vor Tübinger Schulklasse unter Matth. 7, 1-5 gehaltene Kinderlehre liegt (auf einem Blatt in Heftgröße) allein die Gliederung vor. Dem Abschnitt für die Religionsstunde gibt sie die Überschrift: „Über unser Verhalten gegen die Vergehungen anderer“. Blumhardt will mit den

Volksschulkindern drei Mahnungen durchsprechen: „Wir sollen die Menschen nicht sogleich verdammen“ (Vers 1 u. 2), „nicht zu aufmerksam auf die Fehler anderer sein“ (Vers 3), „vorsichtig beim Betrachten anderer“ (Vers 4 u. 5). Bei den ersten beiden Abschnitten begründet schwerwiegend der zweite Unterteil jedesmal dreiteilig; auch der dritte entfaltet ähnlich und schließt das Ganze mit Jak. 4, 6. Es liegt also wieder eine nur mit jahrelangem Üben erlangte, möglichst ebenmäßige und durchgefeilte Gliederung, vom Text her behaltbar, vor. Die Entfaltung geht in die Tiefe (vgl. 1.Petr. 4, 8). Es ist nur schade, daß keine Veranschaulichung oder eingeflochtene Beispiele angegeben sind. Lebendig lief die Stunde bestimmt (s.u.). Beachtlich leitet die homiletische Aufgabe Blumhardts lebenslange ausrichtende Hauptbeschäftigung ein: Auslegung und Anwendung der Bergpredigt. Genauso merkwürdig hatte ja die systematische Frage mit der Wiederbringungslehre ein Hauptstück der angestammten Frömmigkeit und seiner künftigen Heilszeit-Lehre ergriffen.

Von mündlicher Prüfung über Fachkenntnisse des Seminaristen oder nunmehr „Candidaten“ wissen wir nichts. Wichtig für die Einstellung als kirchlicher – und zugleich staatlicher – Beamter war die Tüchtigkeit in anscheinenden Äußerlichkeiten. Im Bericht vom 27.8.1829 an die Prüfungsbehörde wurde Blumhard (t ist weggelassen) folgende Einzelbeurteilung ausgestellt, die wesentlich die Persönlichkeit zu erfassen sucht und die wir (mit Ergänzungen aus dem Zeugnisbuch des Landeskirchlichen Archivs) aus dem Lateinischen übersetzen:

Feste Gesundheit. Wuchs unterm Durchschnitt. Deutliche Aussprache und klare Rede. Schickliche (oder: anmutige) Bewegungen. Hinreichend gute Begabung. Urteilskraft ziemlich gut ausgebildet. Treues Gedächtnis. Handschrift leicht zu lesen. Sittlichkeit rechtschaffen und fromm. Unablässiger Fleiß. Beschränkte (Geld-) Mittel. – Hat das theologische Studium mit hinreichend gutem Erfolg vollendet. Die schön gegliederte und tüchtig ausgearbeitete Predigt hielt er auswendig (sie ist nach D. Schmid lobenswert). Die Katechese war gut und lebendig. In Philologie und Philosophie ziemlich trefflich gewandt.

Das dem Geprüften auf Vordruck ausgefertigte und nur in zusammenfassender Note bestehende Zeugnis, das Blumhart (d ist weggelassen) „zur Übernahme von Vikariatsdiensten für befähigt erklärt“ hat das Gesamtzeugnis „Gut“ mit der Note „Classe II a“. Dieser Abschluß ist recht gut und wird nur von Klasse I mit „Vorzüglich“ überboten. Es ist unterschrieben von den Professoren (nur Jäger ohne Doctor) Kern, Jäger, Baur, Schmid. Am 3. Oktober ist es vom Stuttgarter Direktor der Kirchenbehörde (Bernhard Wächter) gegengezeichnet und dann dem Kirchlichen Kandidaten oder einzuberufenden Vikar ausgegeben worden.

Ehe wir die Vikarszeit nacherleben, versuchen wir jedoch, Christophs Entwicklung, die das vorliegende Kapiotel ziemlich von außen beschrieb, mehr von innen here zu zeichnen.

Kap. 2: Freundschaft mit M ö r i k e

Voraussetzungen

Johann Christoph Blumhardt und Eduard Mörike, sie waren befreundet. Sie begegneten sich als württembergische Studenten der Theologie im Tübinger Stift. Freilich waren sie schon ein Jahr gleichzeitig auf dem Stuttgarter Gymnasium, als der Ludwigsburger Arztsohn dreizehnjährig seinen Vater verloren hatte und nach Stuttgart zum Onkel Georgii kam, der ihn weiter für die geistliche Laufbahn bestimmte. Aber der ein Jahr ältere Mörike war nicht in Christophs Klasse. Für Bekanntschaft war schon die erdrückende Klassenstärke, erst recht die Gesamtschülerzahl viel zu groß. Nach einem Jahr wurde Mörike Klosterschüler (Herbst 1818). Mit seinem Uracher Jahrgang, aus dem er die Freunde Hartlaub und Mährlein mitbrachte, weilte er nun vom Herbst 1822 bis Herbst 1826 im Stift. Blumhardt, der mit seiner Schöntaler Promotion im Herbst 1824 übergetreten war und in den Genuß wieder fünfjähriger Studienzeit kam, trat erst drei Jahre später in die Vikarszeit. Näher als mit Blumhardt lag für Eduard ein Umgang mit den Ludwigsburgern David Friedrich Strauß und Friedrich Theodor Vischer, als sie im Herbst 1825 aus Blaubeuren ins Stift versetzt wurden. Die Freundschaft mit ihnen war im späteren Leben deutlicher und ist allgemein bekannter.

Vom Ludwigsburger Freund Johann Georg Schreiner besitzen wir die schöne Bleistiftzeichnung des zwanzigjährigen Mörike. Der Jünglingskopf zeigt die reine Knospe eines noch kindlich träumenden Dichtertums und erinnert trotz aller Anmut doch in den Gesichtsformen an jene strenge Klarheit, die den zweiundzwanzigjährigen Hölderlin auf dem Pastell eines ehemals Maulbronner Studienfreundes (Franz K. Hiemer 1792) auszeichnet. In Eduards Antlitz spiegelt sich allerdings eine leise Schwermut, wie sie aus dem Peregrina-Erlebnis erwuchs und nur in Jünglingsfreundschaft gebessert werden kann. Mörike hatte seinen Ludwig Amandus Bauer (1803-1846), der ein Jahr vor ihm als Primus seiner Blaubeurer Promotion nach Tübingen gekommen war. Mit diesem jungen Franken voll poetischen Schwung erfand er, indem sie links von der Straße nach Reutlingen nahe einem Quell eine Laubhütte bauten, das Land Orplid mit der schützenden Göttin Weyla. Wir nennen erst einmal alle diese Namen, die bei der Schilderung des Bundes der beiden Studenten Christoph und Eduard auftauchen. Als Bauer Ende 1825 Pfarrverweser wurde, ergab sich äußerlich und innerlich eigentlich erst die Möglichkeit, daß Mörike Freundschaft mit Blumhardt schloß. Vermittler war Rudolf Flad, der mit Mörike aus Urach kam und sich mit seiner Einstellung als Studentenseelsorger beider annahm. Ihn haben nach seinem frühen Tode (1830) beide in ihrer Lebensbeschreibung erwähnt. Wie Blumhardt darin von Mörike schwieg, nennt umgekehrt ihn dort Mörike nicht. Aber er widmete ihm – was nun bald hundert Jahre bekannt – eins seiner frühesten persönlichen Gedichte: „Ans Herzle.“

Von Christoph kam aus der gesamten Jugend und seinen Bildungsjahren kein Bildnis auf uns. Und doch besitzen wir nur eins, ähnlich aufschlußreich und kostbar wie dasjenige von Schreiner, und zwar von Blumhardts eigener Hand: seine Studentenbriefe an Mörike, abgelichtet. Das rund Viertelhundert aus den Jahren 1826-28 ruht original in Weimar und blieb der bisherigen Darstellung beiderseits fast gänzlich unbekannt. Hat sich schon Zündel 1880 im ersten Lebensbild von Blumhardt um das Gedicht bemüht und hat die Forschung unsers Jahrhunderts von diesem und von einigen Briefstücken Kenntnis genommen, wobei auch schon einige Aufsätze über beider Freundschaft erschienen, so ist die Verbindung und Verbundenheit dennoch von Grund auf zu erarbeiten – dabei Berichtigungen -, und sie läßt sich nach Tiefe und Umfang gründlicher in der Spannung entwickeln und wörtlicher

belegen. Blumhardt der Jüngling wünscht gewiß, daß die Briefe – ebenso sein drei gleichzeitigen in der Kauffmann-Sammlung auftauchten – verborgen blieben, denn sie verraten den ersten Aufbruch überwältigender Liebe, in einer Entwicklungszeit, von der sich rückblickend mit dem Wort jenes römischen Schauspielers (bei Terenz) wohl schon sagen läßt, daß über seine Umwelt Christoph „nichts Menschliches fremd“ blieb. Dabei wurde es ihm geschenkt, daß aus der Jugendbewegung unsers Jahrhunderts bekannte Ziel zu verwirklichen: „Reif werden und rein bleiben“ (Walter Flex).

Verbindung

Vorgegeben ist Wahlverwandtschaft. Die schicksalsmäßige Verbindung zwischen Mörike und Blumhardt liegt zuerst in der frühen Vaterlosigkeit beider. Dazu tritt eine innige Verbundenheit mit ihrem Mutterhaus und mit den Geschwistern. Es ergab sich, daß beide Studenten auch die Geschwister des Freundes kennenlernten und liebgewannen; besonders Blumhardt versuchte sie in die Gemeinschaft zu ziehen. Die mannigfachen Belege in den Briefen können wir hier nicht aufzählen. Eins machen sie durchweg deutlich: beide waren gleich feinführend veranlagt.

Für Blumhardt muß einmal vorgetragen werden, daß er bei ziemlicher Sinnenfreude und mancher äußeren anscheinenden Derbheit ein sehr sensibler Mensch war. Beim Studenten mag seine Genußfreude am Rauchen auffallen, vom Alten berichtet die Anekdote, daß er bei seinen Besuchen in Stuttgart sich ein gebratenes Göckele mit einem Glase einheimischen Weins schmecken ließ und einer Verehrerin, die es ihm vorhielt, antwortete: „Du lieb's, domm's Gotteskendle! Meinscht denn du, d'r Herrgott häb die guete Sache bloß für die böse Leit G'schaffe?“ In der Feinfühligkeit besaß und bewies er eine hervorragende Menschenkenntnis – ohne viel Worte des andern. Ein Beispiel für das Zusammen der Empfänglichkeit und der Derbheit ist der Briefsatz, wo er sich über abfälliges Urteil eines Mithörers zur Konzert-Ouvertüre aufregte: „Sollte man einen solchen Kerl nicht unter einen Sauschwanz binden?“ (an Mörike 20.6.1826). Mehr als Zeichen von Überarbeitung und jugendlichen Schwankens in der Stimmung ist die Stelle: „Gestern habe ich einen traurigen Tag gehabt; das Gefühl der Einsamkeit lastete so schwer auf mir, daß ich mehr an den Tod als an das Leben dachte“, weil „die Menschen so fern voneinander sind, und doch sind sie Brüder, einerlei Geschlechts“ (12.6.1827). Mag eine stärkere Gesundheit und ein größeres Bemühen um seine Mitmenschen Blumhardt vor dem Sturz in einsame Schwermut bewahrt haben, während Mörike sich schon damals hypochondrisch nannte und sich später nach allgemeiner Ansicht verzärtelte, die gleichartige Empfindsamkeit der Nerven muß für immer festgehalten werden. Und wenn man wenigstens einen etwas kennt, durchläuft uns ein warmes Gefühl für beide, daß und wie sie sich brüderlich geliebt haben.

Beide warfen sich gern in Heiterkeit und waren ebenfalls Brüder in der Freude an der Schöpfung. Man spürt eine innige Tierfreundschaft, wenn sie von ihren Stubenvögeln erzählen, Blumhardt ähnlich auch von Mäusen in der Holzkammer berichtet oder daß er das Schreien weggetragener Ferkel nicht länger hören kann. Das Scherzen ist nicht einfach der schwäbische Humor, wie z.B. in Uhlands Balladen-Schlüssen erscheint. Es ist noch weniger ein von der Stifts-Enge gesteigertes Sagen, das die Reibungen allzu dichter Lebensgemeinschaft mildert. Es ist sonnige Heiterkeit, nahe bei der Frömmigkeit, und bewahrte Kindlichkeit. So schließt Mörike fast in Nächstenliebe sein „Elfenlied“

(1831): „Elfe, gelt, du hast genug ((schmerzhaften Stoß))? Guckuck! Guckuck!“ Beider Verständnis für Kinder und ihre große Kinderliebe sind bekannt. Noch vom Hausvater in Bad Boll wird erzählt, daß Blumhardt in andächtiger Versammlung mit einem vierjährigen Töchterchen einer Anwesenden hinter der Säule „Guguk!“ (vom oberdeutschen gucken für hervorlugen) spielte und dann, indem er sogar mit dem kleinen Wesen Stille zur Gemeinschaft schloß, den Erwachsenen die Bibel vorlas.

Als Tübinger Studenten scherzten sie gern, weil ihr Herz sorgenvoll war: das Mörikes um seine Gesundheit und berufliche Entwicklung, das Blumhardts für seine Geldmittel und für den Unterhalt der Seinen. Hinter der Gleichartigkeit, bis aufs Totenbett sich um die Bewahrung einer kindlich reinen Welt bemüht zu haben, steht bei beiden der Glaube an eine bessere Welt. Die Aufgeschlossenheit für eine höhere Wirklichkeit beginnt beim Beobachten und Erzählen ihrer nächtlichen Träume. Sie schließt die Sehnsucht oder in der damaligen Freundschaft gar Versuche ein, sich im Geist zu holen, wie angeblich eine Ludwigsburgerin „durch ihren bloßen Willen Bekannte mehrere Stunden zu sich herzwingen konnte“ (14.5.1827). Es ist bemerkenswert, daß schon in den damaligen Briefen Blumhardt magnetisches (d.h. suggestives) Streben (20.2.1827), Hellsehen und ähnliche erregende Erscheinungen erwähnt – wie ja Mörike seit 1825 mit Justinus Kerner, dem großen Förderer des schwäbischen Somnambulismus, Verbindung hatte. Doch waren beide bei allem Gefühl nicht ohne nüchterne Trockenheit und abhold aller Spekulationen, hauptsächlich voll Sehnsucht nach Wirklichkeit des von der Seele Erschauten – bei Mörike in der Welt des Paradieses, bei Blumhardt im Glauben der ersten Christen und in Hoffnung auf die neue Welt Gottes.

Für die Grundlage ihrer Freundschaft in Wahlverwandtschaft muß nicht zuletzt ihre gemeinsame Neigung zur Musik und insbesondere die Liebe zu Mozart genannt werden. Blumhardt hat Instrumente gespielt, Mörike ließ sich gern vorspielen. Er konnte eine Melodie in innerem Entstehen erleben, versteht jedoch nicht „Noten zu schreiben“ (22.2.1832 an den komponierenden Bruder Karl). Wie er voll Wohlwollen seine Verse vertonen ließ, hat er auffällig mit dem Ohr gedichtet. Während die Oper „Don Juan“, die Mörike berühmte Mozart-Novelle bestimmt, schon damals die Freunde beschäftigte, taucht noch mehr „Die Zauberflöte“ in Blumhardts Briefen auf. Ihn hat Mozart, im ersten Eindruck angenehm, durch öfteres Hören und Spielen hingerissen und „der Entzückung nahe“ gebracht (18.7..1826).

Unsere beiden Wahlverwandten fügte das Schicksal zusammen in die Stiftsgemeinschaft. Der überragende Kopf oder der viele Stiftsgenossen bezaubernde Geist war noch Wilhelm Waiblinger (1804-1830), mit dem Mörike sich befreundet hatte, schon ehe sie 1822 gemeinsam ins Stift kamen – nachdem jener Hilfsschreiber beim Oberamtsgericht in Urach und Hospitant im dortigen Niederen Seminar war und dann das Stuttgarter Obergymnasium besucht hatte. Während die Stiftsleitung erstaunliche Milde gegen Begabte bewies, verwickelte sich Waiblinger mit seinem genialischen Treiben in viele Unannehmlichkeiten – bis hin zum Liebesbund mit der von ihm angebeten Jüdin Julie Michaelis (1799-1879), wohnte bei ihrem Bruder und Onkel als Professoren gleichen Namens), den die zweimalige Brandstiftung eines Dritten beendete. Mörike hat unter Einfluß der fast sechs Jahre älteren Schwester Luise, die ihren Bruder umsorgte und „vor dem verderblichen Kometenfeuer“ warnte, Waiblinger einen Abschiedsbrief geschrieben, ihn aber nicht abgeschickt. Doch weil er sich

zurückgezogen hatte, lernte Blumhardt die Treffen im chinesisches Gartenhaus des Oberhelfers (später Dekan u. Theologieprof.) Johann Gottfried Pressel (Stuttgart 1781 – Tübingen 1848), das Waiblinger eine Zeitlang bewohnte, nicht mehr recht kennen, wie sie Hermann Hesse in seiner Alttübinger Erzählung „Im Presselschen Gartenhaus“ dichterisch geschildert hat. Unbekannt war Blumhardt das am südwestlichen Hang des Österbergs gelegene Elysium und Pantheon jedoch nicht (z.B. 7.11.1826 genannt), zumal der Eigentümer, Kind des Stuttgarter Oberbäckermeisters, Sohn seiner Patin war. Kurz vor dem Examen 1826 wurde Ende Oktober Waiblinger „wegen gänzlicher Vernachlässigung der bildungsmäßigen Studien“ aus dem Stift entfernt; er hatte schon Anfang des Monats Württemberg für immer mit dritter Italienreise verlassen. Blumhardt war das alles, mehr oder weniger miterlebt, nicht unbekannt, wie briefliche Erwähnung von Nachwirkungen im Stift belegt. Mörike hat bekanntlich sich später der Werke des früh verstorbenen Waiblinger angenommen, der trotz aller Verdächtigungen „ein ungewöhnlicher Mensch und ein außerordentlich gewandtes Talent“ war (26.12.1841 an Hartlaub). Beide haben ebenso Hölderlin, den Waiblinger öfter ins Gartenhaus geholt hatte, Denkmäler gesetzt. Es wäre reizvoll und lehrreich, zu wissen, wie nahe Blumhardt tatsächliche Berührung mit dem dichterischen Streben Waiblingers und mit dem musischen Freundeskreis um Mörike ging. Belegbar ist nur Verbindung mit Mörikes Dichterfreund Bauer; ihn lernte er zuerst, dann Mörike kennen, seine Bewunderung dieses Geistes und Dichters hat er bei Besuch seines Paten in Karlsruhe dort weitergegeben (9.7.1827) ... Wir wissen um Blumhardts Beteiligung am literarischen Kreis um Strauß. Jedoch setzen wir Blumhardts Mitschwingen in dieser Tübinger Studenten-Romantik nicht hoch an. Sein ziemlich geheimer und hervorragender Bund mit Eduard selber gilt uns für Christophs Kennenlernen der gesamten romantischen Geistesströmung. Die norddeutsche, selbst in ihren religiösen Zeugnissen (abgesehen von Schleiermacher), war sowieso in Tübingen kaum wirksam. Hölderlin ist er wohl nicht persönlich begegnet, wenn er wahrscheinlich auch von ihm – stadtbekannt – gewußt hat oder sogar den Kranken unruhig hinter den (damals) fünf Fenstern seines Turms hat herumwandeln sehen.

Wer ist Nast in Blumhardts Studentenbriefen? Nie nennt er seinen Vornamen. Der weit verbreitete Familienname war zu ihren Zeiten dreimal im Stift vertreten – dazu noch ein Repetent (1826-28 Gottlob Friedrich, 1802-1878). Mörikes Briefe und ihre Erforscher helfen. Danach handelt es sich nicht um Gottfried, den Göppinger Flaschnerssohn in Mörikes Uracher Jahrgang (1803-1869, zuletzt Pfarrer in Hofen), ebenso berichtet Blumhardt nicht vom Primus seines eignen Schöntaler Jahrgangs Heinrich (geb. 1806), Sohn des Stadtschreibers in Gmünd; dieser Nast kam nicht zur Endprüfung und soll unglücklich auf dem Asperg verstorben sein. Blumhardts nicht gerade erfreuliche Geschichten sind auf Wilhelm Nast zu beziehen (1807-1899), den verwaisten Sohn des Stuttgarter Finanzrates. Durch zwei Schwestern war er mit Blumhardts Lehrer Kern und mit ihrer aller Stuttgarter Vorgesetztem, Prälat Süskind, verschwägert. Das macht Blumhardts Bemerkungen verständlich (und daß aus den nahezu peinlichen Verhältnissen Prälat Abel 3.10.1828 in der Hauptstadt den Familienkummer seines Kollegen kennt). Wilhelm Nast gehört in die Blaubeurer „Genie-Promotion“, kam aber ebenfalls nicht zur Abschlußprüfung und starb als Methodistenhaupt in Nordamerika. Wir hören (26.6., 7.11. u. 1.12.1826), daß von Mörike her Blumhardt mit dem gewissen Nast eine Zeitlang viel zusammensteckte, mit ihm disputierte (über die Studentenprobleme der Moralität, der Freiheit und

der Vorherbestimmung ...) oder den schlesischen Mystiker Böhme las. Denn sie wohnten einige Wintermonate zusammen auf „Bärenloch“. Und beinahe sollte er, als Mörrike Vikar war, Blumhardt den vertrauten Umgang ersetzen: so ging er jetzt mit ihm Arm in Arm die Stiftstreppe zum Mittagstisch hinunter. Doch Nasts prahlendes Darstellen seiner einzelnen Liebesküsse konnten ihn, der wegen „himmelweiter Verschiedenheit“ in Denkungsart und Lebensweise sprachlos blieb und sich hinterm Pfeiferauchen versteckte, „nur mit Verachtung auf die ganze Geschichte, nur mit Mitleiden gegen das arme Mädchen“ erfüllen. Sein Lügen empört Blumhardts, und er findet Mörrikes Possen mit Nast für beide ungut (20.2.1827). Er hält Nasts Wesen für unaufrichtig; sein Hochmut scheint Blumhardt zeitweilig „über alle Grenzen“ zu gehen. Übrigens plante er mit Blumhardts Freund Hoffmann ein Buch (22.3.1827). Mörrike, den die Behörde seines Verbunds verdächtigte, hatte sich schon von Nast gelöst (3.10.1827). Inzwischen war er nämlich aus dem Stift geflohen und nach seiner Rückkehr im Karzer; dort hat Blumhardt mit dem ehemaligen Zimmergenossen freiwillig eine Nacht geteilt (Märzbriefe 1827). Im Herbst wohnte er „in der Mühle“. Nach seinem zweiten Entweichen aus Tübingen sollte ihm die Rückkehr nicht erleichtert werden (18.11.1827).

Es wären noch viele gemeinsame Bekannte aus Blumhardts Mitteilungen an Mörrike nennbar. Sei es, daß diese Äußerungen den Freund, weil sie alle an ihm hängen, bewundern, sei es, daß Blumhardt sich um einen verwandten neuen Theologiestudenten kümmert, dessen auch Mörrike gedenkt (Stiefsohn Ostertag des Stuttgarter Onkels Präzeptor Blumhardt), oder daß wir über den Charakter eines Stiftsgenossen aufgeklärt werden (30.6.1826 über den späteren Historiker und Mörrike in Mergentheim benachbarten Freund Ottmar Schönhuth). Wir begnügen uns mit zwei weiteren Beispielen verunglückter Mitstudenten. Ihre Namen mögen wegfallen; ihr Schicksal veranschaulicht mögliche Gefährdungen der beiden Freunde und ihre Teilnahme, und nicht zuletzt wird in den Briefstellen Blumhardts verständnisvolles Eindringen schon damals in seelische Hintergründe und in Fallbedingungen aus der Umwelt deutlich. Der eine hat heimtückisch seine Stubengenossen bestohlen und für das Geld sich allmählich „fünfzehn nagelneue, größtenteils noch unangerauchte Pfeifen“ und „immer die schönsten kostbarsten Bücher“ angeschafft – bis er es mit der Polizei und einem Diebstahlsprozeß zu tun bekam (22.6.1826); dabei entschuldigte er sich, daß auf den Stuben Stehlen z.B. von Tabak und Kerzen alltäglich sei. Er wurde natürlich aus dem Stift entfernt. Blumhardts Mitleiden quält ihn im Traum, als habe er selber das Geld genommen (23.6.). Wegen der eignen Armut kann er wachend rot werden (30.6.). Der andere, ein ehemaliger Blaubeurer Seminarist und danach in der Stadt fleißiger Philosoph (wollte Lehrer werden), hat Selbstmord verübt. Blumhardt kannte ihn, weil er gern als Gast im Stift Musik hörte, und „betrachtete ihn mitleidig: als einen lauen, mit sich selbst unzufriedenen und an sich verzweifelnden Menschen“. Am Abend des 13. Mai 1827 „rückte er den Tisch ans Fenster, legte sich darauf, so daß der Oberleib zum Fenster hinaushing, und schoß sich mit einem Pistol, deren er zwei längst schon zugerichtet hatte, durch die Brust und stürzte zum Fenster ((seiner Stadtbude)) etwa sechs Stock hoch herab ... Er hatte eine Geliebte hier, die ihm sehr anhing; er sagte aber immer zu ihr, er könne sie auf keinen Fall glücklich machen.“ Dieser Sohn eines – zur Zeit todkranken – Geistlichen in Reutlingen hat eine gemütsbelastete Mutter; ein Bruder war im Freitod vorangegangen und „der dritte letzte Sohn schon Selbstmördersgedanken geäußert haben soll.“ „Er wird übrigens ehrenvoll begraben“. (14.5.1827)

Eine große und nicht völlig geklärte Frage lautet: Wo hat Mörike während der Freundschaft mit Blumhardt eigentlich gewohnt? – Der 1822 ins Stift Gekommene hat sich wegen seiner empfindsamen Nerven für den Winter 1824/25 zusammen mit einem Jahrgangsteilnehmer in der Stadt Tübingen beurlauben lassen. Seit April 1825 wohnte er mit Mährlen in der Walkmühle (nahe der Eberhardsbrücke über den Neckar). Bisher unbekannt, doch durch Blumhardts Zeugnis sicher, hauste Mörike im Winter 1825/26 wieder im Stift, und zwar zusammen mit Christoph auf einer Stube namens „Bärenloch“; durch dies Zusammen-Wohnen ergab sich die enge tägliche Freundschaft mit Eduard (1.1. und 7.11.1826). Jedoch im Sommer hat Mörike irgendein anderes Zimmer, das freilich Blumhardt beobachten kann. Vor drohendem Gewitter sieht er vom Taubenschlag aus (Bezeichnung für sein Mansarden-Sonderkammerchen?) Mörike die Läden schließen (nach einem Jahre im März 27 erwähnt). Ein – Hausdiener? – Johann, der - weil er später Leerstuben seines Raumes beklagt – nicht Stiftsdiener sein kann und dem zuweilen ein Schoppen Wein gestiftet wird (1.7.26), vermittelt Nachrichten. Mag in damaligen Freundschaften ungeachtet häufigen Sehens Briefschreiben üblich gewesen sein, vielleicht sogar im gleichen Hause, es fällt stark auf, daß Blumhardts Briefe öfter an „Herrn stud. theol. Möricke in Tübingen“ adressiert sind. Sollte da Eduards Wohnung nicht außerhalb des Stifts gelegen haben? Allgemein wird angenommen, daß Mörike in seinen letzten Semestern nur zu Vorlesungen, Übungen und vor allem zum Essen ins Stiftsgebäude kam. Blumhardt hatte in jenem Sommer 1826 sich in einen sonst nicht zur Unterkunft benutzten Raum des früheren Klosters zurückgezogen, um ungestörter arbeiten zu können: in die „Holzkammer“, die vielleicht in der Mansarde lag. Nur ihre Bretterwand, durch deren Astlöcher die vom Star (seinem Zimmervogel) verfolgten Mäuse guckten, wird uns in seinen Briefen gut bekannt. Einen Sommer bewohnte er die Kammer zusammen mit dem Sohn seiner Patin, dem späteren Prälaten Hauber (der Zündel davon berichtet und offenbar von Wanzen erzählt hat). Wir hören, daß Mörike zeitweilig ihm näher, nämlich auf der Stiftsrankenstube war (9.7.1826 mit Durchfall), und wissen, daß Blumhardt nach „Bärenloch“ im März 1827 auf neuer Stube wohnte. Während Mörike längst als Vikar in Köngen amtierte, wohnte sein Freund im Juli vielleicht wieder im „Bärenloch“ (unklare Stelle 10.7.1827). Beim Tübinger Besuch im September des gleichen Jahres schläft Mörike, seine einstige Unterkunft mit Mährlen erwähnend, auf der Mühle bei Nast.

Rätselhaft bleibt, daß Blumhardt des Freundes Peregrina-Erlebnis nicht kennen scheint. Auch bei ihm ist gar keine unmittelbare Erwähnung zu holen, Mörike hat ja außerhalb seiner Dichtung alle Erinnerung getilgt. Eduards Begegnung liegt bis in die Osterferien 1823 zurück, klingt aber kaum im Frühjahr 1826 aus. Die Erregende war für die Studenten (und lange für die Forschung) eine reiz- und geheimnisvolle „Fremde“, bei äplerischer Mundart von unbekannter Herkunft umhüllt und verklärt von Leiden (Krankheit?) und vielleicht heiliger Schwärmerei. Einst hatte Mörike (zusammen mit Lohbauer) Maria Meyer (1802-1865) als Bedienerin in einer Gaststätte seiner Vaterstadt kennengelernt. Der Ludwigsburger Brauereibesitzer hatte das zauberhafte Mädchen auf der Straße aufgelesen. Ihre ungewöhnliche Schönheit und erstaunliche Belesenheit bezauberten. Die leidenschaftliche Liebe Mörikes ergibt Briefe aus Tübingen bis in den Herbst. Dann zerriß die Bindung, indem das Mädchen urplötzlich verschwand (nach Heidelberg); Mörike war tief enttäuscht. Als sie im Juli 1824 in Tübingen

auftauchte – ohnmächtig im Angesichte der Stadt niedergesunken und von einem übelbeleumdeten Studenten hereingetragen, sich dann auf Mörike berufend – vermied er jede Begegnung: Flad (der aber selber wie Bauer ihr zu verfallen drohte) sollte sie abwehren. Mörike, der sie in Begleitung von Flad (wie ein Abschied?) besucht hatte, rettete sich zur Mutter und zur Schwester Luise, schwer sich erholend. Noch einmal erschien sie Ende April 1826 und suchte abermals vergeblich mit Mörike Verbindung: er blieb im Stift. Aber er quälte sich jetzt wohl mit dem Gedanken auch von Untreue seinerseits. Blumhardt, obwohl er gerade das abgelaufene Semester mit Mörike das gemeinsame Zimmer gehabt hatte, hat im April anscheinend nichts miterlebt, sondern war in den Osterferien, wo er verschiedentlich predigte. Der Hauptgrund, daß sich Mörike zurückzog, dürfte hinter der Enttäuschung und neben dem Schauer vor dem Dämonischen die nüchterne, von den Seinen wohl herausgestrichene Tatsache gewesen sein, daß – im Unterschied zu den Verhältnissen mancher Studiengenossen zu Tübinger Töchtern, die in Ruhe auf öffentliche Verlobung warten konnten – er der anderthalb Jahre Älteren, Heimatlosen, jede Geborgenheit Entbehrenden keine Aussicht auf Hausstand zu bieten vermochte.

Es bleibt tragisch, daß der Dichter nie mehr zu einer erfüllten Liebe gekommen ist – wie ebenfalls Goethe nach der Absage an Friederike, die Pfarrerstochter in Besenheim, zu keiner glücklichen Ehe. Welcher Stachel in beider Herzen etwa blieb, wird von uns nicht erforscht. Aus Goethes Werk fällt von der Mignon-Gestalt Licht auf Mörikes dichterischen Peregrina-Traum. Schiller kann unserm Erfassen der Bildungs-Bedeutung neben seinem Gedicht „Das Mädchen aus der Fremde“ (Allegorie auf die Poesie 1796) mit seiner Mignon-Erläuterung dienen: „Dieses Wesen in seiner isolierten Gestalt, seiner geheimnisvollen Existenz, seiner Reinheit und Unschuld repräsentiert die Stufe des Alters, auf der es steht, so rein, es kann zu der reinsten Wehmut und zu einer wahren menschlichen Trauer bewegen, weil sich nichts als die Menschheit in ihm darstellte“ (2.7.1796 an Goethe). In Mörikes „Peregrina-Liedern“ klingt mancher Ausdruck merkwürdig an die „Zauberflöte“ an; überhaupt läßt sich die Möglichkeit der Mozart-Lyrik zum Heiteren wie zum Dämonischen, ihr Naives wie Großartiges als Anschauungshilfe für das unbefangene Treuherzige und gleichzeitig abgründig Feierliche in der Peregrina-Begegnung heranziehen. Außerdem ist die Verehrung der Jungfrau Maria, von der auch die Meyer ihren Vornamen bekam, nicht zu übersehen. Der als evangelischer Pfarrverweser so berühmte Flad besaß die verständnisvolle Weitherzigkeit, am 6. Oktober 1824 seinem Freunde ein Madonnen-Bild zu schenken, das noch dem Pfarrer in Cleversulzbach überm Hausaltar im Dachstübchen zur Andacht diene.

Für Blumhardts Lebensgeschichte gilt es hier zu erkennen: Die Jünglingsfreundschaft mit Mörike war seine erste Liebe, ein eignes Frauenerlebnis hatte er noch lange nicht. Beide hatten ihrerzeit seit Kindheit das Glück der Geschwister und erwachsen ein männliches Freundschafts- und Bruderschaftserlebnis. Heutige Jugend wächst oft allein auf und bleibt in der Schule und Arbeitswelt den Nachbarn weniger als Kamerad oder Freund, sondern schon als Konkurrenten. Außerdem läßt die früher und stark einsetzende Triebhaftigkeit die Begegnung mit dem andern Geschlecht suchen. Und das gemeinsame Leid unter den Zwängen der Leistungsgesellschaft bringt leicht zu gegenseitigem Verstehen, schneller Freundschaft, vielfach zu frühem Zusammenwohnen. Wohl wußte Blumhardt, etwa mit dem aus Lustnau ihm Dickmilch samt Löffel bringenden Bäslein natürlich und

vernünftig umzugehen (21.7.1826), durch von Peregrinas Tübinger Erscheinen haben ihm wahrscheinlich die Freunde Mörike und Flad nichts Näheres gesagt. Unter Mitstudenten konnte er sogar „das Kind“ geheißen werden. Dies übernimmt in Nürtingen beim Besuch der Studenten selbst der kleine Adolf (Mörikes Brief an Hartlaub 20.-25.3.1826). Von Liebeserlebnissen blieb Christophs Gemüt unberührt, so daß später sein Traumleben sich nicht belastet zeigte und seine Verlobung nicht von Erinnerungen belästigt oder gar seine Ehe vergiftet war. Den Rückzug seines Freundes Eduard von dem Mädchen hätte er gewiß verantwortungsvoll geheißen. Der ältere Freund hätte nicht Arztsohn sein müssen, wenn ihm die Kunde, daß Maria Ohnmachts- oder Krampfanfälle litt, nicht vielleicht auch eine Warnung war. Blumhardt bekommt im Mannesalter mit ähnlichen weiblichen Wesen im Amt zu tun. Und wenn jene Anfälle gespielt waren? Oder Somnambulismus, in dessen Geheimnisse beide auch ohne Miterleben durch die Vorlesungen Prof. Eschenmeyers genügend eingeweiht waren? Blumhardts Frömmigkeit liegt fern jeglicher Madonnen-Verehrung und jedem Verdacht einer Brücke zur Erotik.

Wenn Blumhardt in sein Jahrhundert eingeordnet werden soll, muß bei dieser Gelegenheit festgestellt werden: seine Begegnungen mit schwärmerischen Frauen sind allgemein nichts Seltenes und konnten schon hier entstehen. Denn Maria Meyer hatte sich als Fünfzehnjährige der Frau von Krüdener angeschlossen. Diese baltische Baronin (Barbara Julie geb. von Vietinghoff, 1764-1824); als Frau eines Gesandten in Europa Dame von Welt, auch erfolgreiche Romanschriftstellerin, hatte nach ihrer Bekehrung 1804 und unter dem Einfluß der Brüdergemeinde ein evangelisierendes Wanderleben begonnen und zu
Anfang

r wollte mich trösten, was er indessen nicht nötig hatte.

wollte mich trösten, was er indessen nicht nötig hatte.

r

wollte mich trösten, was er indessen nicht nötig hatte.

r

r wollte mich trösten, was er indessen nicht nötig hatte.

wollte mich trösten, was er indessen nicht nötig hatte.

Ein früherer Bearbeiter hat gerade diesen Brief mit der Randbemerkung „Nicht wichtig“ ausgeschieden. Wenn wir in diesem Augenblick Mörikes Hinausgehen deuten, so ist uns in Erinnerung an seine Maria Meyer wahrscheinlich. Denn der Wortlaut der Arie „Dies Bildnis ist bezaubernd schön, Wie noch kein Auge je gesehn! Ich fühl' es, wie dies Götterbild Mein Herz mit neuer Regung füllt... Ich würde – würde – warm und rein ...“ (Zauberflöte I 4) war den Freunden geläufig (vgl. 18.7.26). Dazu enthält das 4. Peregrina-Lied: „Tratst du, o Bildnis ... Es war dein Geist, ... Zuletzt brach ich in lautes Schluchzen aus“. Sollte Flad Mörikes Beweggrund und Erschütterung nicht verstanden haben? Aber aufdecken will er durchaus nicht! Blumhardt hatte das Stück unbefangen gewählt. Sollte jedoch er den heiklen Zusammenhang beim Freund später auch nur geahnt haben, so wäre die Erinnerung in seinem Brief taktlos und mehr. Solche Taktlosigkeit oder Grausamkeit ist Christoph eigentlich nicht zuzutrauen und wäre von Eduard wohl hart beantwortet worden. Wie tief im Herzen behielt ebenfalls Blumhardt gleich eine erste Begegnung!

Wir geben einige Zeugnisse von der Tiefe des Freundschaftserlebnisses in Blumhardts Wortlaut. Zuerst das Bekenntnis der Einzigartigkeit. Es steht auf einer Art Tagebuchblatt als Neujahrsbesinnung, ging aber in Mörikes Besitz; die Fortsetzung des Papiers, die vielleicht die Übergabe an den Freund erläuterte, wurde abgeschnitten und ist nicht mehr vorhanden. Den 1. Januar 1826.

Wieviele herrliche Freuden genieße ich nicht gegenwärtig in dem Umgang des 1. (= lieben mit Eduards Namenszeichen; wir setzen dafür fortan „E“)! Denn was kann für ein Gemüt, das so gerne sich zur Liebe hinneigt, erfreulicher und angenehmer sein, als alles mit einem mit einem Freunde, der ganz mit ihm zu harmonieren scheint, gemeinschaftliche zu tun? Wir sind seit kurzer Zeit so aneinander gewöhnt, daß uns, wenn einer auch nur einen Tag vom andern getrennt ist, gleich eine nicht geringe Sehnsucht zum Abwesenden anwandelt. Unbeschreiblich genußreich sind für mich die Fladeradad ((unbekannte Wortbildung und nicht sicher gelesen; sie bezeichnet Treffen unter Flaks Leitung)), in welchen wir gewöhnlich mit ((Zeichen für:)) irgend etwas Unterhaltendes lesen, zuweilen auch einen Tee dazu verfertigten. Des Morgens komme ich gewöhnlich um 5 Uhr vor E. ((s)) Bett, er steht auf, sieht meinem Wacholderrauch zu, hilft mir dann ein wenig an der Bearbeitung Speras ((lateinisches Übungs- und Erbauungsbuch aus den Kirchenvätern?)), geht mit mir zum Beckbeck (Bäckerei mit Treffstube)) u. dergl.

Es wird mir ganz wunderbar zumut, wenn ich dieses nun noch kurze Verhältnis mit E. überdenke; ich fühle etwas in meinem Innern, was ich immer gerne gefühlt hätte, nie aber früher gefühlt habe. Ich habe doch schon mehrere Freunde gehabt, die mich ihren Freund, ja ihren einzigen Freund nannten, aber es war mir doch nie so wohl als bei E. Denke ich an H. zurück, so finde ich, daß trotz

aller äußern Freundschaft doch eigentlich die wahre innere Harmonie der Seelen fehlte; es war, wie wenn keine gleichen Freundesrechte unter uns vorhanden wären; ich war ihm gewissermaßen untergeordnet. Denke ich an Flad zurück, so finde ich an ihm keinen Freund, sondern einen gebietenden Vater, einen Hofmeister; er schien es zu fühlen, daß er über mir stehe – was bei jenem im Grunde nicht war. Und so ging es mir mit noch mehreren. Aber wie ganz anders beim lieben E.! Ich kann sagen: von ihm wird' ich zum erstenmal auch gewürdigt. Und das muß mir wohl tun. Oft war es mir, als sei ich nicht wert, irgendeines Menschen wahrer Freund zu sein, da ich glaubte, immer etwas zurückgesetzt zu sein – O wie vielen Kampf hat mich dieser Gedanke nicht vor einigen Jahren gekostet! Aber nun sehe ich, daß mich doch noch einer lieben, wahrhaft lieben kann. Gelitten war ich immer gern in meiner Umgebung, aber was will das heißen? Nach einer höhern, edlern Liebe sehnte sich mein Herz, das freilich auch nicht bei jedem seine Befriedigung finden konnte ((könnte)). Aber nun kann ich Gott danken für einen Freund, der mir gewiß bleiben wird, was mir mein Inneres und das ganze Wesen unserer Freundschaft verbürgt.

Noch etwas. Ich mußte schon hören, daß dieses freundschaftliche Verhältnis zwischen uns meiner Selbständigkeit, meiner Individualität nachteilig werden wolle. Aber wie kann ich für diese etwas befürchten, da ich sehe, daß ich doch auch etwas bei E. gelte, sehe, wie er sich ebenso gut nach mir als ich mich nach ihm richte? Wahr ist es, daß mein ganzes Wesen in gewisser Hinsicht eine Veränderung erlitt, aber eine Veränderung, nach der ich unaufhörlich mich gesehnt hatte. Ich war nicht dazu bestimmt, immer wie bisher isoliert dazustehen, meine Empfindungen nur halb irgendeinem mitteilen zu dürfen und, wie ich es auch wohl erfahren mußte, noch darüber ausgelacht zu werden. Nein, einen Freund – o Wonne, dieses Wort endlich einmal recht zu fühlen! – suchte ich – und fand ihn in Dir, guter E.! Ja, und Dank sei Dir, daß Du mich in mein wahres Element geführt hast, in dem ich die ganze Welt heiterer und freundlicher anblicken lernte.

((Statt „Christoph Blumhardt“ mit einem Sigel unterschrieben: Wie ein großes lateinisches gedrucktes A, jedoch mit Querstrich geht nur durch den rechten Abstrich und ist dafür doppelt; es findet sich aber gleichfalls, daß der doppelte Querstrich allein durch den vorderen Fuß gezogen ist (so 1.12.1826) – und zwar bewußt, nicht aus Flüchtigkeit. Könnte das Zeichen aus dem End-t seines Namens entstanden „sein?“ und für gestrichenen Schlußsatz neuer Absatz: Mörikes Geheimzeichen, das Blumhardt an das griechische Psi erinnert und uns einfach eine Offenheit zur Sonne symbolisieren könnte, ist (nach Manfred Koschlig) ein früh gebrauchtes Sinnbild für sein Dichtertum: die Leier des antiken Sängers.))

Das „H.“ kann nur Wilhelm Hoffmann aus Korntal meinen. Er war der bekannte Jugend- und Studienfreund Blumhardts nach seinem Tode im schwäbischen Erbauungsblatt das Denkmal gesetzt hat: „Erinnerungen an Wilhelm Hoffmann, Generalsuperintendenten in Berlin“ (Christenbote 43. Jahr Nr. 39: 28.9.1873 S. 305-308). Es ist völlig überraschend und vielleicht sogar schmerzlich, daß jener Freund eine Zeitlang zugunsten Eduards zurückgesetzt wurde. Während er an Interesse und Wissen beide überragte und in der Körpergröße Blumhardt weit mehr als mit Haupteslänge, paßte letzterer mit Mörike schon in äußerer Statur besser zusammen. Blumhardts Briefe an diesen verraten, daß Hoffmann damals nur Arbeitskamerad als Nebensitzer in Vorlesungen und Übungen (26.6.1826) und

erst nach Mörike Examen wieder „am liebsten und traulichsten ... ein warmer herzlicher Freund“ (19.11.1827) war.

Dagegen handelt es sich weit darüber hinaus und unzweideutig bei der Freundschaft Blumhardts mit Mörike um aufschäumende persönliche Liebe. Bei Darstellung des Verlaufs werden wir immer wieder auf solche Kennzeichen stoßen. Sie begleiten die Gemeinschaft, deren Wesen und Wert im Freundschafts-Begriff obiger Brief ganz allgemein trefflich darlegt. Unter Mörikes Geschenken erscheint wie im Volkslied neben der Nelke (22.7.26) die Rose, und „ein Röslein“ wird Blumhardt wichtig: „das sollst Du, wenn auch jedes Teilchen besonders, in zehn, zwanzig, dreißig usw. Jahren noch sehen, wenn die Teilchen solange heben ((= halten))“ (23.6.26). Man muß sich bewußt sein, daß Zärtlichkeit auch bei jungen Männern damals zeitüblich. Und man darf nicht gleich an Entartung denken – nichts davon ist nachweisbar, sondern der Verlauf ist natürlich und als gesundes Reifen zu beurteilen. Aber Gehalt und Gestalt offenbaren weithin Erste Liebe, wie sie unter den verschiedenen Geschlechtern geschenkt wird. Das deutlichste Zeichen ist die Heimlichkeit. Diese durchläuft schließlich die üblichen Verwicklungen!

Im Sommer 1825 hatten Blumhardt und Mörike sich näher kennengelernt, im Zusammenwohnen des Winters blühte die Freundschaft auf, erst gegen Ende des Semesters setzt der Briefwechsel richtig ein. Vom Anfang Juni 1826 ab wird in Blumhardts Schreiben mehrfach erwähnt, daß sie sich sahen, aber nicht sprechen durften, sondern nur von weitem einen Gruß wagten und durchaus fremd aneinander vorbeigingen (26. u. 27., 30.6. und später). Blumhardt litt sehr darunter. „Solltest Du dich dem nicht nähern dürfen, für den dein Herz schlägt, dem es eigentlich gehört?“; beider Geister suchen sich und würden es in Blumhardts Todesgedanken noch jenseits des Grabes tun (20.6.). Deswegen entstehen seine Mitteilungen über den ganzen Tag, zuweilen die Nächte hin, jene beiden Briefe, die über dreißig Seiten lang tagebuchartig geführt wurden und, lange an getrennten Orten aufbewahrt, wenigstens für 20. Juni bis 22. Juli erhalten sind. Diese Geständnisse wurden in Stücken für heimliches Abholen hinterlegt. Das Versteck konnten wir nicht ausfindig machen. Mörike hat es gleichfalls für seine Zuwendungen und Geschenke benutzt – leider ist überhaupt nur ein Gedichtblatt erhalten. Aber warum konnten die beiden Freunde nicht weiterhin vertraut spazieren gehen und sich dabei mündlich die bis heute vorliegenden Mitteilungen machen? „Heimlicherweise“ waren sie einmal im Gasthaus „Hirsch“ beisammen (erwähnt 30.5.27). Flad, den Blumhardt in diesem Zusammenhange „einen Staatskerl“ nennt (17.7.26), hat in heißester Zeit wenigstens einmal ein Stelldichein vermittelt, von Blumhardt als nachträgliche Geburtsfreude kaum geahnt; es geschah offenbar in einem Weinberg (an Prof. Steudels Gartenhaus):

O, wenn ich an das versteckte Lächeln denke, mit dem Flad, auf jenem Bank ((im Schwäbischen meist männlich)) neben mir sitzend, mich ansah; und wie ich dann plötzlich das Äußerste Deines Huts, dann die Stirne, Augen, Nase usw. und am Ende ganz dich selber die Anhöhe heraufkommen sah – Du wirst Dich wohl noch erinnern, wie wenig wir miteinander sprechen konnten, wie wir uns nur immer ansehen mußten; aber es war dies gewiß so ein geistiges Anschauen, durch welches die Engel im Himmel, die keine Worte brauchen, miteinander sprechen, wie die Somnambülen versichern! (Erinnerung im Brief 11.8.27)

Das Getrenntsein entstand nicht einfach aus Nötigung der Umstände oder aus Scham gegenüber der Öffentlichkeit, der Briefwechsel war nicht nur notwendig zur laufenden Gemeinschaft, sondern die gespielte Entfremdung und die Umstellung auf Briefe war eigenster Entschluß und hatte ihren besonderen Grund. Für das peinliche Fremdtun in der Stiftsbegegnung und für das Schreiben vom Stift nach Tübingen und umgekehrt kann schwerlich öffentliche Verdächtigung oder ein Verbot des Verkehrs durch die Stiftsleitung vorliegen. An vorausgehender Stelle ahnen wir den Grund als Rücksichtnahme auf einen gewissen „H.“ (21.6.26). Die Abkürzung kann natürlich, äußerlich gesehen, Wilhelm Hoffmann meinen. Ob vor allem er die im Neujahrsblatt erwähnte Bemerkung, Blumhardt verlöre durch die neue Freundschaft seine Individualität, gemacht hat? Aber beleidigtes Verhalten ist ihm nicht zuzutrauen. Und warum hätte er dann nicht schon längst eingegriffen? Und umgekehrt will von Blumhardt her nicht in seine Freundschaft passen, daß er nur äußerlich willfahre und seinem Jugendfreund Hoffmann den weiteren Verkehr verheimlicht hätte. Die Sache ist heikel. Ob Wilhelm Hartlaub (1804-1885) gemeint ist? Mörikes „Urfreund“ hat ihm öfter derlei Schwierigkeiten gemacht: allgemein wird seiner Freundschaft von den Mörike-Darstellungen Neigung zu Eifersucht nachgesagt. Es könnte sich dem Buchstaben nach auch um den Mediziner Hermann Hardegg (gest. 1853) handeln, der seit der Ludwigsburger Schulzeit mit Mörike befreundet war und ihm gerade in diesem Sommer Szenen bereitere Nachtrag Mai 1983 nach Dr. Jung 28.4.: zurückgenommen, da Hardegg sich schon Ende 1825 trennt und von Tübingen nach Würzburg ging (s. Dr. Simon: Mörike-Chronik 1981 Sp. 40). Wir lassen die Bezugsperson offen und bemerken nur das Licht auf die Art, wie eheähnlich sich Mörikes Beziehungen zu Freunden gestalten konnten und was überhaupt Stiftern in ihrer einseitigen Lebensentwicklung während der männlichen Seminargemeinschaft nahelag. Wie mutterlos hatte Blumhardt selber Schmerzen der Zurücksetzung und des Alleinseins durchlitten (s. obigen Brief vom 1.1.) und hatte somit volles Verständnis; Wehtun wollte er vermeiden. Für Mörike und Blumhardt ist bezeichnend, daß sie beide ihren Bund im Grunde aufrecht erhielten, aber in die Heimlichkeit auswichen, und zwar in größerer Rücksicht als Flad für nötig hielt: „der Zweck wäre schon erreicht gewesen, wenn wir nur uns eingeschränkt und unsere Innigkeit gegenüber den Leuten weniger gezeigt hätten“ (21.6.). Blumhardts Rückzug ist durchgängig. Wohl um keine Wunden zu berühren oder gar aufzureißen, heißt es in den nächsten Tagen in bezug auf H: „sprachen kein Wort miteinander“ (1.7.). Umsomehr ist hervorzuheben, mit welcher verständnisvollen Wärme er Freundschaft mit Hartlaub hielt und vertiefte. Es kam schließlich so, daß Hartlaub später als Amtsbruder Blumhardt näher stand und z.B. er die „Krankheitsgeschichte der Gottliebin Dittus“ besaß und an Mörike vermittelte.

In Mörikes Briefen gibt es eine schöne Stelle, die das herzliche Beisammen der Freunde – obschon eine Begleitung zu dritt schwierig – besiegelt. Es war fast ein Jahr, nachdem Mörike wie Hartlaub Tübingen verlassen hatte und er aus seinem dritten Vikariat scheiden wollte; da besuchte er im September 1827 nochmals die Universitätsstadt ... Vom Abschied berichtet er Mährlen (mit dem er 1825 in der Walkmühle gewohnt hatte): „im Rückweg führten mich Hoffmann, Nast und Blumhardt“ (24.9.).

Mörikes Gedicht „Herzle!“

Am gewichtigsten und schönsten zeugt von Eduards freundschaftlicher Liebe als Tübinger Student zum jungen Blumhardt das Gedicht mit der Überschrift „Herzle!“. Blumhardt hat diese Kostbarkeit – im Unterschied zu Mörikes Briefen – bis über sein Leben hinaus aufbewahrt. Vom ersten Biographen Friedrich Zündel 1880 erwähnt und vom zweiten Eugen Jäckh als Nachlaßverwalter (ab 1911) gefunden, hat es Walther Eggert-Windegg dreimal in Zeitschriften 1912-14 veröffentlicht. Ähnlich beim Beginn des Zweiten Weltkrieges machte Friedrich Seebaß die Strophen durch seinen Aufsatz über die Freundschaft Mörikes mit Blumhardt erneut bekannt (Neudruck 1947 in Sammlung Seebaß „Christentum und deutscher Geist“ Stück 8). Schließlich kam das Original in die große Mörike-Sammlung des Marburger Literatur-Archivs (durch Jäckh 1953; Nr. 53 Stück 1154).

Längst ist die Verfasserschaft des ohne Datum und ohne Namensunterschrift erhaltenen Gedichtes durch Handschriftenvergleich als aus des Dichters Feder gesichert – abgesehen vom Inhalt: nur Mörike kann „meine Göttin Wayla“ dichten. Obwohl Orplid, die vom Weyla-Fluß geteilte Insel, schon 1825 entworfen war, möchten wir das Gedicht erst 1826 ansetzen. Denn in diesem Jahre hat sich ebenfalls Eduards Liebe zu Blumhardt erst voll entwickelt; und den Orplid-Dichtern sind im neuen Sommer ihr Traumland und seine Gestalten noch richtig lebendig, wie Bauers Brief an Mörike (27.6.) zu möglicher Jahrfeier beleuchtet. Näher können wir das Entstehungsdatum mangels Quellen leider nicht angeben. Zum Geburtstag am 16. Juli 1826 erhielt Christoph von Eduard ein Buch, ihm bei seiner Geldknappheit sicher erwünscht. Dennoch könnte er auch das Gedicht zum Festtage (21 Jahr) erhalten haben, und zwar von Flad überbracht, denn im nächsten Jahre erinnert er: „um 8 Uhr kam F. zu mir, mit Geschenken von ihm und Hartl., und mit zärtlichen Versen von dir“ (11.8.1827). Im März 1827 empfing Blumhardt irgendein „herrliches Gedicht“ und dankt im Brief vom 9.7.27 für „herzige Reime“ – beides kann nicht sich auf die erhaltenen Widmungsstrophen beziehen: sie wären örtlich zu verspätet. Mit einem dünnen Halm, besonders einem leuchtenden Strohalm fliegt ein schwalbenähnlicher Vogel häufiger im späteren Jahr, vielleicht zum zweiten Nestbau; doch zumal die echte Hausschwalbe kaum sich mit Stroh belädt, läßt sich aus solchen Angaben über das Vöglein nichts über den Beobachtungsmonat bestimmen.

Der Umschlag, von einer ähnlich zarten, doch nicht von Mörikes Hand „An Christoph Blumhardt in der Holzkammer“ beschriftet, nennt den Empfänger und erleichtert samt Überschrift die Veranschaulichung uns späten Lesern. Als Kosename hatte sich „Blumhärdtle“ eingebürgert; selbst ein Repetent hat ihn gebraucht. Noch beim Aufzug als Pfarrer in Möttlingen hat sein Vorgänger Barth ihn also genannt, der Blumhardt-Sohn Christoph hat die Bezeichnung 1885 weitergegeben. Wie verbreitet und oft ironisch die Jahrgänge mit Spitznamen arbeiteten, springt vielfach aus dem Lagerbuch der Genie-Promotion. Auch „Kind“ war unter den Studenten gängige Bezeichnung für Blumhardt; Mörike aber schreibt ernsthaft und warm „Theures Kind“. Ob sein „Herzle“ durch Verkürzung aus „Blumhärdtle“ entstand? Diese neckisch gebrauchte, zärtliche schwäbische Anrede kommt hier liebevoll aus Herzentiefe. Entsprechend hat sich Blumhardt an Mörike „Dein Herz“ unterschrieben (ohne Tag Mai 1827). Die „Holzkammer“ hat Blumhardt bestimmt im Sommer 1826 zum Anfertigen seines abschließenden philosophischen Stiftsaufsatzes benutzt. Die ihm mit den

andern zusammen angewiesene Arbeitsstube war ihm zu lärmig, und in der Einzelkammer störte niemanden sein Arbeiten bis in die Nacht. Da er sie anscheinend auch „Taubenschlag“ nennt (18.7.26), müßte sie hoch gelegen haben, also wohl unterm oder im Dach. Sie enthielt ein Beil (das des Gelddiebs); ein als Mausefalle aufgestelltes Brett hat Blumhardt selbst gefertigt (21.7.)

Mörikes frühe Dichtung, hier im Unterschied zu den bisherigen Veröffentlichungen buchstabengetreu wiedergegeben, sein Morgengruß an den Geliebten in der Notbehausung lautet:

Herzle!

Mit dem Fernglas konnt' ich deutlich sehen,
Wie die Schwalben gar zu gern im Frühen
Um Dein liebes Kammerfenster ziehen,
Und am Laden hin und wieder gehen.

Eine sonderlich war auch darunter,
Hielt ein wenig Stroh im Schnäbelein,
Oder schien es, - welch' ein lieblich Wunder! –
Gar ein goldner Sonnenstrahl zu seyn.

Und so ist es auch. Soll ich Dir sagen
Wie sich alle dieses zugetragen?

Sieh nur; Wayla*), meine Göttin, weiß,
Theures Kind, wie herzlich ich Dich liebe,
Und nun sorget sie mit gutem Fleiß,
Daß Dein dunkel bretternes Gehäuß'
Morgens nicht ohn' alle Sonne bliebe;

Eine Schwalbe sendet sie zumal,
Daß sie diesen jungen Strahl
Unvermerkt Dir in das Fenster schiebe;
Und er sey zugleich, wie Wayla meynt,
Erster Morgengruß von Deinem Freund.

*) W. die Göttin von der Insul Orplid

Zum genaueren und völligeren Verständnis lassen sich einige Bemerkungen beibringen. Daß der Arztsohn ein gutes Fernglas besaß – mit ihm sieht er aus ziemlicher Ferne „deutlich“ -, nimmt nicht wunder. Gerade im Juli 1826 hat er sich sorgenvoll darum gekümmert: „Mein Fernglas, um Gottes willen, wird doch nicht auch wegsein? Gib doch bitte bald Nachricht!“ (Tübingen 12.7. an Schwester Luise). Wo Mörikes Beobachtungszimmer liegt, wissen wir nicht; es scheint der Glasgebrauch weniger einen Blick bloß über den Stiftshof vorauszusetzen als eher ein entferntes Wohnen. Doch ist Mörikes Kurzsichtigkeit zu bedenken. Eduards Beobachtungen des Holzkammerfensters geschah wohl in zeitiger Sommerfrühe und noch vorm Öffnen des Ladens – wenn dieser in Benutzung stand und nicht festgelegt Nester ermöglichte.

Nach den beiden vierzeiligen Eingangstropfen ist ein Reimpaar als Mittelstück gesetzt. Der Eingangssatz „Und so ist es auch“ enthält den Angelpunkt in der Schilderung, nämlich den dünnen Halm im Vogelschnabel, mit dem Volksmund golden gesehen, als Sonnenstrahl aufzufassen. Vom Schwälblein mit glitzerndem Gold im Schnabel hat Mörike noch einmal gedichtet, indem er (im Zusammenhang mit dem Michaelsberg bei Brackenheim) über „Erzengel Michaelis (1837) schreibt:

Ein Vogel ei! Ein Schwälblein hold!
Im Schnabel hat's ein klares Gold.
Der Jungfrau ((der jüdischen aus Heilbronn))
Legt's, o Wunder sieh!
Eine güldne Feder auf ihr Knie...

Theodor Storm hat in seinen „Erinnerungen an Mörike“ (1876 an Stuttgarter Besuch 1855) dessen Bemerkung von den beiden Rotkehlchen im Bauer vorm Fenster des Kinderzimmers aufbewahrt: „richtige Gold- und Silberfäde' zieh' sie heraus“. Die Spannung wird in eine Frage erhöht und damit die Wende zur Ausdeutung genommen. „Alle dieses“ an Bedeutung für die Freundschaft gebiert das Dichterherz.

Die Antwort geschieht mit zwei Fünfzeilern, die sonettähnlich reimen – allerdings wie schon bei den Vierzeilern nicht im strengen Gefügte und nicht rein. Aber was tut's – wenn nur der tiefe Gehalt vollendet zum Ausdruck kommt! Der erste Gedanke des Dichters am Morgen ist der Freund Blumhardt, die erste Tat der Ausguck nach seinem geschlossenen Fenster, die erste Gemeinschaft der Morgengruß. Ihn waren beide gewohnt; von frühem Aufstehen benachrichtigen sie sich gern. Die poetische Schau des übermittelnden Vögleins – ein bekannter Leitgedanke manchen Volksliedes – widmet der Dichter dem geliebten Herz zu brüderlicher Aufnahme. Der vier Semester Ältere umsorgt seinen Mitstudenten. Mag er ihn an Studienfleiß überbieten, nach Beginn der theologischen Semester vielleicht in Glaubenslehre und als Pfarrer überflügeln, er beschenkt ihn heute mit einer Frucht seines bewußten Könnens als Künstler, und gibt ihm Anteil am Blick in die Schöpfung mit göttlichen Gedanken und in seine eigne weite dichterische Welt. Darüber hinaus gesteht er ihm große Fürsorge. Ihn „Kind“ nennend, versteckt er sie hinter seiner Weyla. Er lebt sogar in Fürbitte – die er scheu verbirgt: Wie seine Muttergöttin die Stadt und Feste der Trauminsel schützt, so möge ein Engel Christoph in seinen arbeitsreichen Tag geleiten.

Blutsbrüderschaft

Wir haben den Grund der Freundschaft Blumhardt – Mörike in den wahlverwandten Anlagen betrachtet und zuletzt die gegenseitige Auszeichnung und Herzenshingabe erlebt. Da steht wie ein Blumenname Mörike neben dem nicht weniger klangvollen des jüngeren mit „und“ Verbundenen, ihm neigt sich sein der Sonnenblume vergliches Gemüt zu. Die Bindung in die Tiefe und vor allem auf Blumhardts Seite sei nunmehr entwickelt, so daß man sie als Blutsbrüderschaft bezeichnen darf. Über seine Erlebnisse sammelte Mörike Gedenkzeichen. Das Aufbewahren der Briefe Blumhardts ist mehr als bloße Gewohnheit und bedeutet viel angesichts des steten Wohnungswechsels und einer gewissen Heimatlosigkeit des Dichters; es erscheint bis heute merkwürdig. Auch die nicht-datierten ordnen sich leicht ins Jahr 1826, zu dessen Beginn Blumhardts Freundschaft schon zur Einzigartigkeit aufgeblüht war. Wie bei Liebenden üblich umketten sie den andern mit Kosenamen. Der kleine Blumhardt hat den ihm an Wuchs näher als andere Stehenden „Kleiner“ genannt (z.B. 10.7.), den älteren und manchmal aus Griesgrämigkeit zu Ermunternden abgeklärt „Alterle“ (18.7. u.ö.).

Die Freundschaft vertieft sich im Frühjahr zu solcher Ergriffenheit, daß sie den andern – nicht anders als Brautleute – unbedingt der Familie vorstellen und mit dieser verbinden muß. Vom Besuch Blumhardts bei Frau Doktor Mörrike, die als Arztwitwe damals in die Nähe ihrer mit dem Stadtschreiber verheirateten Schwester nach Nürtingen gezogen war, besitzen wir aus den Osterferien Eduards entzückenden, oft gedruckten Brief (20. – 25.3. an Hartlaub), der den unter einer Buche vergrabenen Achtzeiler auf den Abschied mitteilt (wobei „dem Blumhardt ein Löcklein Haar für uns zum Andenken“ abgeschnitten wurde). Seitenlang weiß er von dem traulichen Zusammenleben nicht genug zu berichten: „Lieb Blumhärdtle mußte einen Tag länger bei uns bleiben als Nast.“ Eduards Bruder Adolf wird von Christoph im anfänglichen Klavierspiel bis zum zweihändigen „O du lieber Augustin“ gefördert. Klärchen, die bei Verlust des Vaters kaum dreiviertel Jahr alt war und jetzt neun zählt, „suchte Veilchen, die sie dem Blumhardt in das Hemd schob, daß sie beim Bettgehen herausfallen und ihm erinnern sollten“; nach vorgemachten Purzelbäumen „legte sie ihre Wange an Blumhardt seine, aber ihr blaues Flortüchlein dazwischen, weil es sonst zu rauh sei“. Adolf bekräftigt diese unerwartet natürliche Vertrautheit wie vom gleichen Stamme: „das g'fällt an dem Blumhardt so, daß er in unserm Haus schon grad so ist, wie wenn er zu uns G'schwister g'höre tät.“ Genauso herzlich (aber verloren) hat Eduard später Christoph vom Besuch bei seiner armen Mutter und den Geschwistern in Stuttgart erzählt: „als ich Deine lebendige Schilderung gelesen, war ich so ganz bei ihnen, sah ich so ganz das Lächeln meiner ((lieben)) Mutter über den ((angesichts wohl Mörikes? Gar in der Verwandtschaft gebesserten?)) Stiefeln, sah ich so gut meine Schwester am Nähzeug sitzen, sah ich so gut mein Luischen ins Bett springen, sah ich so gut meinen Carl mit seinen hellen, steifen, aufrichtigen Augen neben Dir sitzen, daß ich wirklich glaubte, ich wäre bei ihnen ...“ (7.11.). In der unterschiedlichen Schreibart kommt übrigens vortrefflich Mörikes dichterische Gewandtheit, bei gleich deutlicher Anschaulichkeit Blumhardts Neigung zur volkstümlichen Fügung heraus.

Im Sommer 26 entwickelt sich eine nicht mehr überbietbare Steigerung. Als Mörrike zweimal im Karzer steckt, hat Blumhardt Eduards Tante zu beruhigen versucht, ihm eine Knackwurst geschickt – „Bruderherz! Noch anderthalb Stund'; dann bist befreit und dann wollen wir noch eins rauchen ...“; am 26.9. hat er ihm für die Rückkunft „einen Schoppen“ Wein aufs Zimmer stellen lassen – „Alterle, gelt, do bist z'friede!“. Aus der Zwischenzeit hören wir im Brief an seine Schwester Hanna (5.7.), der er zum Geburtstag eine Zuruf-Strophe, die ihm Mörrike mitteilte, abschreibt: „aus einem Brief von Möricke (wir schreiben einander manchmal), den er auf dem Turm ((Versteckturm? Welcher?)) geschrieben hat.“ Der schriftliche Verkehr geschah nach unserer Erkenntnis besonders seit ihrer äußerlichen Trennung aus Rücksicht auf einen ungenannten Dritten, nachdem Blumhardt „vor etwa vier Wochen beinahe alle Tage mit Mörrike auf den Schloßberg spazieren“ ging. Jetzt eben gehen Briefzeilen und –seiten unter einem Ziegel auf einem Balken in einem (Kirch-)Turm versteckt hin und her und werden schon frühmorgens um 5 Uhr abgeholt (16.7.). „Ach! Von Tag zu Tag wächst mein Erstaunen über Dich. Doch ich schweige, und sage nur: ich bin stolz darauf, von Dir geliebt zu werden“ (21.6.). Der Brief vom 1. Juli beginnt: „Nicht wahr, Du liebst mich? Ja, ich glaube Dir. Aber auch ich liebe Dich, wie ich noch keinen Menschen geliebt habe. Ich darf also alle Saiten Deines Herzens anschlagen.“ Geschenke Eduards sind nicht bloß einmal Taback (wie 6.7.), sind Kirschen (Erinnerung am 14.5.27) oder eine Eintrittskarte zum Konzert (22.7.). Auch gab er seine Wachtel Christoph eine Zeitlang in

Pflege (26.6.). Ihr Schlagen macht munter und beseligt. Zum frühen Aufstehen, nämlich vor 7 Uhr, will Blumhardt als Beweis der Willensherrschaft (Flad als Vorbild) sich gegenüber seinem Freunde verpflichten (5.7.) und dadurch leicht „Anfälle der Sinnlichkeit“ zurückschlagen (10.7.). Gern ging er (im Flusse), am liebsten mit dem Freunde; auch kannte er den Weg zur Orplid-Quelle (5.7.). Fünf Tage später, da Eduard als Kranker dem Mittagstisch fernbleiben muß, freut sich Christoph, mit seines Freundes Besteck zu essen. Auch in Träumen erlebt er ihn (jahrelang). Vorm Schlafengehen sieht er noch, ob Eduards Fenster erleuchtet sei, und sendet am eignen Geburtstag mit Herzklopfen nächtliche Grüße (16.7.). Zwei Jahre nach dem plötzlichen Verlust des drei Jahre jüngeren Bruders August Mörike, von dessen blühendem Wesen und Schlaganfall mitten aus dem Leben heraus Blumhardt schon lange vor der Freundschaft mit Mörike durch Flad gehört hatte, tauschen sich die Freunde aus: „Schon damals wurde ich außerordentlich für ihn eingenommen, hatte aber nur den bescheidenen Wunsch, ich möchte ihn nur einmal gesehen haben. Ach! Und jetzt versicherst Du mich in seinem Namen seiner Liebe; sagst mir, er werde gewiß auch auf mich heruntersehen“ (Blumhardt 18.8. zum Todestag am 19.). Genug der Zeichen für eine verliebte wie für die leiblich-seelisch aufschließende und hilfreiche Verbundenheit! Aus der Fülle der Ereignisse sei nur eine Begebenheit geklärt, die Mörike berichtet (21.8. an Hartlaub). Der im Stift schon für wahr gehaltene Einfall eines gewissen (in den Briefen mehrmals freundschaftlich erwähnten) Christian Käferle (1805-1885), Tausende in der Mannheimer Lotterie gewonnen zu haben, wird ausgesponnen. Als Flad in die Becke hereinkommt und mit glänzenden Augen gratuliert, erzählt ihm Mörike, „daß mir der Käferle in der ‚Krone‘ durchaus hundert Gulden aufgedrungen habe.“ Flad suchte „mich angelegentlich, doch so delikats als möglich auf den wohlthätigen Entschluß zu bringen, daß ich dem Blumhardt etwa mit fünfundzwanzig Gulden aus der Not helfe.“ Jedoch nun ging das Spaßes Eduard zu weit. Zuweilen wurde mißverstanden, als habe er seinem Freunde tatsächlich diese erkleckliche Summe, die für manchen ein halbes Monatsgehalt darstellt, geschenkt. Blumhardt war schon in den Ferien, und tatsächlich hat Flad ihm – wohl leihweise – in Geldnöten geholfen (4.7.).

Im Wintersemester 1826/27, als Blumhardt das eigentliche Theologiestudium beginnt und Eduard nach Erholungswochen ins Vikariat kommt, ist Christoph sehnsüchtig allein. Denn Nast ist wegen der Wesensverschiedenheit gar kein Ersatz. Niedergeschlagen, war Blumhardt im November „vierzehn Tage krank“. Als ich zum erstenmal aufstand“, macht er zur von Eduard vorgeschlagenen Stunde mit Siegellack „mein und Dein Zeichen an den Ofen hin; und Nast fügt noch einen Strich hinzu“: laut Christophs Zeichnung in diesem Brief (1.12.) haben die beiden Geheimzeichen einen gemeinsamen Abstrich und Nast hat die vorhandenen mit einem Aufstrich zu N ergänzt. Sie schreiben sich freilich wenig, worüber Blumhardt mit Scham sich wiederholt (am stärksten am 13.5.) entschuldigt. (Er scheute auch die Beförderungsgebühr?) Die Genossen urteilten schon, mit der Freundschaft des vergangenen Jahres sei es doch nicht viel gewesen (vermutlich März 1827). Dabei muß er bei jedem geschriebenen Psi des griechischen Alphabets an Mörike, weil es dessen Freundeszeichen, denken (20.2.). „Vor langer Zeit habe ich in mein Fenster unsere drei Zeichen hineingemacht. Während der argen Kälte ist ein Sprung hineingekommen“: er zeichnet ihn, wie er zwischen Flads und seinem Geheimzeichen durchs mittlere (Mörikes) geht (20.3.). Bauers Freundesbesuch beim Vikar Mörike teilt Blumhardt in Gedanken. Briefliche Nachrichten erlebt er äußerst stark: „Es war mir immer, als ...

stürzte ich in den Wald, umarme die Bäume und wolle sie zerquetschen oder werfe mich auf den Boden und schlage mit Händen und Füßen hinaus“ (20.3.). Er plant, in den Osterferien Mörike zu besuchen und ihm zu helfen im Predigtamt (wohl März 27). Als Eduard auch seine ältere Schwester Luise, „deren Liebe mir (Christoph) so nahe“ ging (7.11.26), verloren hat (31.3.27 an Schwindsucht), trafen sich am nächsten Tage beide in Altenburg. Sie beschloss: „wir wollten den Tod Deiner lieben L. als ein Gedenkzeichen ansehen, das wir uns gegenseitig, wenn gewisse Umstände es erfordern, vorhalten sollen.“ Mitte nächsten Monats erhält Blumhardt noch ein teures Andenken von der Seligen (13.5.). Letztes Jahr hat Adolf ihm Briefchen geschrieben, dies Jahr ihn besuchen zu wollen (1.7.26 u. 11.8.27). Blumhardt besucht einen Vetter Mörikes und lädt ihn ein (ebd.) Irgendein Abschied Blumhardts von Eduard geschah auf besondere Weise und ist äußerst schwer festzulegen. Die nachträgliche Briefstelle vom 9. Juli lautet:

Du weißt noch, wie wir uns trennten? Ich weiß nicht, ob ich's gern noch einmal auf diese Weise tun möchte; doch nein! Vielleicht doch. Soviel ist gewiß, daß mir noch kein Abschied (und ich habe schon eindringliche Abschiede erlebt – wenn ich nur an jenen in Karlsruhe denke - ...) so schwer gefallen ist; es ist mir noch jeder Tritt bis zu Amtsstube bekennt; besonders das, daß ich, als ich Nasts Treppen, die mir noch ganz unbekannt waren, ohne Licht herunterging, über die letzte Treppe zentnerschwer hinabplump((s))te, indem ich meinte ‚die St((i))egen seien aus; und bei dieser Gelegenheit fiel mir ein so großer Tropfen der unterdessen zitternd unter dem Auge gestanden war, auf den Boden, daß ich sogar meinte, sein Platzen gehört zu haben. Ich kam äußerst betrübt nach Haus und meinte immer, ich müsse noch zurück, um Dir um den Hals zu fallen, es würde mir gewiß dann leichter werden. ...

Blumhardts Pate in Karlsruhe starb am 5. Juni 1827. Das zeitliche Verhältnis zum Abschied von Mörike ist unklar, doch vermutlich nicht sehr entfernt. Nun gibt es im Stift diese Wochen keinen Mörike, auch sollten die Treppen dort nicht dunkel und so wenig Blumhardt vertraut sein. In der Walkmühle wohnt zwar Nast zumindest im Herbst, doch ist Mörikes Tübinger Besuch noch nicht angebrochen und gibt es dort keine Amtsstube. In Köngen, worauf „Amtsstube“ und die folgende „Kirchhofmauer“ leiten, fehlt Nasts ((kein Engsatz! Nur hier aus Papiergründen)) Wohnen. Sollten die drei Gegebenheiten in des Prälaten Süßkind Haus zu Stuttgart liegen? Dort ist die Amtsstube des Vikarsvaters und hat vielleicht der elternlose Nast eine Ferienstube als bei seinem Schwager. Der Könger Vikar Mörike könnte beiden einen Besuch gemacht haben. Blumhardt würde sich mit den Freunden bei Nast getroffen haben und dann ins Haus seiner Mutter zurückkehrt sein. Und hat Mörike schon die große Unzufriedenheit mit den Vikariats-Geschäften gebeichtet? So würden die Umstände lebensdicht verständlich. Obwohl diese Kulissen für die Pfingstferien passen, verzichten wir jedoch, da uns keine beweiskräftigen Tatzeichen zur Verfügung stehen, auf diese vermutliche Lösung. Immerhin macht sich Blumhardt großen Kummer um Mörike als Vikar und hat ihm (vgl. Plan 11.8.1827) wohl in den Großen Ferien einen Besuch gemacht und dort predigen geholfen.

Als Mörike sich entschloß, den Vikardienst aufzusagen, wollte Anfang Oktober (wir werden es noch lesen) der Freund ihm zum Berufswechsel helfen. Das klingt im vorletzten Brief nach (18.11.27). Der letzte aus der Studentenzzeit (5.2.1828) erzählt von Adolf und Klärchen Mörikes Besuch bei Blumhardt

im Tübinger Stift. Erstmals unterschreibt er mit Vor- und Nachnamen. Der nächste, letzte in Weimar erhaltene Brief liegt zwei Jahrzehnte später.

Zuvor müssen wir noch den ausdrücklichen Beleg für den Freundesbund der Studenten zur Kenntnis nehmen. Schon das Neujahrsblatt 1826 hatte die Sehnsucht nach einer höheren Liebe, die freilich „nicht bei jedem Befriedigung finden konnte“, ausgesprochen; dazu mit Dank zu Gott die glückliche Veränderung des Lebensgefühls und der gesamten Weltansicht; und sogar Gewißheit, daß Blumhardt der Freund bleiben wird. Der einmalige Geheimbund neun Wochen darauf wird im März des nächsten Jahres erwähnt: „Hast Du nicht auch am 3. März meiner gedacht? An die Nacht, in der wir beieinander lagen und unsere Füße miteinander Bruderschaft machten, und eine königliche Freude aneinander hatten?“

Psychoanalytiker könnten zuerst das Triebhafte und Gefährliche herauslesen. Es ging äußerlich kaum um mehr als bei Kameraden, die natürlich und harmlos am Strand vielleicht auf gleicher Decke nebeneinander ruhen. Jedenfalls war es nicht auffällig, sondern kam öfter vor, daß im Stift Studiengenossen auf dem Bett eines andern lagen. Blumhardt muß ablenkend (29.6.26) sich zu einem Freunde im Katzenjammer legen. Bauer wurde von Mörike gefragt (27.6.26 an Mörike), „ob ich nicht einmal das Herz haben würde, nachts zu Dir zu kommen“ – nämlich zu gemeinsamer Feier der Nacht draußen in der Natur.

Das Entscheidende bei aller Bluthaftigkeit solcher Freundschaft ist das wache Gewissen der Verantwortung vor Gott. Dann wird die Verbundenheit herumgeworfen aufs Geistliche. So ist am ehesten Blumhardts dritte Frage nach den vorhin angeführten beiden des Gedenkens zu verstehen: „Denkst auch daran, was mir auf einmal dabei einfiel?“

Schranke der Gemeinschaft

Zu untersuchen ist, welche Schranke vom Geistlichen her die Gemeinschaft unserer Freunde fand, und nachzusehen, an welche Grenze ihre Freundschaft kam. Bei der wesentlichen Gemeinsamkeit in den menschlichen Anlagen haben wir für Mörike und Blumhardt unantastbar die liebevollste Gemeinschaft nachgezeichnet. Die Frage ist zu beantworten: Warum hat dieser innige Bund nicht länger bestanden oder warum wurde er nicht länger gelebt? Unterschiedliche Lebensentscheidung klafft auf. Wir haben vorsichtig die Glaubenseinstellung Mörikes aufzudecken und den Abstand zu Blumhardts zu erläutern. Dieser schreibt dem lieben und teuren Freunde am 1. Juli 1826:

Wir sind Freunde, Freunde, wie sich vielleicht noch wenige in der Menschengeschichte zusammengefunden haben... nun wäre ich fast auf dem Sprung, zu glauben, es wäre doch möglich, daß wir uns wieder fremde würden. Möglich? Nein, höchst wahrscheinlich, wenn unsre Freundschaft nicht einen andern Standpunkt sich wählt.

... Wir sind Menschen, deren vollkommene Tugend Sünde ist (begreifst's?). Wir sind also Sünder, und zwischen Sündern ist keine Freundschaft möglich; dies haben schon die Heiden eingesehen ...

... ich kann mich wieder erheben, aber nur allein in dem Gedanken, daß ein anderer uns zusammengeführt hat. Er hat ,s getan, dessen bin ich so sicher, als er mich ins Leben gerufen hat. O!

ich habe so viele
Bewei

; seine späteren Kirchenlieder (s. Evang. Gesangbuch) werden bis heute gesungen. Blumhardt hat dieses uns zur Beurteilung dienende Beispiel damals nicht gekannt. Immer ging es vom Evangelium her nur um das Abhauen der ärgerlichen Hand (Matth. 5,30 u.p.). Wenn Mörike einige Wochen vor Blumhardts Entschluß schreibt (an Mährlen 28.6.26), „daß mir der Gedanke, das Rauchen eine Zeitlang bestimmt auszusetzen, ein besonderes Vergnügen macht“, so geht es zwar um absage an eine Neigung, doch diese Entsagung ist etwas ganz Anderes, nämlich nicht Gehorsam gegenüber Heiliger Schrift, sondern Lust, mit dienlichem Fasten Willensstärke zu erproben. Die Verwirklichung ist hier sowieso offen und wohl davon abhängig, ob der Person gleichsam von außen eine persönlich wirkende Kraft zu Hilfe kommt. Flad ging die Entscheidung Blumhardts zu weit. Und Mörike gesteht sogar, Freund sei durch diesen Entschluß ihm „fremder geworden“ (19.7.). Blumhardt ist schon in den nächsten Wochen von der Härte des Gehorsams – damals getroffen aus gewissenhaftem täglichem Lesen in Johann Arndts „Vier Büchern vom wahren Christentum“ u.ä. – zurückgekommen, doch übereifrig hat er nun nicht mehr Musik getrieben. Wesentlich ist: Den Freund Mörike hat er keineswegs zum Entsagen seiner Dichtkunst aufgefordert. Er wußte von stärkerer Phantasie bei diesem, die größere Begabung war unzweifelhaft. Zu ihrer Ausrichtung und zur Überwindung jeden Berufszweifels will er ihm helfen. Daher schreibt er in dem undatierten Brief (mit seinem mündlich mangelnden Christusbekenntnis gegenüber dem Freunde):

; seine späteren Kirchenlieder (s. Evang. Gesangbuch) werden bis heute gesungen. Blumhardt hat dieses uns zur Beurteilung dienende Beispiel damals nicht gekannt. Immer ging es vom Evangelium her nur um das Abhauen der ärgerlichen Hand (Matth. 5,30 u.p.). Wenn Mörike einige Wochen vor Blumhardts Entschluß schreibt (an Mährlen 28.6.26), „daß mir der Gedanke, das Rauchen eine Zeitlang bestimmt auszusetzen, ein besonderes Vergnügen macht“, so geht es zwar um absage an eine Neigung, doch diese Entsagung ist etwas ganz Anderes, nämlich nicht Gehorsam gegenüber Heiliger Schrift, sondern Lust, mit dienlichem Fasten Willensstärke zu erproben. Die Verwirklichung ist hier sowieso offen und wohl davon abhängig, ob der Person gleichsam von außen eine persönlich wirkende Kraft zu Hilfe kommt. Flad ging die Entscheidung Blumhardts zu weit. Und Mörike gesteht sogar, Freund sei durch diesen Entschluß ihm „fremder geworden“ (19.7.). Blumhardt ist schon in den nächsten Wochen von der Härte des Gehorsams – damals getroffen aus gewissenhaftem täglichem Lesen in Johann Arndts „Vier Büchern vom wahren Christentum“ u.ä. – zurückgekommen, doch übereifrig hat er nun nicht mehr Musik getrieben. Wesentlich ist: Den Freund Mörike hat er keineswegs zum Entsagen seiner Dichtkunst aufgefordert. Er wußte von stärkerer Phantasie bei diesem, die größere Begabung war unzweifelhaft. Zu ihrer Ausrichtung und zur Überwindung jeden Berufszweifels will er ihm helfen. Daher schreibt er in dem undatierten Brief (mit seinem mündlich mangelnden Christusbekenntnis gegenüber dem Freunde):

; seine späteren Kirchenlieder (s. Evang. Gesangbuch) werden bis heute gesungen. Blumhardt hat dieses uns zur Beurteilung dienende Beispiel damals nicht gekannt. Immer ging es vom Evangelium her nur um das Abhauen der ärgerlichen Hand (Matth. 5,30 u.p.). Wenn Mörike einige Wochen vor Blumhardts Entschluß schreibt (an Mährlen 28.6.26), „daß mir der Gedanke, das Rauchen eine Zeitlang bestimmt auszusetzen, ein besonderes Vergnügen macht“, so geht es zwar um absage an eine Neigung, doch diese Entsagung ist etwas ganz Anderes, nämlich nicht Gehorsam gegenüber Heiliger Schrift, sondern Lust, mit dienlichem Fasten Willensstärke zu erproben. Die Verwirklichung ist hier sowieso offen und wohl davon abhängig, ob der Person gleichsam von außen eine persönlich wirkende Kraft zu Hilfe kommt. Flad ging die Entscheidung Blumhardts zu weit. Und Mörike gesteht sogar, Freund sei durch diesen Entschluß ihm „fremder geworden“ (19.7.). Blumhardt ist schon in den nächsten Wochen von der Härte des Gehorsams – damals getroffen aus gewissenhaftem täglichem Lesen in Johann Arndts „Vier Büchern vom wahren Christentum“ u.ä. – zurückgekommen, doch übereifrig hat er nun nicht mehr Musik getrieben. Wesentlich ist: Den Freund Mörike hat er keineswegs zum Entsagen seiner Dichtkunst aufgefordert. Er wußte von stärkerer Phantasie bei diesem, die größere Begabung war unzweifelhaft. Zu ihrer Ausrichtung und zur Überwindung jeden Berufszweifels will er ihm helfen. Daher schreibt er in dem undatierten Brief (mit seinem mündlich mangelnden Christusbekenntnis gegenüber dem Freunde):

; seine späteren Kirchenlieder (s.

Evang. Gesangbuch) werden bis heute gesungen. Blumhardt hat dieses uns zur Beurteilung dienende Beispiel damals nicht gekannt. Immer ging es vom Evangelium her nur um das Abhauen der ärgerlichen Hand (Matth. 5,30 u.p.). Wenn Mörike einige Wochen vor Blumhardts Entschluß schreibt (an Mährlen 28.6.26), „daß mir der Gedanke, das Rauchen eine Zeitlang bestimmt auszusetzen, ein besonderes Vergnügen macht“, so geht es zwar um absage an eine Neigung, doch diese Entsagung ist etwas ganz Anderes, nämlich nicht Gehorsam gegenüber Heiliger Schrift, sondern Lust, mit dienlichem Fasten Willensstärke zu erproben. Die Verwirklichung ist hier sowieso offen und wohl davon abhängig, ob der Person gleichsam von außen eine persönlich wirkende Kraft zu Hilfe kommt. Flad ging die Entscheidung Blumhardts zu weit. Und Mörike gesteht sogar, Freund sei durch diesen Entschluß ihm „fremder geworden“ (19.7.). Blumhardt ist schon in den nächsten Wochen von der Härte des Gehorsams – damals getroffen aus gewissenhaftem täglichem Lesen in Johann Arndts „Vier Büchern vom wahren Christentum“ u.ä. – zurückgekommen, doch übereifrig hat er nun nicht mehr Musik getrieben. Wesentlich ist: Den Freund Mörike hat er keineswegs zum Entsagen seiner Dichtkunst aufgefordert. Er wußte von stärkerer Phantasie bei diesem, die größere Begabung war unzweifelhaft. Zu ihrer Ausrichtung und zur Überwindung jeden Berufszweifels will er ihm helfen. Daher schreibt er in dem undatierten Brief (mit seinem mündlich mangelnden Christusbekenntnis gegenüber dem Freunde):

;

seine späteren Kirchenlieder (s. Evang. Gesangbuch) werden bis heute gesungen. Blumhardt hat dieses uns zur Beurteilung dienende Beispiel damals nicht gekannt. Immer ging es vom Evangelium her nur um das Abhauen der ärgerlichen Hand (Matth. 5,30 u.p.). Wenn Mörike einige Wochen vor Blumhardts Entschluß schreibt (an Mährlen 28.6.26), „daß mir der Gedanke, das Rauchen eine Zeitlang bestimmt auszusetzen, ein besonderes Vergnügen macht“, so geht es zwar um absage an eine Neigung, doch diese Entsagung ist etwas ganz Anderes, nämlich nicht Gehorsam gegenüber Heiliger Schrift, sondern Lust, mit dienlichem Fasten Willensstärke zu erproben. Die Verwirklichung ist

hier sowieso offen und wohl davon abhängig, ob der Person gleichsam von außen eine persönlich wirkende Kraft zu Hilfe kommt. Flad ging die Entscheidung Blumhardts zu weit. Und Mörike gesteht sogar, Freund sei durch diesen Entschluß ihm „fremder geworden“ (19.7.). Blumhardt ist schon in den nächsten Wochen von der Härte des Gehorsams – damals getroffen aus gewissenhaftem täglichem Lesen in Johann Arndts „Vier Büchern vom wahren Christentum“ u.ä. – zurückgekommen, doch übereifrig hat er nun nicht mehr Musik getrieben. Wesentlich ist: Den Freund Mörike hat er keineswegs zum Entsagen seiner Dichtkunst aufgefordert. Er wußte von stärkerer Phantasie bei diesem, die größere Begabung war unzweifelhaft. Zu ihrer Ausrichtung und zur Überwindung jeden Berufszweifels will er ihm helfen. Daher schreibt er in dem undatierten Brief (mit seinem mündlich mangelnden Christusbekenntnis gegenüber dem Freunde):

;

seine späteren Kirchenlieder (s. Evang. Gesangbuch) werden bis heute gesungen. Blumhardt hat dieses uns zur Beurteilung dienende Beispiel damals nicht gekannt. Immer ging es vom Evangelium her nur um das Abhauen der ärgerlichen Hand (Matth. 5,30 u.p.). Wenn Mörike einige Wochen vor Blumhardts Entschluß schreibt (an Mährlen 28.6.26), „daß mir der Gedanke, das Rauchen eine Zeitlang bestimmt auszusetzen, ein besonderes Vergnügen macht“, so geht es zwar um absage an eine Neigung, doch diese Entsagung ist etwas ganz Anderes, nämlich nicht Gehorsam gegenüber Heiliger Schrift, sondern Lust, mit dienlichem Fasten Willensstärke zu erproben. Die Verwirklichung ist hier sowieso offen und wohl davon abhängig, ob der Person gleichsam von außen eine persönlich wirkende Kraft zu Hilfe kommt. Flad ging die Entscheidung Blumhardts zu weit. Und Mörike gesteht sogar, Freund sei durch diesen Entschluß ihm „fremder geworden“ (19.7.). Blumhardt ist schon in den nächsten Wochen von der Härte des Gehorsams – damals getroffen aus gewissenhaftem täglichem Lesen in Johann Arndts „Vier Büchern vom wahren Christentum“ u.ä. – zurückgekommen, doch übereifrig hat er nun nicht mehr Musik getrieben. Wesentlich ist: Den Freund Mörike hat er keineswegs zum Entsagen seiner Dichtkunst aufgefordert. Er wußte von stärkerer Phantasie bei

diesem, die größere Begabung war unzweifelhaft. Zu ihrer Ausrichtung und zur Überwindung jeden Berufszweifels will er ihm helfen. Daher schreibt er in dem undatierten Brief (mit seinem mündlich mangelnden Christusbekenntnis gegenüber dem Freunde):

Wahrhaftig, unnatürliche, mönchische Engherzigkeit, ja wohl Gotteslästerung wäre es, Dich gewaltsam von dem, was Dir Gott eingepflanzt hat, loszureißen: von Deiner edlen Lebendigkeit Dich zu öder Todesstille herabzuziehen. Nein, Der Allweise hat tausend Fähigkeiten unter die Menschen verbreitet, und durch alle will er etwas erreichen; - etwas – aber hier, guter E! forsche weiter! – Etwas will er erreichen. – Etwa durch jede Fähigkeit wieder etwas anderes? Nein, dann wäre neuer Widerspruch vorhanden. Es kann nur Eines sein, was durch alle Fähigkeiten der Menschen erreicht werden soll, so gewiß und natürlich es ist, daß alle Menschen nur Ein Ziel zu erstreben haben. – Was ist aber dieses Eine? Soll Gott Dir die Liebe zur Poesie eingepflanzt haben, um Dir dadurch reichen ästhetischen Genuß zu gewähren? Oder sollst Du andern weiter nichts als diesen bereiten? – O glaube mir: alle Kräfte und Fähigkeiten können nur allein zur Verherrlichung Gottes dem Menschen gegeben sein. Jeder andere Gebrauch, der nicht zur ehre Gottes führt, ist Mißbrauch ...
Ich brauche Dir nicht weiter zu schreiben, um Dir Beruhigung zu verschaffen und einen Weg anzuzeigen, wie Du auch durch diese Kräfte Deinem Gotte dienen kannst und mußt, da Gott einmal will, daß Du so zur Verherrlichung seines Reiches etwas beitragest. – Siehst Du ein, wie auch die Poesie in der letzten Todesstunde Dir helfen kann?

Nebenbei sei bemerkt, wie einheitlich Blumhardt bei „natürlich“ schon hier von der Natur als Schöpfung und der Natur der Vernunft und dem Ziel der Offenbarung denkt. Der Zuspruch Blumhardts setzt doch voraus, daß Mörike im Leben neben dem Freunde und aufs theologische Examen zu hinsichtlich seines Berufs gewaltige Anfechtungen gehabt hat. Der Schluß des für ihn theologisch denkenden Freundes erinnert an Flads Ausspruch gegenüber Blumhardt (9.7.1826): „Nichts ist gut, als was in der Todesstunde dem Menschen helfen kann.“

Der Versuch lohnt sich, Mörikes Stellung zum Christentum möglichst klar zu erfassen. Das verdeutlicht den Abstand zu Blumhardts Glaubenshaltung und zu seiner Stellung zur Kunst. Die Gelegenheit des Gegenübers gegen Ende von beider Bildungsjahren ist günstig. Mörikes Verwandtschaft ließ eigentlich keine Sorge um eine hochstehende Lebenserfüllung zu. Er entstammte einem aufgeklärten, weltläufig hochgebildeten Arzthause. Wir haben andernorts den Glauben der Blumhardt-Familie entfaltet und sparen die Wiederholung. Wer jene Anschauungen ein wenig kennt, dem ist weit stärker als der gesellschaftliche der tiefste weltanschauliche Unterschied zwischen Mörike und Blumhardt völlig durchsichtig. Die pietistische Luft, in der Blumhardt bis in die Studenten-Stunde atmete, war Mörike nicht unbekannt, aber er sog sie nicht ein. An Entschiedenheit fehlte es ihm nicht, im Gegenteil wehrt er das ihm nicht Gemäße mit angeborener Festigkeit und in unablässiger Stetigkeit ab, so als hätte er gar keine Wahl. Gewöhnlich ruhte er in einem Selbstbewußtsein, das mit dem Schneiden seiner Namenszüge in Bäume – beim Bruder auch in Steine – bürgerlich das von Fürsten wiederholt. Blumhardt wagte in dem Möringer Pfarrgarten-Baum nur „ganz klein“ sein Geheimzeichen einzufügen (12.6.27) und hatte Selbstvertrauen nur über Gebet

und Gnade. Mag Mörike irgendwie den Klassikern und Romantikern eingeordnet oder der zumindest genähert werden, er war als Dichter außerordentlich eigenwüchsig und durchaus selbständig, am ehesten noch schwäbisch, aber weit darüber hinaus bedeutsam durch Bildung von der Antike her und durch Empfindsamkeit fürs neuzeitliche Unbehaustsein. Es waren sowieso nur Schwaben wie Schelling und Hegel, deren Einfluß von Norddeutschen in die Tübinger Geisteshaltung zurückflutete.

Blumhardt und Mörike hatten vielleicht den gleichen Konfirmator (Mörike wurde am 20.9.1818 durch Flatt in der Stuttgarter Stiftskirche eingesegnet). Lehnmäßig bekannte er das gleiche Christentum wie sein Freund. Für unsere Zeitgenossen ist die Selbstverständlichkeit, mit der er das erwähnte Heruntersehen seines Bruders August vom Himmel schreibt, nahezu unglaublich. Das Theologiestudium hatte er lustlos und gar linker Hand betrieben. Von Haus aus war er stimmungsmäßig weniger als Blumhardt zu Berufsarbeit angetrieben. Zum Examens-Wissen hatte ihm vor allem Flad geholfen. Vom Ende seines ersten Vikarsjahres gibt es zwei theologische Aufsätze – fernab jedem Bekenntniseifer. So gewissenhaft er seinen Amtspflichten oblag, es sind keine Predigten von ihm erhalten. Und den Tätigkeiten als gleichzeitiger Staats- und Standesbeamter konnte er ebenfalls keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen. Von den Klassikern her gesehen, war Mörike ein frommer Christ, mindestens wie Herder, der ein Weimar schmerzlich allein stand. Theodor Storm wundert sich bei seinem Stuttgarter Besuch übers Tischgebet, das Mörike vor der Mahlzeit sprach, und fügt hinzu: „eine solche formulierte Kundgebung ((christlicher Frömmigkeit)) wollte mir zu dem ((unterstrichen :)) Dichter Mörike nicht passen“ – was Storm kennzeichnet. Zweifel vollends haben ihn im Unterschied zu seinen Ludwigsburgern D. Fr. Strauß und Fr. Th. Vischer, die ihm besonders nahestanden, nicht umgepflügt. Man denke jedoch nicht, daß Blumhardt weniger als die Genannten von Enttäuschungen am zeitgenössischen Glauben umgetrieben war! Nur gab er den Glaubenskampf nicht auf und nicht Freiheitswünschen nach. Am 14. Mai 1827 schreibt er dem Freunde:

Ich werde immer mehr überzeugt, daß der Glaube von vielen, auch sogenannten wahren Christen nichts ist als eine leere Idee; er ist eine träge Beschwichtigung ihrer eigenen Tätigkeit. Wäre er recht, warum tritt er denn nicht so ins Leben hinaus? Aber sieh einmal diese Glaubenshelden an: Wenn man sie ganz durchschaut, so findet man eben doch, daß ihre Lieblingssünden bei ihnen sind und bleiben, daß sie nur das meiden, was keinen Kampf kostet ...Kurz: in sich gehen, in sich zu arbeiten ohne übermäßiges Vertrauen auf Gott ist es, worauf man beständig hinweisen soll. ...und der Glaube wird auf ein festes Fundament gegründet und wird nicht untergraben durch getäuschte Hoffnungen.

Gleichzeitig bricht Blumhardts selbstkritische oder nüchterne Theologie und sein kämpferisches Strecken nach der Heiligung durch. Von ihm her gesehen steht Mörike jenseits biblischer Frömmigkeit. Blumhardt wußte früh, daß Gott „Feuer und ein eifernder Gott“ (5. Mose 4,24) ist und er kleine andern Götter neben sich duldet. Jesu Gegenwart hat sich Blumhardt stets gewünscht, doch nicht gefühlsmäßig erreicht; er warnt sogar vor derartig erlebten Bekenntnissen (14.5.26). So unerwartet er sich dem Freunde anbequemt, indem er z.B. von Genius spricht (wie 17.7.26), wo er einen Schutzengel und die Führung vom Geist meint, das Spiel mit Orplids Götterwelt konnte er grundsätzlich nicht mitmachen. Allerdings sind keine Aussagen dagegen erhalten und wahrscheinlich

zeigte Blumhardt bildungsmäßig volles Verständnis für diese Traumwelt; außerdem war er von Natur duldsam und in Mörikes Begabung sogar verliebt.

Der Dichter Mörike hat erst spät christliche Bekenntnisse veröffentlicht (Storm kannte sie beim Besuch noch nicht). Weil er als Student nicht die persönliche Verbundenheit mit dem Gott der Bibel besitzt, konnte er kein Zeuge werden. Ein tiefes Gefühl für die Verlorenheit des Menschen hat er gehabt. So schließt ein Gedicht jener Jahre (um 1827): „Was rettet mich von Tod und Sünde?“ Es beginnt mit einer Antwort auf die Frage „Wo find' ich Trost?“. „Eine Liebe kenn' ich, die ist treu, War getreu, solang' ich sie gefunden ... Hing am Kreuz und büßte mein Verschulden ...“ und gesteht, daß dieser Schutz vor Traurigkeit „auf lange nun vergangen.“ Unweit (1832) schrieb er als Kirchengesang das einzigartig schöne „Zum neuen Jahre“ mit dem Ausklang: „Herr, dir in die Hände Sei Anfang und Ende, Sei alles gelegt!“ Ihm entspricht das tieffromme (erst später, doch vor 1846) gedichtete Gebet, das im Einklang an Gethsemane erinnert: „Herr, schicke was du willst“; die zweite Hälfte liegt schon 1832 vor. Hölderlin ähnlich ist darin wesentlich Griechisches ins Christentum gemischt. Der Kampf – dieser Ausdruck findet sich gerade bei Blumhardt (z.B. 1.1.1826) – des Glaubens und für Gottes Reich fehlt sowieso. Neben biblischer Anerkennung des Herrn und Dankbarkeit für seine Gaben steht heitere griechische Gelassenheit gegenüber den Schickungen. Der Abschluß „Doch in der Mitte Liegt holdes Bescheiden“ kommt im Grunde aus mehr antiker philosophischer Haltung, ähnelt epikureischem Erstreben des goldenen Mittelweges und stoischer Gefäßtheit. Blumhardt mag ähnlich ergeben und seine Frömmigkeit milde erscheinen, im ganzen steht er vielmehr dem paulinischen Verachten alles Hemmenden und dem Jagen nach dem einen vorgesteckten Ziel der Auferstehung nahe. Mörike fühlte keine Verpflichtung, Gottes Güte zu antworten und die Treue auszurufen. Es ist verständlich, daß er mit beengtem Gewissen auf der Kanzel oder ungern im Amt des Botschafters stand. Wie Hölderlin dennoch in Christus den „Einzig“ (Hymne 1801/03) erkannt und gerühmt hat, ist Mörike zu der Entschiedenheit gekommen, daß er (1846 „Neue Liebe“) nach der Frage „Kann auch ein Mensch des andern auf der Erde Ganz, wie er möchte, sein?“ und der Nein-Antwort in der Nacht Gottes Nahesein ergreift, „Gott selbst zu eigen haben auf der Erde!“. Das Abendmahl empfing er bei seinem Freunde Hartlaub, vom Tischgebet sprach Storm. Wir schweigen, wenn Mörike im Grunde wie der leidende Hutten bei C.F. Meyer den Beistand des Gekreuzigten bekennt, und berühren nur, daß er mit dem Kruzifix in den Händen starb. Einen gewissen Katholizismus haben wir schon bei Flads Geschenk eines Madonnenbildes erwähnt. Trauen ließ er sich mit einer Katholikin selbstverständlich evangelisch (25.11.1851 mit Margarete Speeth). Im Gegensatz zu Blumhardt ist bei Mörike die Neigung zu Bildern und Zeichen und zu Legenden deutlich. Sein eignes Klagen am Ende der Freundschaft mit Blumhardt und während der ersten Vikarstätigkeit lesen wir in der aus dem Lateinischen in katholischen Gebet- und Gesangbuch übersetzten, im „Maler Nolten“ verwendeter Strophe „Jesu genigne!“ (vgl. Mörike 22.2.1832 an Bruder Karl): „Dein Liebesfeuer, Jesu, wie teuer wollt' ich es hegen, wollt' ich es pflegen. Hab's nicht geheget und nicht gepfleget, War Eis im Herzen – o Höllenschmerzen!“

Suchen wir das weltanschauliche und persönliche Ergebnis der Untersuchung zu fassen! Dichtertum (außerhalb der Moderne) ist die Gabe, die Schöpfung wie am ersten Anfang zu sehen und dem

Betrachter zu erneuern. Blumhardt kann schreiben (im schon angezogenen, undatierten Brief über Mörikes Beruf):

Was ist denn Poesie? Sieh auf ihren Ursprung zurück! Rührt sie nicht von dem Erstaunen über Gott, seine Liebe und Barmherzigkeit zu den Menschen, seine Allmacht und Weisheit usw. her? Sie war der Erguß eines vollkommen göttlich gesinnten Herzens.

Natürlich kommt Blumhardt vom Dichterischen im Alten Testament her. Daß der Pietismus der Gefühlsdichtung offen war und die Bedingung für ihr neueres deutsches Aufblühen, ist bekannt. Groß ist bei der Enge der häuslichen Herkunft, daß Blumhardt sich dem weiten Verständnis geöffnet hat, etwa mit Hamann Poesie als die „Muttersprache des menschlichen Geschlechts“ zu sehen und den Poeten wörtlich als „Schöpfer“ und geistig als weltlichen Propheten. Philosophie ist der Versuch der menschlichen Vernunft, ein verständliches Weltbild zu entwickeln. Wir denken weniger an Mörike als an Strauß und Vischer. Theologie ist die wissenschaftliche Bemühung um Erkenntnis der Grundlagen des Glaubens. Im Blick auf Blumhardt stellen wir nun fest: Gegenüber dem gläubigen Beter verhalten sich die drei Versuche, um mit dem Koran zu sprechen (Gleichnis in 2. Sure Vers 18) wie Menschen, die „ein Feuer anzünden“, und während dieses ihr Feuer alles um sie erleuchtet, „löscht Allah das Licht und läßt sie in schwarzer Finsternis: so sehen sie nichts“ außerhalb ihres Feuers. Der Christengott löscht nicht lieblos, sondern läßt Selbstverantwortung und macht fürs Nichtsehen verantwortlich.

Es war menschlich gesehen nicht möglich, daß Mörike sich auf Blumhardts Bestreben bewußter geistlicher Gründung der Freundschaft einließ. Zur gemeinsamen Morgen- und Abendandacht mit Gebet fand Blumhardt auch sonst niemanden (vgl. die Enttäuschung am täglichen Choralsingen mit Käferle 20.2.27). In seiner Umgebung wirkt sich die so stark humanistische Vorbildung in den Niederen Seminaren überhaupt und die fürstliche aufklärerische Erziehung seit Gründung der Hohen Karlsschule. Gottlieb Schick (1776-1812, Stuttgarter und Zögling der Karls-Akademie) hat in Rom (1806-08) das Gemälde „Apoll unter den Hirten“ geschaffen, das als das bedeutendste des deutschen Klassizismus gilt. Es verherrlicht die göttliche Abkunft der Poesie und Musik und ihre erste Erscheinung unter den Menschen. Durch beides will der göttliche Erzieher bilden, Schillers Gedanken verwandt. Dagegen schlägt in Blumhardt der im Volk groß gewordene Erziehungsgedanke des Biblizismus für sein Jahrhundert durch. Auf Kunstformen und Übersetzungsmühen seiner Zeit gestützt, hat Blumhardt später die Psalmen in Verse gebracht, Propheten- und viele „Bibellieder“ gedichtet, um die Gesangbuchlieder durchs Bibelwort zu ersetzen. Er hat für Kirchenchöre komponiert. Seine Gaben waren nicht bedeutend. Aber er hat sie nicht verdrängt, sondern zur Ehre seines Schöpfers eingesetzt. Mörike hat anscheinend angelegentlicher die Werke der Dichtung – besonders der Antike – als Bibel gelesen. Als Student wollte Blumhardt ihm die Heilige Schrift näherbringen (vergeblich=, bei der zweiten Mörike-Begegnung nach zwei Jahrzehnten ist wieder Bibellesen sein Anliegen und Rat.

Deswegen ergab sich, daß im Mannesalter die Freundschaft Blumhardts mit Mörike nicht mehr loderte, sie statt lebenslangen Blühens äußerlich verlosch. Eine warme innere Glut füreinander blieb. Aber als Amtsbruder steht dem Pfarrer Blumhardt doch Hartlaub näher, der schließlich an und gegen Mörike (28.7.1874) schrieb: „Wie gründlich und auf immer abgestoßen ich mich fühle von den Strauß, Vischer ...“

Hilfe zu Mörikes geplantem Berufswechsel

Mehr als rührend ist es, besser: ergreifend und vielleicht erschütternd, wie sich Blumhardt sozusagen bis zum letzten Blutstropfen für den von Mörike nach dem ersten Vikarsjahr geplanten Berufswechsel eingesetzt hat. Sein Streitgespräch - allerdings falsch datiert – mit Mörikes Onkel Georgii hatte schon Karl Fischer 1901 in seiner Dichter-Darstellung zusammengefaßt; dann sprach die Forschung nicht mehr davon. Nun hat sich zu diesem Briefstück vom 4. Oktober 1827 in der Kauffmann-Sammlung der Anfang vom 3. d.M. in Weimar gefunden. Eigentlich sollte man beide Briefe, die die Gespräche mit erstaunlichem Gedächtnis z.T. wörtlich wiedergeben, vollständig drucken. Zumal vier und fünfeinhalb Seiten eng beschrieben sind, ist die Veröffentlichung hier leider unmöglich. Erläuternde Besprechung muß genügen. Für die Bühne ließen sich die belebte Handlung und die Rollenverteilung, die Argumente und das bei allem aufeinander Eingehen tragische Mißverständnisse nicht besser erfinden.

Nachdem Mörike den Freund beim Ferienbesuch von seinem Anliegen unterrichtet und dieser bei der Rückkehr von der Aussprache vergeblich in Hohenheim einen weiteren Helfer anzutreffen versucht hatte, konnte er sich in Stuttgart ein Zeugnis von Mörikes früherem Lehrer Gustav Schwab – beim bekannten schwäbischen Romantiker – besorgen und am 3. Oktober vormittags um ½ 10 Uhr einen Besuch bei Prälat Abel (1751-1829), der ihm als Schöntaler Ephorus so vertraut war, erreichen. Der jetzige Reutlinger Generalsuperintendent, im Konsistorium über dem Betreuer der Vikare ein höherer Vorgesetzter Mörikes, war außerdem von Mörikes Mutter um Hilfe für den Sohn angegangen worden. Ferner lag von Justinus Kerner, eine Generation vor Mörike aus Ludwigsburg gebürtig, ein Gutachten über Gedichte Mörikes vor. Eduard hatte schon seinen Plan, Bibliothekar zu werden oder wenigstens auf eine Hofmeisterstelle zu wechseln, seinem Vormund Eberhard Friedrich von Georgii (1757-1830) mitgeteilt. Georgii, mit seinem Haus in der Büchsenstraße, hatte die ältere Schwester von Mörikes Vater zur Frau und heiratete nach ihrem Verlust die Tochter einer anderen Schwester. Er hat bis heute einen Namen als aufrechter Württemberger und wahrer Hort der kirchlichen Angelegenheiten, stand z.B. gegen die staatliche Wegnahme des Kirchengutes. Die völlig abwehrende Antwort des Obertribunalpräsidenten an seinen Neffen hatte auch Blumhardt gelesen. Er war vom Freunde auf schroffes und zorniges Dahرفahren vorbereitet. Man muß verstehen, daß der Onkel, bei dem Mörike bekanntlich während der Stuttgarter Gymnasialzeit gewohnt hatte und der ihn – noch zu Lebzeiten des Vaters – zur geistlichen Laufbahn bestimmt, zuletzt nach Köngen empfohlen hatte, von den Absprünge-Versuchen des Neffen, den er als bequemen Träumer ansah, nicht erbaut war. Abel – wahrscheinlich in seinem Dienstzimmer – empfing Blumhardt „mit unendlicher Freude“. Durch Besuch vom Dekan Christian David Alexander Heermann (1777-1849) aus Schorndorf wurde eine Aussprache zuerst unmöglich; aber durch „göttliche Eingebung“ fragte Abel nach den Poeten in

Tübingen, und der Dekan ging. Mörikes Wunsch auf eine Bibliothekarsstelle hat keinerlei Aussicht. Den Vorschlag, die Poesie neben dem Amte zu treiben, lehnt Blumhardt im Blick auf Mörikes „ganze Individualität“ als „kurzweg unmöglich“ ab. Abels Ansicht, daß die Poesie „unmittelbar religiös“ sei, helfe nicht, denn Mörike werde durch sein Amt aus dem jeweiligen poetischen Gedanken gerissen – weswegen er kein größeres Probestück fertigen kann – und habe eben Widerwillen gegen des Predigen vorm Landvolk bekommen. Abel „winkte traurig mit der Hand“, erhielt jedoch von Mörikes Wesen ein besseres Bild als bisher (zu Nast bestünde kein besonderes Verhältnis mehr). Blumhardt kann kühn antworten, „daß keiner so nahe zu dir stehe als ich oder Dich so gut kenne“. Gegen den Zweifel an des Freundes Talent, mit anderen Beispielen beleuchtet, zeigt Blumhardt, daß Mörike die Poesie seit Kindheit besitze und sie ihm „kein bloßes Spielwerk sei oder überspanntes Wesen oder Eigenliebe ..., sondern daß sie ganz aus dem Innersten Deines Geistes hervorgehe“. Er legt Mörikes „Dialog“ vor und entschied sich wegen seiner Wirkung, nicht selber, sondern Abel beim Präsidenten sprechen zu lassen. Der komme „diesen Mittag“ zu Abel in die Wohnung und man wolle ihn dann beim Onkel holen lassen. Dort, beim Schuhmachermeister Karl Blumhardt, dem bekannten Stundenhalter in der angrenzenden Hospitalstraße, schrieb Blumhardt die erste Briefhälfte und wartete bis drei Uhr. „Kaum bin ich zu Hause ((bei der Mutter Blumhardt in der Rotebühlstraße)), so tritt ein Bote von Georgi((i)) herein“ ..., beginnt die zweite Briefhälfte. Das Streitgespräch am 3. Oktober über den späteren Nachmittag hin findet offenbar in Abels Wohnung statt, da er nachher aus seiner Bücherei eine Schiller-Darstellung holz. Diese Wohnung ist der Georgiis eng benachbart und das Verhältnis ist wie bei Verwandtenbesuch freundschaftlich; man vermißt neben den mindestens siebzugjährigen Herren keine Tante Georgii. Anwesend ist freilich auch der fünfzigjährige Dekan Heermann, der als Tübinger Repetent dort auch Stiftsbibliothekar war und das übliche Verständnis vom poetischen Handwerk hat. Blumhardts tiefer Einblick in Mörikes Dichtertum wird nicht recht verstanden. Der Onkel saß lässig auf dem Sofa – die übrigen stehen – und begann nach Lesen des „Dialogs“ „das Kanonenfeuer“, gegen das sich Blumhardt auch nicht mit Kerner und Schwab decken kann. Zu dritt reden sie geradezu stundenlang auf ihn ein, so daß Blumhardt ganz ermüdet ist und, schließlich den Tränen nahe, seinen Hut ergreift. Erst da wurde Georgii freundlich und „bat dringend, ich möchte Dir den Hergang dieses Gesprächs berichten“. Abel begleitet Blumhardt „in unbeschreiblicher Liebe zu mir“ und bittet, doch zu „sorgen, daß Du keinen unbesonnenen Schritt tust, der Deiner ohnehin viel leidenden Mutter unsäglichen Jammer bringen könnte“. Blumhardt weist auf die so große Liebe Eduards zur Mutter, aber auch auf die der Mutter mit dem Wunsche, den Sohn „ruhig und glücklich zu sehen“. Endlich ging Blumhardt „ganz betäubt und entkräftet, so daß ich erst „diesen Morgen ((4.10.))“ den Gang des Gespräches im einzelnen „aufsetzen konnte“.

Der erste Teil des Streites hat mindestens ein Dutzend Gänge. Der Onkel klagt „einen entsetzlichen Hochmut“ an. Auf die Frage „Was bürgt ihm denn für seine Talente?“ entwickelt Blumhardt die obige Anschauung von Mörikes Wesen und Fähigkeit – obschon er (Bl.) selber kein Dichter – und erklärt, zu ihrer Betätigung seien ihm auf dem Vikariat „gleichsam Händ' und Füße gelähmt“. Darüber schüttelt der Onkel „unwillig den Kopf“ und die beiden andern erklären's für „unbegreiflich“. Auf die nachsuchende Frage „Was will er denn?“ und Blumhardts Antwort „auf einer Bibliothek einen Ausweg“ zerstören nun (zweiter Unterteil) alle drei mit mannigfachen Berufskennnissen solchen Gedanken.

Der Onkel, dessen Neffe sein Enkel sein könnte, urteilt: „immer ins Blaue hinein“. Die andere Hoffnung war schon vorher vorbei, wie Blumhardt bestätigt: „Euer Exzellenz!“, den „ärmlichen“ Hofmeister „hat er auf Ihren Brief hin ganz aufgegeben. Er wollte überhaupt nur mögliche Wege anführen, um seine gegenwärtige Unruhe –, Da fällt Georgiis Angriff „unreine Absichten“ und Abels einlenkende Frage: „Wird ihm denn das Predigen schwer?“ Dieses letzte Drittel des ersten Durchgangs führt zum Höhepunkt, der allen vier am Herzen liegenden Gottesgelehrsamkeit.

In der Auseinandersetzung über Mörikes Verhältnis zur Theologie und zum Predigen, das nach Heermann gerade durch poetische Beredsamkeit gefördert wird und die dem Poeten das „zu Mittag speisen“ erlauben, erklärte Blumhardt: Seine hohe Poesie erschwert es ihm, als Prediger „sich zu dem Volk herabzugeben“. Was er aus der Theologie „braucht, das hat er ... und dieses anzuwenden, ist auch sein festester Entschluß“. Zum ebenso geschätzten Amt des Seelsorgers „glaubt er sich nicht berufen“, sondern sieht sich „dazu bestimmt, auf einem anderen mittelbaren Wege die Sache Gottes befördern zu müssen“. Da vermißte der Onkel „nur einen Funken Christentum“ und wünscht, während Blumhardt ebenso aufgewühlt vorschlägt, es sei gerade angemessen, ihn auf einige Zeit von seinem Amt zu entfernen, diese „Poesie beim Teufel“. Blumhardt dagegen bezeugt nochmals Mörikes Nachdenken über die christlichen Wahrheiten und genügend theologische Wissenschaft; inhaltlich bestünde ihm zwischen dem Gottesgelehrten und Dichten kein Widerspruch, nur die Formen „findet er zu widersprechend“. Das wird nun mißverstanden.

Einen zweiten Hauptteil hat daraufhin Abel mit Vorlesen eines Ausspruchs von Schiller aus einer herbeigeholten Biographie eingeleitet: Schiller habe später seine Entfernung vom Pfarrerberuf bereut. Blumhardt hat „vielleicht zu dreist“ entgegnet: „Da kannst Du immer einwenden, Schiller habe es eben nicht versucht.“ Es kommt noch des Onkels Feststellung zur Sprache: „allein seiner Neigung leben zu dürfen“, „das war von jeher der Fehler dieses arbeitsscheuen Menschen“; außerdem der Kummer von Müttern, aber auch die Verteidigung Mörikes durch seinen jetzigen Pfarrherrn. In Dramenplan erkennt Georgii wieder nur Hochmut. Als das Gespräch sich im Kreise zu drehen beginnt, schließt Blumhardt: „Du habest nur mögliche Wege vorschlagen wollen; wenn sie nun dies nicht seien, so möchte man Dir es zugute halten“; er bittet um Verzeihung für die Freiheit bei der Absicht, „etwas dazu beizutragen, Dir zur Ruhe zu verhelfen“. Die Wende zur Freundlichkeit und den fürsorglichen Abschluß dieses großen Kampfes des Studenten Blumhardt für seinen Freund gegen drei hohe Amtspersonen haben wir bereits erwähnt.

Bei dieser schon damals bemerkenswerten Durchhaltekraft des uneigennütigen Kämpfers muß gesagt werden, daß Blumhardts eigne Haltung der des Onkels sehr entgegenkam, als die Antwort an den Christ sein wollenden Juristen fiel: „Ja, Euer Exzellenz, und nach meiner Ansicht glaube ich auch, daß es einem Christen zukommt, alle seine Talente der Sache Gottes aufzuopfern; aber er ((Mörike)) sieht das nicht ein, und glaubt auch sein Gewissen rein“. Um so erstaunlicher ist Blumhardts Verständnis für die Haltung des Freundes und sein Einsatz für dieses. Sie ruht auf dem Glauben, daß Gott höher lenkt, als wir meinen, und größer ist als unser Herz.

Der Rat Blumhardts am Schluß seines Briefes an Mörike kann nur sein, da beide bisher geplanten Wege (Bibliothekar und Hofmeister) nicht gangbar, sich „nach einem dritten Wege umzusehen oder bleibe, wo Du bist“. Er selber würde zu letzterem raten, kann es aber nicht, denn „in unsern Prinzipien

sind wir nicht einig“. Er wagt die Frage, wieweit Mörike seine Sache Gott vortrage, und den Hinweis auf ihre Abmachung, sich in solchen Lebensentscheidungen den Rat der verstorbenen Luise vorzustellen. Zum Schluß versichert er ihm, „daß ich mit Dir leide und mit Dir kämpfe“, und der innigsten Liebe.

Luisens Wort vom Sterbebett muß nachgehen: „Eduard, glaubst auch r e c h t an den Heiland? Ich kann dich versichern, nichts bringt größeren Trost im Tode.“ Ebenso sei eingedenk des Vorwurfs „unreiner Absichten“ erinnert, wie er sich auf dem Sterbebett versichern ließ, daß sein Werk „nichts Frivoles“ enthalte.

Deuten wir für Mörike damalige Berufspläne kurz die Wirkung und den bekannten Ausgang an! Offenbar hat der Onkel eingesehen, daß sich sein Neffe augenblicklich nicht abbringen läßt und nicht ins Vikariat zurückzwingen. In seiner ungebrochenen oder nicht befehdenden Einstellung zur Theologie liegt der grundsätzliche Unterschied etwa zur Haltung seiner Freunde Strauß und Vischer und zu deren Freund Märklin und ähnlichen nicht im Pfarramt Bleibenden. Bekanntlich hat Mörike (in Anlehnung an seinen Freund Mährlen) an einen Korrekturposten in Augsburg, an alle mögliche Verlagsarbeit oder an Redaktion von Zeitschriften gedacht. Vorerst wurde er auf sein Gesuch (formell) an den König vom 29. Nov. Mit ärztlichem Zeugnis durch seine Kirchenbehörde auf später mehrfach verlängerte Zeit beurlaubt. Blumhardt hatte ihm gut zugesprochen und unerwartete Hilfe prophezeit (3.10.), hatte – falls der Dichter Hauff nicht überlebt – ihn zum Schriftleiter von Cottas „Morgenzeitung“ gewünscht und an Vermittlung zu einem Übersetzer und Herausgeber und seinem Verleger gedacht, vor allem möchte er einige Wochen bei ihm sein, träumt auch viel vom Freund (18.11.). Schließlich schrieb er zum Gliederweh aus ziemlicher Klugheit (5.2.1828): „Du möchtest es solange haben, als Du es haben willst, wenigstens als es Dir für Deine Zwecke gut ist.“

Folgerungen

Zum Schluß seien die Folgerungen aus der Studentenfreundschaft Blumhardts mit Mörike für ein Lebensbild des ersteren und für die anscheinend zufälligen späteren Begegnungen. Für beide haben wir die Charakteranlagen als wahlverwandt gezeichnet, dabei den Unterschied hervorgehoben, daß Mörikes Empfindlichkeit leicht Krankheiten verfiel und Blumhardt etwas derber natürlich wirkt. Beide sind unverwechselbar unter sich wie als ausgeprägte Originale in der deutschen Geistesgeschichte. Christophs Persönlichkeit können wir über das Abschlußzeugnis der Behörde hinaus gerade aus dem Einblick in die Freundschaftsentwicklung seiner mittleren Semester zu erfassen versuchen.

Wesentliche Züge hat übrigens eine ungedruckte neuere Handschrift-Deutung aus der Schweiz gleichlautend erhellt. Wenn Blumhardt neben dem Künstler als der minderbegabte und überhaupt nicht gerade schöpferisch erscheint, so ist dennoch auch für seinen Geist hohe Ebene sichtbar. Er nahm selbst in Liebesleidenschaft genügend Abstand von Dingen, Menschen und Zuständen, um sie in den Blick zu bekommen. Der Einzelne aus dem Freundeskreis wurde in seiner Beziehung zum

Ganzen der Gesellschaft eingeschätzt. Es herrscht ein klares Bedürfnis nach Übersicht, das zeitlebens schriftstellerisch Blumhardts Gliederungen zeitigt. Sie sind nicht überall streng folgerichtig, aber meist sehr verständig und seinem Gegenüber eingängig. So vermochte auch er, sich ein persönliches Weltbild aufzubauen und es weiterzugeben. Dabei herrscht Offenheit und Anerkennung für eine Jenseitigkeit hinter der äußeren Sinnenwelt. Weil beide aus dem Durchschnitt herausragten, erlitten sie bedeutende Angriffe: Mörike auf seine passiv anmunternde Lebensführung, Blumhardt besonders auf seine Frömmigkeit.

Der zentrale Zug in Blumhardts Charakter ist die Einordnung in das Weltbild der Bibel. Sie müssen wir, vom Geheimnis der Entsagung angeregt, noch etwas besprechen. Ein Wissenschaftler muß wissen, was er sagt; daß er sich getäuscht haben kann, soll er offenlegen. Das erste ist bei dieser Niederschrift der Fall, das zweite bedarf stets der eignen Entscheidung. Wir behaupten aus der vorliegenden Untersuchung der Freundschaft: Bei Blumhardt liegt ein auf Gott und sein Reich ausgerichtetes Leben vor, wobei uns Gottes Wille über sein Wort erreicht und die Grundzüge seiner Herrschaft der Heiligen Schrift zu entnehmen sind. Der Vorwurf, autoritätsgläubig zu sein, geht fehl. Die Losung der Aufklärung „Habe Mut, dich deines eignen Verstandes zu bedienen!“ (Kants Übersetzung des Sapere aude im Aufsatz „Was ist Aufklärung?“ 1784) wird befolgt – z.B. im nüchternen Urteil über Fromme. Aber andererseits wird mit diesem Verstand eine Gegebenheit des Lebens anerkannt, wie der Mündige z.B. sich selber annehmen, d.h. sich mit sich abfinden muß. Völlige Freiheit der Selbstbestimmung erscheint uns als Einbildung. Die Wirklichkeit Gottes dagegen glaubhaft, wenn man sieht, wie Blumhardt sich mit ihr verbindet, Mörike mit ihr ringen muß.

Bei dem Überblick über die damaligen Stiftsstudenten gewahrt man, daß Blumhardt nicht zu den führenden Geistern zu zählen ist. Mörike, Strauß und Vischer – sie verraten schon als Studenten, was wir ihnen verdanken. Das „Blumhärtdle“ taucht noch in der Menge unter; ebenfalls läßt seine amtliche Laufbahn sich nicht mit der beispielsweise von Hoffmann oder von Hauber vergleichen. Auch später entdeckt er nichts umwerfend Neues und will durchaus kein Neuerer sein. Doch für seine in die Vorherrschaft einrückende bürgerliche Schicht wurde er ein Führer zu einer neuen Stetigkeit. Seine Haltung faßt wesentliche Antriebe des Jahrhunderts zusammen. Vor allem findet sich bei ihm keine Zertrennung vom eignen Leben und geistiger Anschauung, sondern der aufrichtige Zusammenhalt, der die Persönlichkeit vorbildlich macht. Dabei übernimmt seine Einstellung ohne weiteres das damalige Geistesergebnis. Weltanschaulich wurde zu seiner Zeit italienischer Humanismus (seit der Renaissance), spanische Dogmatik (Autorität in Kirche und Staat), englischer Empirismus und französischer Rationalismus unter deutscher Führung zur neuzeitlichen abendländischen Geistesströmung vereint. Der Vereinigung dient bei Blumhardt vorherrschend die Idee des Organismus, die das Stundenglied am stärksten bei Oetinger fand und die das Gedankengut des 19. Jahrhunderts überhaupt versammelte. Es ist kein Spiel mit Anfangsbuchstaben und Namen, sondern erinnert an bahnbrechende Geistestaten in unserm Vaterland: Kopernikus, Kepler und Kant. Nach Luther Leibniz (Prästabilierte Harmonie) und Lessing (eigenständiges und tolerantes Gewissen), sie haben der Geisteswelt Herders, beider Humboldts und Hegels vorgearbeitet. Der erreichte Höhepunkt spiegelt sich dichterisch in Goethe und Schiller und Hölderlin, religiös in Hamann und Schleiermacher

und Kierkegaard. Alle diese Gehalte leuchten in Blumhardts Haltung auf, so wie ein Stäubchen nach Wärmestrom und Luftzug in siebenfarbigem Sonnenlicht glänzt. In diesem Umkreis geistig kein Führender, aber menschlich ins Kämpfertum geführt, wurde Blumhardt durch Herzenshingabe an die Elenden und vom Gotteswort her ein hervorragender Seelsorger und doch gesellschaftlich ein Führer im 19. Jahrhundert, sogar noch im 20. Anreger der Menschlichkeitshoffnung und der Krankenheilung. Ohne namentlich hervorzutreten, schrieb er in diesem Geiste am Ende seines Studiums seine erste Flugschrift. Er hinterließ ein umfängliches und in der Breite wirksames Schriftwerk. In dem Reich, für das er vor allem mündlich arbeitete, wird mit anderen als mit geistesgeschichtlichen Maßstäben der irdischen Welt gemessen. Die Geistesbewegung des vorigen Jahrhunderts war eigentlich bis zur Mitte entwickelt und abgeschlossen, als die politische Einigung und Veränderung kam – und Blumhardts volkstümliches Wirken.

Aus der ersten Jahrhunderthälfte greifen wir noch Mörikes und Blumhardts Berührung mit dem Spuk und die verschiedene Einstellung dazu heraus. Lebenslange Gemeinschaft wie für Blumhardt sogar mit Hartlaub oder erst recht mit dem Jugendfreund Hoffmann oder mit dem Schüler Zündel hatte sich mit Mörike nicht ergeben. Aber in Spukerlebnisse und ihrer Behandlung kommen sie sich noch einmal auffällig nahe, sofern man in den Quellen diese Näherung findet. Als Student gab Christoph einem seiner unbekannteren, unveröffentlichten Briefe an Eduard (7.11.26) die Nachschrift: „In 6 Minuten schläg's 12 Uhr: ich muß machen. Es soll ein Stiffler laufen, der sich anno N N erhängt hat.“ Spukglaube war unter den Theologie-Studenten nicht selten: Käferle, Sohn eines Ludwigsburger Instrumentenmakers, ließ sich es nach angstvoller Nacht nicht nehmen, daß „mächtige Schlagen auf die Türschwelle. Bei welchem die Fenster zitterten“, wobei zwischen 2 und 4 Uhr nachts auch zwei andere aufwachten und sagten: „Das ist doch schauerlich!“, „g'spuckt“ war. Blumhardt lachte über die Angst und schrieb die Mitteilung (23.3.27 an Mörike) in jenem heiter-ernsten Ton, der ihnen beiden eigen war.

Als Mörike 1834 Pfarrer geworden war, indem er die kleine Gemeinde Cleversulzbach in der Gegen von Heilbronn und Weinsberg bekam, nahm er seit August und die folgenden Jahre Aufzeichnungen über den Hausgeist Rabausch vor. Diese Niederschrift zu einem Vorgänger des vorausgehenden Jahrhunderts hielt er für einen wissenschaftlichen Dienst. Sie war angeregt durch eine Bemerkung in Kerners „Seherin von Prevorst“ und wurde nach Weinsberg zur Veröffentlichung in Kerners Zeitschrift „Magikon“ gegeben (erstmalig dort 1842 veröffentlicht).

Die „Krankheitsgeschichte der Gottliebin Dittus“, die Blumhardt in seiner Pfarre Möttlingen ab 1841 erlebte, beginnt mit einer Spukgeschichte. Darüber hat auch er Kerner berichtet – wir haben diese Briefe in Marbach entdeckt und werden später davon sprechen. Die Erscheinungen stehen in einem großen Zusammenhang mit dem, was der Weinsberger Arzt erforschte und behandelte und was sich damals überhaupt im Schwäbischen tat. Daß Mörike Blumhardts späteren Bericht (in der Erstfassung) von Hartlaub bekam, war hier schon erwähnt. Jener hatte regelrechtes Interesse fürs Übersinnliche (im Sinne von Parapsychologischem), während Blumhardt solche Erscheinungen zuwider waren. Seine Behandlung war reine Seelsorge und sein Bericht war Verantwortung für diese.

In den nächsten Jahren sind die Freunde noch einmal leibhaftig zusammengekommen: zwei Jahrzehnte nach ihrer Tübinger Studentenfreundschaft sind sie sich wieder begegnet. Fürs Jahrsiebt 1845 bis 52 finden sich nämlich allerlei briefliche Belege. Zuerst für eine Heilung Eduard Mörikes bei Blumhardt in Möttlingen. Ohne sie lang zu besprechen, beschränken wir uns hier, gleichzeitig die spärliche Überlieferung berichtend auf genaue Angaben.

Gegen seine Rückenschmerzen und Lähmungserscheinungen, besonders der Beine, hatte Mörike schon Ende 1844 eine Sympathiekur bei einem Heiler in Hardt bei Nürtingen unternommen (28.1.45 an Jung). Das war freilich nicht im Sinne Blumhardts, der jegliche zauberhafte Behandlung ablehnt. Er war Mörike noch im Gedächtnis: Vom Lesen der „Krankheitsgeschichte“ 1845 her (20.3. an Hartlaub) wie z.B., daß ihn im Mergentheimer Ständchen von Schontaler Studenten einer an den Tübinger Freund erinnerte (2.7.47 an d.s.). Der schickte übrigens wenige Tage nach Mörikes (zweitem) Aufenthalt seine Frau – anlässlich des Besuches ihres Bruders, des Pfarrers im benachbarten Malmshaus. Mörike hatte von der Kirchenbehörde als Ruheständler eine Kur mit Staatsunterstützung im nahegelegenen Teinach genehmigt bekommen. Das staatliche Bad im nordöstlichen Schwarzwald war ihm bekannt: er hatte es 1828 mit seinem Onkel Prokurator Mörike besucht. Bei Mörikes Anfahrt bestellte in Stuttgart ihm die Tante Prokurator herzliche Grüße von Blumhardt und seinen enttäuschten Wunsch, einmal besucht zu werden (Clärchen Mörike 14.8.48 an Hartlaub). Mörikes Freund Justinius Kerner hatte die Teinacher Kur für zwecklos erklärt und durchaus Magnetisieren empfohlen (Mörike 24.7. an Hartlaub). Dieses Nervenstreichen, das sich Mörike vom Oberamtsarzt Kerner bei seinem gelegentlichen Mergentheimer Besuch noch zeigen ließ (25.7. an H.), lehnte aber Blumhardt grundsätzlich und stets ab. Wie ging gegen Irreführung mit jenem Begriff die Heilung vor sich? In den zwei Tagen der Anwesenheit mit seiner Schwester Clärchen (29. Juli abends bis 1. August mittags) hatte der frühere Freund ihn außerordentlich erfreut empfangen und wohl öfter in alter Vertraulichkeit den Arm um des Dichters Rücken geschlungen, im übrigen fröhlich mit ihm plaudernd und von erlebten Wundern erzählend. In dem heiteren Hause rief die Erneuerung der einstigen Harmonie beim Besucher viel freudigen Geist hervor. Auch Blumhardts Frau hatte Mörike sehr liebevoll aufgenommen. Nicht zuletzt war das Gebet „in allen Deinen Anliegen“ (Blumhardt 5.10.48) selbstverständlich. Und da eben wurde Mörike, der sich zum Abschied noch (segnend) die Hand auflegen ließ, schon so gesund und gefähig, daß Teinach mit seinen erstaunlichen weiten Spaziergängen nur eine Nachkur bedeutete. Auf der Rückfahrt weilten die Geschwister noch einmal mehrere Tage bei Blumhardt (Ankündigung 17.8. an Hartlaub; Bericht 6.11.48 an Jung), der Einblick in die Anfeindungen gegen sein Wirken gab. Darum sollte die Handauflegung unter Zuspruch und Gebet, die Mörike erbeten hatte, völlig geheim bleiben. Das wußte auch seine Schwester; sie schreibt ebenfalls gegen Mißdeutung der Heilung als magnetische Behandlung, die „unter allen Umständen schädlich und verwerflich“ (14.8. an Hartlaub, vgl. Blumhardt 5.10.48 an Mörike).

Auch Eduard hat, sich im Oetinger-Studium an Blumhardts Anschauungen als verwandt erinnernd, erkannt, daß der Freund mit jenem nicht in den Meinungen von Wunderkraft übereinstimmt (20.11.48 an Hartlaub). Der Dichter nannte seine Möttlinger Reise „ein Gotteswerk“ (17.8.48 an ds.). Dennoch hat er sich von der Vorstellung einer wundersamen Kraftausströmung völlig lösen können. Bestand und Besserung versprachen sich wie Blumhardt Constanze Hartlaub und ihr Bruder „abhängig davon,

ob sein innerer Mensch wachse und zunehme“ (Constanze mit entsprechenden Unterstützungsbitten an ihren Mann 1.9.48). Angehalten hat die Heilung wenigstens dreiviertel Jahr (26.4.49 M. an Karl Mayer). Blumhardt hatte zum festeren Aufbau der Persönlichkeit Mörikes als Glaubender und möglichst wieder Predigender ihn mit Schwester auf ein Viertel oder halbes Jahr (oder überhaupt, zumal er beim Unterricht an Studenten helfen könne) nach Möttlingen eingeladen, auch namens seiner Doris (5.10.48 an M.), in Antwort auf den verlorenen Brief Mörikes vom 19.9., der Hochschätzung der Helfenden Liebe Blumhardts und seiner Frau aussprach. Für möglichst sorgenfreien Aufenthalt bei ihm wollte Blumhardt sorgen. Hat sich Mörike gescheut? – Er hatte Blumhardt ein Gedicht mitgesandt; der dagegen schickte ihm seine Liedfassungen der Psalmen und sandte auf Mörikes Bitte Hartlaub einige in Möttlingen geschaffene Melodien (Bl 5.10.48 an M., vgl. Claras Schluß 14.8. an Hartlaub). Welches Gedicht Blumhardt, „darin etwas Tiefes und Richtiges liegt“ (Bls Antwort 5.10.48), damals erhalten haben mag? Es gibt wieder keinen rechten Anhaltspunkt. Obwohl zwei Jahre zurück, liegt zeitlich und inhaltlich am nächsten „Neue Liebe“ (gewöhnlich mit Jahreszahl 1846). Seine Anfangsfrage „Kann auch ein Mensch des andern auf der Erde Ganz wie er möchte sein?“ nimmt für uns die Erfahrung der Freundschaft zu Tübingen vor zwei Jahrzehnten auf. Die Gemeinschaft des Pfarrer-Ehepaares Blumhardt hat Mörike beschäftigt: „Du hast gefunden, daß zwischen mir und ihr kein Unterschied ist, als daß sie Frau und ich Mann“ (ebenfalls in Bls Antwort). Die Schlußzeile des Gedichts „Gott selbst zu eigen haben auf der Erde!“ sagt Blumhardts Möttlinger Anliegen und Gewißheit aus. Doch es wäre zu schön, wenn solches Heineinpassen tatsächlich vorhanden gewesen wäre. Zum Besuch kam es nicht und wahrscheinlich nie mehr.

Im nächsten Jahre hat Mörike versucht, den Tübinger Professor Tobias Beck zu anerkannteren Anschauungen über Blumhardt zu verhelfen. Beck war beiden aus dem gemeinsamen Studium im Tübinger Stift bekannt. Nun hören wir (Mörike nach anderen), er gehörte „zu der Kommission, die von dem Konsistorium zur Untersuchung der Möttlinger Fälle bestellt worden ist.“ Aktenmäßig ist von Becks Äußerungen zu Blumhardt gar nichts erhalten. Mörike schreibt (30.10.49 an Hartlaub), daß Beck entschieden Blumhardts Urteilsfähigkeit und der Lauterkeit der Patienten mißtraue und Blumhardt falschen Grundsatz gegen Arznei vorwerfe. Der Streit, in den Blumhardt nach der Heilung der Gottlieb Dittus mit der kirchlichen Behörde und der ärztlichen Aufsicht geriet, muß bei seinen Möttlinger Kampffahren genauer vorgeführt werden. Auch läßt sich Becks Verwandtschaft im Biblischen Realismus und dennoch seine Abneigung gegen die Möttlinger Bewegung klären. Wie einst Blumhardt gegenüber Mörikes vorgesetztem Prälaten und seinem Onkel versuchte jetzt Mörike, die besondere Wundergabe des Freundes zu bezeugen. Was er erreicht hat, ist nicht feststellbar. Seine Haltung und Schlußstellung als Verteidiger sind der einstmaligen Blumhardts ähnlich, wenn er an Hartlaub schließt: „Ich hielt von dem, was ich zu wissen und selbst erfahren zu haben glaube, soviel als möglich aufrecht und war zufrieden, daß er die Wirksamkeit einer dem Blumhardt eignen Kraft, die vorderhand ja noch nicht näher bekannt sein mußte, zugestand.“

Gegenseitige Begleitung läßt sich in mancher Berührung noch für die nächsten Jahre auffinden. Im Herbst 1850 schickte Blumhardt an Mörike frisch vom Druck seine „Verteidigungsschrift gegen Dr. de Valenti“ (17.10.50 M. an Hartlaub); der Dankbrief für diese „ganz unverdiente“ Zusendung ist wieder

nicht erhalten. Im nächsten Jahre hat in der Nachschrift vom 30. zum Brief vom 29.6.1851 an Hartlaub Mörrike die geplante Beförderung Blumhardts nach Kornwestheim weitergegeben – sie zerschlug sich - , ebenso die Behandlung einer Schwägerin des preußischen Königs in Möttlingen mitgeteilt. Blumhardt schickte ihm erneut einen Aufsatz mit, als er Mörrikes Schwester Clärchen, die sich im Oktober 1851 um Fürbitte für ein schwer leidendes Kind von Verwandten an ihn gewandt hatte, antwortete. Gleichzeitig gibt Blumhardt seine Teilnahme an des Bruders Heirat kund, nun alle drei einladend, und meldet seinen Plan, Bad Boll anzukaufen.

Von dem Vorhaben Ihres lieben Bruders habe ich schon durch Hartlaubs gehört. Jetzt wird die Ehe geschlossen sein. Ich freue mich für den lieben Eduard, daß er auf diese Weise zu irgend etwas Bestimmtem gekommen ist, namentlich, da es auch zur Folge hat, daß er einen gewissen Beruf bekommt. Daß die Ehe eine Herzensverbindung sein werde, ist mir zum voraus gewiß. Dazu ist mir die gute Art der Familie, zu der seine Frau gehört, längst bekannt. ... Grüßen Sie ihn herzlichst von mir.

Wenige Monate später, im Frühjahr 1852, trafen sich in Stuttgart, wo Mörrike inzwischen ansässig geworden, zufällig die Freunde nahe der Wohnung von Blumhardts Mutter am alten Postplatz. Blumhardt versprach einen Besuch auf den Frühling (M. 6.3. an Hartlaub). Doch es war die letzte bis jetzt bekannte Begegnung.

Kap. 3: „G e f ü h l e a m S c h a f o t t“ (1829)

Der Verfasser der anonymen Flugschrift

Im Nachlaß von Johann Christoph Blumhardt zu Bad Boll fand sich die Flugschrift „Gefühle, / am Schaffot ((= Schafott)) des gewesenen Helfer((s)) (J o s e p h B r e h m, / welcher / wegen eines verübten Kindsmords / den 18. July 1829 zu Reutlingen / hingerichtet worden ist.“ Dieser achtseitige Druck ist das einzige heute bekannte Stück. Es war im handschriftlichen Erbe zusammen mit Blumhardts Möttlinger „Lebenslauf“ eingeordnet. Außer dem Jahr 1829 unterm Schlußstrich der Titelseite sind weder Druckort noch Drucker oder Verleger angegeben. Ebenso tragen und verraten die beiden vierseitigen ineinander gelegten Bogen keinen Verfasseramen.

Im Nachlaß war kein Sammelzusammenhang oder ein Grund des Aufbewahrens erkennbar. Man müßte denn in dem sonst als Handschrift wie Veröffentlichung verlorenen Druck das Belegstück an den Verfasser vermuten! Tatsächlich hat Friedrich Zündel noch unter den Augen von Blumhardts Frau und Familie die Flugschrift als den Erstling von Blumhardts Werk behandelt und ihr einleitendes Gedicht „Am Hochgericht“ mit seinen zehn Strophen nachgedruckt. Ferner gibt er weiter, es sei im Wettstreit entstanden, „als einer seiner Studienfreunde diese Schauergeschichte für den Leierkasten bearbeitete.“

So ist dies kleine Werk eigentlich zweifelsfrei als Blumhardts Autorschaft anzusehen und gesichert. Der Stil birgt nichts Auffälliges, um Blumhardts Feder zu beweisen, aber auch nicht seiner Herkunft Widersprechendes. Das Gedichtmachen gehörte seit der Schöntaler Schulzeit zur Ausbildung. Seinen Jugendfreund Hoffmann hatte er darin bewundert. Mörikes Schöpfungen, ihm natürlich unerreichbar, genoß er seit der Tübinger Freundschaft mit. Warum sollte er zum Wettstreit jedoch mit andern sich nicht gereizt fühlen und neben diesen bestehen! Sich gedruckt zu sehen, war zum Ausgang des Studiums eine Selbstbestätigung. Namenslosigkeit entspricht dabei der Schüchternheit des anfänglichen Schriftstellers. Später hat er auch von der hervorragenden Verfasserfreude, seinen Namen gedruckt zu sehen, gesprochen.

Der Anlaß in Vischers Bänkelsängerlied

Die neueste Geistes- und Kunstwissenschaft nimmt sich der Trivial-Literatur an. 1975 zeigte die Stuttgarter Staatsgalerie eine Ausstellung „Bänkelsang und Moritat“. Im Katalog läßt sich nachlesen (bes. im Aufsatz des Stuttgarter Reinhard Döhl), daß Friedrich Theodor Vischer (1807-1887) den Mordfall Brehm als lustiges Lied bedichtet hat. Wir wissen, daß er seit 1825 als ein Haupt der „Genie-Promotion“ Blumhardts Stiftsgenosse war. Der Umgang mit solchen geschah im allgemeinen wohl im „Sie“. Irgendwelche Annäherung zwischen Blumhardt und ihm, obwohl der ältere Bruder August Fr. (1805-1876, wurde Pfarrer) Blumhardts Schöntaler Mitschüler war, ist – im Unterschied zu Eduard Mörike und zu David Friedrich Strauß – nicht bekannt und schlecht denkbar. Im letzten Kapitel über die Freundschaft mit dem Dichter leuchteten schon Umriss aus Blumhardts Mannesleben zu Möttlingen auf. Das gereicht der jetzigen Betrachtung vom Ende des Studenten in Tübingen zum Vorteil. Solche Sicht eines gesamten Lebens soll auch auf Vischer und weiter angewandt sein. Nur wer ausgewachsene Pferde erlebt hat, vermag bei einem noch störrigen Fohlen die kommende Leistung zu ahnen. Wenn man im Schatten einer Walnuß ruht, freut man sich, einen Kern zu spalten und schon ungefähr Umriss eines solchen Baums zu entdecken.

„Soweit ist es jetzt gekommen, Daß den Kopf man abgenommen, Einem aus der Geistlichkeit; Dies ist keine Kleinigkeit“ lautet zum Jahrmaktsang die dritte Strophe vom „alten Scharnhauser“ (nennt sich Str. lf), unter welchem Decknamen sich der Stiftler und später als Ästhetiker berühmte Vischer damals hervorgetan hat. Der Beginn seiner 13. Strophe lief ähnlich gestaltet im Spottgedicht „Wie der Bäcker an der Mulde Steht der Brehm an seinem Pulte“ um. Vischers Sohn berichtet, die geschickte Fassung vom Wesen und von der Hinrichtung des Neununddreißigjährigen sei von Handwerksburschen in ganz Deutschland gesungen worden. Mit fast einem halben Hundert Vierzeilern ist erhalten „Leben und Tod des Joseph Brehm, gewesten Helfers zu Reutlingen“ als Cannstatter Flugschrift 1841 und dann ab 1891 in den Gedichtausgaben aus Vischers Nachlaß „Allotria“. Der Ludwigsburger Pfarrersohn, mit Mörike erst seit 1829 in Briefwechsel, hatte 1830 die Erste Dienstprüfung mit Glanz bestanden und war nach kurzer Zeit als Pfarrvikar Repetent in Maulbronn und in Tübingen. Doch hat er über diese Schulung abfällig geurteilt und besonders zu seinem Theologiestudium: „Ein Drittel der besten Jugendzeit verloren, vergeudet in dummem Fleiß an Stoff, der meinem Geistesleben keine Frucht getragen hat“ – Romane Lesen wäre vorzuziehen gewesen! Inzwischen erwarb er (1832) den Doktor der Philosophie, habilitierte sich in Tübingen 1836 und wurde im nächsten Jahr Außerordentlicher,

1844 Ordentlicher Professor für Ästhetik und Deutsche Literaturgeschichte, wegen seiner gegenüber dem Christentum freimütigen Antrittsvorlesung aber auf zwei Jahre amtsenthoben. Ein weiteres Lied vom Scharnenmayer „Das Herrenberger Attentat“ („In fromme Reime gebracht – Ein Fastnachtsschwank“) nimmt den dortigen Auflauf wegen Begräbnis eines Selbstmörders auf dem Kirchhof zum Anlaß, die ganze „Pietisterei“ lächerlich zu machen. 1848 kam er ins Frankfurter Parlament, hielt sich zur Linken und ging mit dem Rest nach Stuttgart. Dann sind weiter Doppelziffern zu nennen: 1855 erhielt er einen Ruf an beide Hochschulen in Zürich und wurde Ende 1866 Professor in Tübingen und besonders Stuttgart, 1877 emeritiert. Hartlaub hat ihn (an Mörike 28.7.1874) den „Männern des aktiven Unglaubens“ eingereiht und alle Freundschaft gekündigt.

Vischers Vater (Friedrich 1768-1814) hielt 1812 „unmittelbar nach der Enthauptung auf dem Blutgerüst“ zu Ludwigsburg eine ernsthafte Rede; wahrscheinlich verfaßte er auch das „Gebet für den Attentäter am Morgen vor seiner Hinrichtung“, wenn er nicht gar das ganze Heft schrieb (ohne Ort und ohne Jahr) „Kurze Nachrichten von dem Verbrechen und der Hinrichtung des am 6. Okt. 1812 enthaupteten Bürgers und Nagelschmieds Johann Andreas Rohleders“, wobei der Erlös den „drei noch unerzogenen Kindern des Enthaupteten bestimmt“ war. So war der Archidiakonus stofflich dem Sohne vorangegangen, aber in der Haltung entgegengesetzt. Im Blick auf Blumhardt scheint es angebracht, einmal zu besprechen, was Religion sei. Im Umkreis des Sohnes Vischer ging es wohl nach dem Zweizeiler der Olympier von Weimar: „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat auch Religion; wer dieses beiden nicht besitzt, der habe Religion“ (Goethe in Zahme Xenien VI). Das heißt im Sinne Schillers und Goethe: Wer mit Kunst und Theater lebt, wer in die Geheimnisse der Natur wie Geschichte und der Schönheit schaut, der kennt auch Andacht und Haltung; wer diese Verbundenheit mit dem Weltgeist nicht besitzt, der habe wenigstens Frömmigkeit mit moralischer Gemeinschaft.

Beide, Schiller aus seinem schwäbischen Elternhaus und Goethe bes. durch die Frankfurter Begegnung mit Susanne von Klettenberg kannten den Pietismus und setzten ihm Denkmäler (Pfarrer Moser in Schillers „Räuber“, Goethes „Bekenntnisse einer schönen Seele“), jedoch erhoben sie sich über ihn. Wie die drei Ludwigsburger Mörike, Vischer und Strauß steht auch Blumhardt Wissenschaft und Kunst (vor allem Musik) nicht fern. Aber wie Schleiermacher in seinen berühmten „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ (1799) aus seiner Herrnhuter Verbundenheit und Berührung mit dem Unendlichkeitsgefühl der Romantik lehrte: Religion ist weder Wissenschaft noch Moral, sondern schlechthiniges Abhängigkeitsgefühl, war Blumhardt höher als von der Dreiheit Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst über die Bibel von Gottes Offenbarung betroffen und erhoben. Diese Betroffenheit bedeutete gleichzeitig Sinnesänderung und sittliche Kraft. Gemeinschaft der Erbauung und geistig-seelischen Austausches, von der Schleiermacher seinen Kirchenbegriff bestimmen ließ – von Zinzendorf her: Ich statuier kein Christentum ohne Gemeinschaft -, pflegte Blumhardt als brüderliches Gebet. Es ging um mehr als um Betroffenheit in geheimnisvoller Natur und erst recht in der rätselvollen Geschichte, um Freudenvolleres als um Erbauung durch Ideenschwung und Kunst – welche leider die drei genannten Freunde nicht vor Verbitterung bewahrten. Nicht die häufig verspottete „Pietisterei“, sondern Blumhardts Verbundenheit mit der Heiligen Schrift wie gegenseitige Seelsorge war das Bezeichnende seiner Haltung und überbot die klassisch-romantische Bildung innerhalb des christlichen Abendlandes durch den Anschluß an Jesus und seine Jünger.

Der Prozeß gegen den Reutlinger Brehm

Der Reutlinger Geistliche Brehm wurde im Herbst 1828 abgesetzt und in Untersuchungshaft genommen. Zu Tübingen wurde er in einem aufsehenderregenden Gerichtsverfahren des „Verbrechens wider die Sittlichkeit“ (Geschlechtsverkehr mit der Dienstmagd) und des Mordes – bzw. der Beihilfe – am Neugeborenen außerehelichen der Haushälterin angeklagt und verurteilt. Der Prozeß war natürlich über Wochen hin Stadtgespräch. Erst recht müssen sich die Stiffler über die Entwicklung als eines der Ihren ausgetauscht haben. Die Rechtserkenntnisse bestätigte das Stuttgarter Obergericht. Der König hat dem Täter wegen Vorsatz die Todesstrafe mit dem Schwert nicht gemildert: „so betritt heute ... der Kindsmörder das Blutgerüst, als ein furchtbares Beispiel, wie tief der Mensch sinken kann...“ (Schluß von Blumhardts Aktenzusammenfassung S. 7f). Drei Tage später war in der Schwäbischen Chronik schon zum Kauf angezeigt „Die aktenmäßige Beschreibung des ... an einem neugeborenen Kinde verübten Verbrechens der Tötung“.

Am 5. Januar 1790 als Sohn des Chirurgen in Neuenstadt geboren, hatte Joseph Brehm nach guter Vorbildung das Stuttgarter Gymnasium zwei Jahre erfolgreich besucht (1805-078); auch ein Geschichtsschreiber dieses Gymnasiums (Schanzenbach) gedenkt seiner als eines hoffnungsvollen Schülers. Als fleißiger Tübinger Stiffler erwarb er sich nach abermals zwei Jahren den philosophischen Magister. Mit trefflichen theologischen Examen war er nach seiner Vikarszeit (1812-16) Reutlinger Geistlicher geworden. Der Subdiakon (=Stadt-Unterpfarrer) wurde 1818 zugleich „Schulkonferenzdirektor für den Talbezirk“, d.h. er war ebenso der Aufsichtsbeamte des dortigen Schulwesens. Der Mann war also fleißig und tüchtig, dazu allerdings unglücklich – augenscheinlich bis zur Beschränkung klaren Überlegens.

Im Juni 1821 hatte Brehm die Reutlinger Pfarrerstochter Regina Elisabetha Camerer geheiratet, sich jedoch im Januar 1825 von ihr scheiden lassen – sie warf ihm Geiz vor und verheiratete sich, indem sie nach Brehms Hinrichtung als Witwe galt, mit einem Sohn des Reutlinger Gymnasialdirektors, Pfarrer Joh. Georg Ludwig Baur (1803-1860), in dessen zweiter Ehe. Brehms Haushalt führte die Dienstmagd Kohberger. Das Kind lag nach siebzehn Lebensstunden erwürgt auf dem Dachboden des Pfarrhauses.

Die Aufmachung als Moritat

Die in ihrer Haltung beachtliche Flugschrift Blumhardts über Eindrücke am Blutgerüst ist äußerlich wie eine Moritat aufgemacht. Das Wort gab es allerdings erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Bis heute ist seine Bildung noch ungeklärt. Man vermutet Anlehnung an Mord und an Attentat, vielleicht gleichfalls Herkunft vom lateinischen Wort für sterben und Tod (moriri, mors). Inhaltlich kennt man den Begriff, weil die letzten Jahrmarktssänger, mit einem Stock auf – im ganzen greuliche – Hängebilder zeigend, noch in unserer Jugend gab oder jetzt in Gegenden Europas, wo die Menschen noch nicht überwiegend vom täglichen Zeitung-Lesen und Rundfunk-Hören erfaßt sind. Denn es handelt sich um Ausläufer der mittelalterlichen Nachrichtenverbreitung im breiten Volk. Heutige Nachahmung des

Bänkelsangs aufs Vereinsfesten oder etwa am Polterabend einer Hochzeitsgesellschaft führt leicht zu einem groben Mißverständnis. Die echte, stehend von einer kleinen Bank heruntergesungene Moritat dient wohlgerne nicht zuerst der Belustigung, sondern dreht sich um Schrecken – wonach freilich viele Leute nicht weniger Verlangen haben. Bei den vorliegenden „Gefühlen“ geht es nicht um schreckliche des Verbrechers bei den letzten Schritten aufs Gerüst der Hinrichtung, sondern um die Empfindungen der Zuschauer angesichts der Enthauptung. Das Wörtlein „heute“ („so betritt heute ... der Kindsmörder“) scheint anzudeuten, daß die beiden Bogen bis zum 29. Juli abgefaßt und vervielfältigt, von Mittelsmännern des Verlages so verkauft wurden, wie der Moritaten-Sänger gewöhnlich durch Angehörige seine in Bild und Sang kurz vorgeführte Schreckensgeschichte nach dem Vortrag seiner Reime in ausführlicherer Prosa ausbot, wobei üblich der gehörte Liedtext das Heftchen schloß. Das ergab die eigentliche Einnahme des Schaustellers, der sich zu seinem Zwecke eben irgendwo seine Hefte ohne nähere Angaben billig drucken ließ. Dann ist auch nicht unwahrscheinlich, daß unsere Druckschrift aus Reutlingen kommt. Vielleicht stammt sie von dem vielseitigen Buchhändler B.G. Kurtz und stellt Blumhardts erste Verbindung mit seinem Verlag dar? Doch sind das reine Vermutungen. J.G. Fleischhauer, dessen später gedruckte und verlegte Taschenbibel Blumhardt wahrscheinlich benutzte, wäre auch eine Möglichkeit. Dieser Verlag war leider an den Raubdrucken von Blumhardts Paten Schmieder beteiligt. Ebenso wäre Annahme, daß Blumhardt wahrscheinlich für den Erstling kein Geld erhielt; es geht ihm später nie darum. Mehrere seiner Werke hat er bei Kurtz in Reutlingen erscheinen lassen.

Wie üblich zeigt die Titelseite des unbekanntes Verlags einen Holzschnitt. Man kann ihn handwerklich nicht hervorragend nennen, aber sein Inhalt erklärt auf der oberen Seitenhälfte die Sache sehr deutlich. Das Schafott beleben vier vergrößerte Hauptpersonen. Schablonenhaft hält in der Mitte der eine der Henkersknechte mit aufgekremelten Ärmeln das blutströmende Haupt über dem Rumpfe des auf dem Stuhle Festgebundenen. Weiter vorn zeigt rechts der Jugendlichere – gleichfalls in Hemdsärmeln – das mächtige Schwert. Links reckt sich nach vollbrachter Tat der Henker, die nackten Arme verschränkt. Als Vordergrund sieht man von hinten die Hüte der uniformierten (Vischers Lied:) „Schandarmenscharen“. Links der viereckigen, auf Böcken hochgestellten Plattform steht der zur Hinrichtung Bevollmächtigte oder Sprecher, beide Arme in bedauernder Rednergeste weit ausgestreckt. An beiden Seiten und jenseits des Bohlentisches gewahrt man die Menge Kopf an Kopf; von rechts zeigt ein ausgestreckter Arm mit Zeigefinger in Richtung des Schwertes auf den Hingerichteten. Am Horizont ragt hinter dem linken Hügel wie von der Reutlinger Marienkirche die Kreuzblume einer Turmspitze hervor. Nach dem marktschreierischen Titel laufen die nächsten Seiten in unerwarteter Fortsetzung.

Der Verfasser beginnt mit seinem Gedicht, das – wie gesagt – gewöhnlich am Schluß eines solchen Heftes steht. Die zehn Strophen „Am Hochgericht“ enthalten volkstümliche Sprache, sogar so Holpriges wie im Bänkelsang. So werden um des Reimes und Rhythmus willen altertümliche Formen wie „eingesetzt“ – „verletzt“ (4. Str.) gebraucht oder gleich in der zweiten Zeile die treuherzig verstärkende Wiederholung „stumm und schweigend zieht zum Hochgericht...“. Sie braucht keine sinnlose Verdoppelung zu sein, sondern kann neben der verständlichen Stummheit des Belasteten meinen, daß er auf seinem schweren Gang nichts auf möglichen Spott und Hohn (vgl. 6 Str.) aus der

Spalier bildenden, einst unter der Kanzel gesehenen Menge antwortet. Während sich bei Vischer der übliche Vers mit vier Betonungen findet, hat Blumhardt fünf in jeder der vier Zeilen einer Strophe. Sie wechselt zwischen (nicht immer reinen) zweisilbigen (sogenannten weiblichen in der ersten und dritten Zeile) und einsilbigen Reimen, schließt immer männlich fest – wie von Sängern einschließlich Vischer vorgemacht – mit stark betontem, fünfmal sogar einsilbigen Wort. Das Ganze hat aber durch die Fünzfahl der Betonungen einen schwebenden Klang und gar keinen ironischen oder parodistischen Finger. Darin liegt der unüberbrückbare Unterschied zum Bänkelsang und erst recht zu des Gegenspielers Leistung, die sich in großer Empörung trotz aller Beteuerung des eignen gebrochenen Herzens, der Seufzer bei der begleitenden Geistlichkeit und der Tränen des „armen Publikums“ im Grunde lustig macht und so den Weg zur heutigen Bänkelsängerei der besseren Gesellschaft einleitet. Vischer läßt sogar den jüngsten Hinrichtungshelfer bleich werden und schildert in seinen fünfundvierzig Strophen nicht nur den genauen äußeren und inneren Lebensgang Brehms, seine Dienstorte wie seinen fleißigen und geizigen Charakter und die unglückliche Ehegeschichte, sondern auch die Hinrichtung so genau – und so schrecklich wie unser Holzschnitt -, daß man meint, er sei dabeigewesen. Laufbahn und Wesen waren bis in die Einzelheiten gerichtts- und stiftsbekannt; was hervorgehoben wird, ist jedoch die Tat des jeweiligen Dichters. Ohne daß man Blumhardts Werk als Gegenzeichnung beweisen kann, lassen doch schon die anerkennende Erwähnung der „edlen Gaben“ (Str. 3) oder die selbstverständliche Hervorhebung des Geizes (Str. 5) u. 8 und Prosaausführung) die Kenntnis der entsprechenden Darstellung Vischers vermuten. Nur ist sein kleines Werk mit dem Anfang „Sonne, berge ((statt des harten „birg“)) dich mit deinem Strahle“ hinter aller dem Marktschreier ähnlichen großen Geste und durchgehenden Entrüstung aus einer echten Trauer geboren.

Die seelsorgerische Darstellung

Wir haben schon erlebt, daß Blumhardt in seinen Stiftssemestern für Übeltäter wie den Stubendieb keine Verachtung und statt trotziger Ersatzforderung Mitgefühl und Verständnis zeigte, so wie er gegen eines andern Stubenkameraden Hochmut und Lügen sich empörte und mit dessen armen verlassenen Mädchen nur Mitleid haben konnte. Wenn er selber nicht schon in ähnlichen Umständen (Geldnot) steckte, versetzte er sich in solche und sah stets die Gefahr für Auswuchs eigener Neigungen. Er ließ sich das schlechte Beispiel allein zur Wahl des Besseren dienen. Gleiches leuchtet aus seinen Berichten an seinen Freund Mörike vom Selbstmord eines ehemaligen Seminaristen. Wie gefährlich konnten nicht unsern Freunden niederdrückende Stimmungen werden? Die Namen der Verunglückten haben wir damals nicht genannt und unterlassen sie auch hier. Beide Male waren es Pfarrerssöhne. Und bei Brehm handelt es sich sogar um einen Geistlichen im Amt.

Das mußte ja die Teilnahme der Stiffler erregen, daß der Hingerichtete ihre bisherige Laufbahn durchmessen hatte, und zum von ihnen erstrebten Berufsstand gehörte. Blumhardts Jahrgang stand in den Gerichtsmonaten in der Vorbereitung zur Ersten Dienstprüfung, also kurz vor der Entlassung in Brehms Tätigkeit auf Kirchenkanzeln und Schulklassen-Katheder. Freilich scheuten sich manche vor diesen Aufgaben, und unter anderen haben aus dem nachfolgenden Blaubeurer Jahrgang Vischer und Strauß den Kirchendienst verlassen. Ihnen konnte Brehms Versagen nur als Hilfe zu solchem Weg dienen. Im Bänkelsängerlied Scharnmayers fallen hochmütige Hiebe gegen die Geistlichkeit

ab. Blumhardt dachte nicht im geringsten an so etwas und von seinem künftigen Amte außerordentlich hoch. Um so schwerer mußte für ihn die Auseinandersetzung um diesen „Fall“ und des Überwinden sein. Man spürt sie nach dem Hinweis auf die irdische und auf die zu fürchtende ewige Gerechtigkeit in den beiden folgenden Strophen:

Er, den sich der Höchste ausersehen, Dem er edle Gaben viel verlieh'n, Daß er mög' voran als Hirte gehen, Seelen für den Himmel einst erzieh'n,
Den der Herr als Beispiel eingesetzt – Statt daß der mit Tugend ging voran, Hat er schwer der Menschheit Recht verletzt Und ging Selbst des grellsten Lasters Bahn.

Scharf und umfassend sieht er mit der nächsten Strophe das Verbrechen:

Eine Bahn, von der er abgemahnet In dem Gotteshaus, durch ihn entweiht, Wo er Geiz und Wollust oft geahndet Mit dem Heuchlermunde ungescheut.

Und bei allem Jammer kann Blumhardt dem Verlauf zum bitteren Ende nur zustimmen. Keinem Moritatenschreiber war ein anderer Schluß möglich und erlaubt. Während Vischer mit einem ein wenig blinzelnden Auge schließt „O verehrtes Publikum, Bring' doch keine Kinder um“, bestätigt die Flugschrift im Schlußsatz noch der warnenden Stimme des Gewissens und der strafenden Hand der Obrigkeit Entwicklung „in einem zügellosen Leichtsinne“ zu Verbrechen und Taten, „Welche nur durch den Ausschluß des Verbrechers aus der menschlichen Gesellschaft gebüßt werden können“. Zudem hatte der Angeklagte die Maßstäbe des Urteils selber auf der Kanzel hochgehalten- Die letzte Strophe von Blumhardts Gedicht leitet ernsthaft mahnend – Vater Vischer fällt ein – zu einer Ansprache über:

Aus des Frevlers Blut, das jetzt in Strömen aus dem Rumpf, zur Erde sich ergießt, Mögt ihr diese Warnungs-Stimme' vernehmen, ((auf)) Daß daraus noch Besserung ersprießt.

Er wünscht der Menge der Schaulustigen, die sich schauernd vom Anblick abwendet, das innere Ohr geöffnet. Die „Ermahnung ((der Leser)) und Betrachtung des Unglücklichen“ (Überschrift für S. 5-8) richtet sich in sechs Absätzen immer auf ein Bibelwort aus. Die Hinleitung vom Herzenseindruck der Begabung, der Tat und der Hinrichtung gipfelt im Prophetenwort „sie sehen mit sehenden Augen nicht!“ (Anm.: „Vgl. Jes. 6, 9f; Matth. 13, 14f“). Im Hauptteil unterstreicht der erste der vier Abschnitte, „daß wir alle aus sündlichem Samen gezeugt und geboren“ sind, und schließt mit der Frage: „Dürfen wir da nicht die Worte des Apostels beherzigen: ‚wer sich läßt dünken, er stehe wohl zusehen, daß er nicht falle?‘“.

Der nächste Absatz mit dem Beispiel der Dankestränen eines angesehenen, reichlich hart erzogenen Mannes für Bewahrung vor möglichem Vatemord (Blumhardt könnte ihn in der Korntaler Gemeinschaft oder sonstiger Stunde gehört haben) endet mit dem Hinweis: „wie müßte sich nicht auch jetzt noch die unter dem Gerüst versammelte Volksmenge verlaufen, wenn Jesus aufträte und sagte: ‚wer von euch sich ohne Sünde weiß, der werfe den ersten Stein auf ihn!‘“ Der folgende Untertitel packt die Frage nach dem eigentlichen Antrieb und wird psychologisch zum Höhepunkt.

Während nämlich sonst nur von Hochmut, Geiz und Wollust gesprochen wird – so auch Blumhardts Anfang, die letzteren Laster geißelte sein Gedicht -, stößt er hier nach der Behauptung: wir sehen nicht, daß auch unser Herz die Keime zu jenen Lastern in sich trägt und daher zu ähnlichem Verderben, zur Vermutung durch, daß „der Gedanke, Ehre, Stand und Wohlsein zu verlieren“ unsern „Unglücklichen“ zur Tat verführte und darum auch unsereiner keineswegs durch den „Damm der bürgerlichen Ehre und des äußern Wohlstands“ vor schrecklicher Tat mit dem Gefühl der Verworfenheit und vor dem letzten Gericht geschützt ist, vielleicht das Wort des Apostels durch alle Adern dringen sollte: „schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern“. Im vierten Absatz gipfelt die Bußpredigt: Von der Bergpredigt her, die Verachtung des Bruders schon des höllischen Feuers schuldig spricht und den begehrlchen Blick auf ein Weib Ehebruch nennt, ist zu erwägen: Wenn „dieser Ehebrecher und Mörder noch an seine Brust geschlagen und geseufzt hätte ‚Gott, sei mir Sünder gnädig‘, wie leicht könnten wir ((Überheblichen und Sicheren wegen unsere sündigen Gedanken)) noch das Schreckensurteil hören müssen: ‚er ist gerechtfertigt vor euch!‘“. Nach diesen vier Gedankengängen oder Anrufen schließen die Betrachtungen: „in seinem Gericht auch unser Gereicht erkennen“ und, wenn wir „Buße getan und im Glauben an den Gekreuzigten ((wie bisher Leitworte die vorausgehenden letzten vier Worte gesperrt) Vergebung“ erlangt in der Gnade Gottes gewonnen“ haben, gilt angesichts des Richtplatzes vor Reutlingens Toren Röm. 11, 22 vom Ernst und der Güte Gottes. – Nach einem Schlußstrich wird die erwähnte Aktenzusammenfassung und Rechtmäßigkeit des Urteils vorgeführt.

Blumhardts Einsicht und Absicht

Es ist reizvoll, zu erheben, welche Rolle die Vernunft in Blumhardts Erstling spielt. Verfasser und Leser kommen aus einem Zeitalter, welches das Vernünftige über alles pries. Alle wuchsen, die Tübinger von Strauß und Vischer geführt, in ein Zeitalter zersetzender Kritik, weil uns die Vernunft aufs Unzuverlässige aufmerksam macht. Auch Schartenmayer hält noch nach der Geburt mangelndes Besinnen vor: „Brehm nun hätte diese Sachen Alle können anders machen, Wenden ab den bösen Schein; Geiz schlug ihm die Augen ein. – Geld, das ging ihm übers Leben, Keinen Kreuzer Geld ausgeben Wollte der verstockte Mann –,; denn mit Geld versucht die Welt moralische Unfälle zuzudecken. Blumhardt nagelt genauso den Geiz fest, redet aber die „Brüder“ an und sieht fast einen Mythos beim Sieg über die Vernunft (Str. 7 u. 8):

Brüder, seht! So können Menschen fallen, Wenn einmal das Böse hat gesiegt, Wenn der Leidenschaft, die in uns allen Waltet, die Vernunft einmal erliegt. – Geiz und Wollust hatte überwogen In dem Frevler, der jetzt büßet dort, Fort ward er durch Leidenschaft gezogen Bis zur grellsten Tat: zum Kindesmord.

Blumhardts Einsicht ist die tiefere. Mit psychologischer Schulung hat er sogar das falsche Ehrbewußtsein in Brehms Handeln herausgehoben. So werden Prüfung und Wissenschaft von ihm geschätzt. Sie dienen eben nicht bloß zum Finden des Fragwürdigen und, wo man keine höheren Wahrheiten mehr glaubt, zum Zerstören der frommen Mythen, sondern eher zum Aufklären des Schwer-Verständlichen und zum Überwinden von Widersprüchen gegen das hochgehaltene Heilige.

Beide Male – ob zersetzend und zerstörend oder erklärend und verteidigend – liegt dem Gebrauch der Vernunft und Wissenschaft ein vorausgehender Willensentschluß zugrunde. Er ist rätselhaft.

Blumhardt behauptet für ihn Freiheit. Er richtet sich nach des Apostels Mahnung vom vernünftigen Gottesdienst, von der Erneuerung des Sinnes und der Prüfung „was Gottes Wille ist, nämlich das Gute und Wohlgefällige und Vollkommene“ (Röm. 12, 1f).

An Blumhardts Sprache und theologischer Haltung fällt zuerst auf: Er spricht in Übereinstimmung mit seinen Gemeinschaftskreisen. Deren Einstellung ist dem damaligen württembergischen Volk so vertraut, daß heutige Empfindung „zuviel Bibel“ schlechterdings als für Blumhardts Leser verkehrt anzusetzen ist.

Auch hat unsere Zusammenfassung mehr seine Sätze gekürzt (was bei deren Fülle und Gedrängtheit schwer genug, aber das Gewicht der Bibelsätze verstärkt) als die Anführungen Heiliger Schrift.

Theologisch betont er zwar zuerst die Buße, hält sich jedoch in seiner Kurzfassung der Rechtfertigung geschickt von Werkgerechtigkeit und Eigenverdienst fern – eine Leistung, die wenigen gelingt, am wenigsten Jugendlichen mit ihrer idealen Gesinnung. Im völligen Unterschied zur Verkündigung auf der Kanzel wird der Bibelspruch (wie neuerdings nicht selten in Rundfunk-Andachten) an den Schluß gestellt und so nicht entfaltend ausgelegt, sondern von vornherein verständlich gemacht. Gedanklich und verschiedentlich auch sprachlich – besonders gegenüber dem heutigen Luthertext – paßt sich

sein Anführen der Ansprache ein, die außer den beiden genannten dem Leser nicht die übrigen Bibelstellen angibt (Jesus in der Geschichte von der Ehebrecherin Joh. 8,7, in der Bergpredigt Matth. 5, 22 u. 28 und im Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner Luk. 18, 13f; Paulus 1.Kor. 10,12 und Phil. 2, 12). Das Bibelwort hat den hohen Wert des schon für Blumhardts Jugend maßgebenden Biblizismus.

Die Sprüche bekommen auch in der Gestaltung hohen Stellenwert: Wie im Deutschen der Hauptton am Satzende liegt, gibt jedem Spruch die stete Schlußfügung den Hammerschlag, der den Nagel ins Gewissen treibt. Und das vor allem zeichnet Blumhardts Haltung aus: Es wird nicht von hoher Kanzel herab andern gepredigt, sondern der Sprecher hat sich zuerst untersucht und stets eingeschlossen.

Auch die bitterste Klage steht im Wir des Gedemütigten: „noch immer hören wir fast nichts als Verwünschungen über den Verbrecher“, und sie ist derart eher Trauer und nicht Anklage aus dem Munde Sicherer und Unbußfertiger. Wenn Blumhardt mit dem ersten Schriftsteller-Einsatz seinen

kommenden Berufsstand verteidigen wollte, so steht dieser Antrieb höchstens im Hintergrund, so wichtig für ihn selber das Verarbeiten des schweren Anstoßes an einem Amtsbruder gewesen sein mag. Er ist der mit dem Unglücklichen Leidende und die Verkehrtheit der Menge auf sich selbst

Nehmende. Wo er zur Mahnung aus der Wir-Gemeinschaft in die unmittelbare anrede hinausgehen muß, spricht nicht er, sondern führt er ganz ungesucht Jesu oder des Apostels Ausspruch an.

Umkehr ist (mit meinem Lehrer Julius Schniewind) große Freude; lassen wir das unangenehm klingende Wort „Buße“! Was Blumhardts Kampf mit dem Prozeß und seiner Wirkung zeitigte, was er Brehm nachrief wie der Leserschaft zurief, kann man mit Goethes berühmter Fassung eines hellen Menschsein sagen: „Stirb und werde!“ Das ist bei Blumhardt der Grundklang seines Lebens und aller

Arbeit geblieben. Er läßt sich sogar noch bei seinem Sohn Christoph hören, dessen Leitsatz in der Botschaft seines Zweiten Wirkungsabschnitts bekanntlich hieß: „Sterbet, so wird Jesus leben!“ Die Ergänzung beim jüngeren Blumhardt aus dem Vater Wichtigen war der Anruf des dritten Abschnitts:

„Ihr Menschen seid Gottes!“

Beleuchtung als Vorspiel

Betrachtet man Blumhardts Erstling als richtungsgebend für seine Laufbahn und blickt ebenso auf seine Mitstudenten, so lassen sich schon wesentliche Grundzüge erkennen. Mörike brachte ein stärkeres Schönheitsgefühl zum Dichten, Vischer eine größere Skepsis zur Erfahrungswissenschaft – selbst in der Ästhetik, Strauß die Philosophie zur Glaubenskritik: alle drei gingen am theologischen Scheidewege abseits. Blumhardt blieb beim vorgeschriebenen Studium und wurde vor der Verzweiflung bewahrt, die im Zeitgeist steckte. Denn zum Beispiel ihr Zeitgenosse Adalbert Stifter, dem der malende Blick und große Liebe zur Klassik eigen waren und der über das Jahrhundert hin ein noch größerer Vertreter des Humanismus als jene drei wurde, konnte sich – ohne daß wir solche vorwerfen, im Gegenteil sind wir angesichts der Leiden erschüttert – nicht vorm Lebensüberdruß retten. Blumhardt bleibt bei seinen Grundwissenschaften der Sprache und des Geistes, ohne jedoch eine zum Sonderfach zu erheben (daher in keiner ein Führer, aber schließlich doch ein Förderer). In Theologie und in Psychologie besitzt er mindestens das gleiche Rüstzeug wie andere. Und mit ihm wird er der große Seelsorger. Fast wie jene Außenseiter schlägt er nicht die eigentliche Kanzellaufbahn ein, sondern betätigt sich ebenfalls volkserzieherisch außerhalb ihrer. Es treibt ihn nicht weniger ein besonderer Geist, der sich in dem Weg eines kirchlichen Beamten nicht gängeln lassen wird. Seiner Eigenständigkeit noch unbewußt, schickt er sich während der Veröffentlichung seines Erstlings bewußt und willig an, in den Pfarrerstand zu treten, d.h. in den kirchlichen Dienst an der christlichen Gemeinde und allmählich in die Leitung einer örtlichen. In ihr stand damals der Geistliche noch ohne wesentliche Mitregierung von unten: die heutigen Körperschaften der Gemeindevertretung gibt es bekanntlich erst seit Mitte des Jahrhunderts. Seine innere Berufung trieb Blumhardt schon auf zwei neue Wege, die sich im 19. Jahrhundert von der Gemeinde und ihren Vereinigungen her bildeten: in der ersten Hälfte wird in Deutschland ohne Mitwirkung der Kirche der Missionar groß, gegen Ende der Evangelist. Beide neutestamentlichen Ämter scheinen von Christoph schon am Ende seines Studiums vorweggenommen und werden tatsächlich einmal, ohne daß er selber es jetzt kaum ahnen kann, erfüllt. Vischers und Straußens Angriffe wirken allerdings zunächst bestechender, Mörikes Werk überragender, aber auch Blumhardt kann sich als Schriftsteller sehen lassen.

Die Anfängerarbeit ist im Grundriß und in der Gliederung schon meisterhaft. Dazu kommt die breite Volkstümlichkeit seiner Ansätze und große Geschicklichkeit im Vortrag. Das Überraschendste ist, wie er eine volksbekannte niedere Form zur andringenden Verkündigung benutzt. So hat Luther, wie man sagt, sein Weihnachtslied „Vom Himmel hoch“ nach einem Kinderreihen gesungen und die Engelsbotschaft, das Evangelium, ebenso die Anbetung in die kindlichste und einfachste Form gebracht und von einem beim Volk verbreiteten Singsang tragen lassen. Ausgezeichnet schließt sich Blumhardt mit der Möglichkeit zum Verbrecher (sie bekannte auch Goethe) und mit dem gewöhnlichsten Leser zusammen und achtet ihn so hoch, daß er ihn nirgends bevormundet. Er sucht die breiten Volksschichten in ihrer Erwartung auf und greift gerade dort an. Man kann Blumhardts Botschaft leicht als altmodisches Predigen, als überholz abtun. Dann übersieht man zweierlei: Die

Form ist nicht konservativ, sondern hier ist Bänkelsang sehr wendig missionarisch verwandelt. Und wohin führte der Geist der Zeit? Bei der Moritat war die Hauptsache, man zog in der letzten Strophe eine unanstößige „Moral von der Geschichte“; vorher kann man dann sehr gut zensurgeschützt deutlich Kritik an politischen und an sozialen Zuständen anbringen. Man kam sich fortschrittlich vor. Ob auf diese Weise ein Fortschritt zum Besseren erreicht wird, ob nämlich die Parodie zum Aufbau einer besseren Gesinnung hilft, erprobt unsere Gegenwart genügend. Jedermann kann beurteilen, wieviel beim bloßen Kritisieren und nicht sich selbst, sondern immer nur die andern für reformbedürftig Halten herauskommt. Blumhardts Versuch der Wendung ins ernsthafte, letzte Gericht ist demnach noch heute sehr lehrreich. Eine Besonderheit ist der Anschluß an Greuel. Schon beim Knaben fiel auf, daß ihm fürs Leben solche bei Stuttgarter Soldaten (Spießrutenlaufen) unvergeßlich blieben. Nun ist Grausamkeit ein Grundzug jedes Volkes in Mythen und Märchen und den alten Heldensagen, nahezu ein Bedürfnis im Menschen, kommt nicht zuletzt auch in der Bibel vor. Blumhardt hat – wohl mehr unbewußt als bewußt – sich auf diese breite Empfangsseite eingestellt. Stark entwickelt sich die Greuel- und Schauderliebe in der Masse. In ihr wird der einzelne anzusprechen versucht. Wie die antike und klassische Tragödie – „durch die Erregung von Mitleid und Furcht die Reinigung bewirkend“ (Poetik des Aristoteles) – hält unser Verfasser gerade vor schaurigen Taten des Menschen für erschütternder und meint, ihn zu Urteilsvorsicht, zu Verständnis und zu besserem Streben bewegen zu können. Auch sein nächstes Werk – zehn Jahre später die „Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden“, deren erste fünfzehn Jahrgänge er allein schrieb zur Hilfe für seine Amtsbrüder, wenn sie für Unterstützung der Äußeren Mission werben wollten – war nur möglich, weil das Verlangen nach Sensation und Nachrichten aus aller Welt vorliegt, der Schriftsteller daran anknüpfte und es nebenbei von seiner Arbeit weithin befriedigt wurde. Und übrigens sein nächstes kleines Werk – der im allgemeinen gleichfalls unbekannt Aufsatz für die Jugend „Die Erscheinungen des Lichts“ (1841) – knüpft die Erbauung an reine Erfahrungswissenschaft, die Vischer allmählich leitete und erst recht neuere Theologie (Rudolf Bultmann) bestimmen wollte.

Wir brauchen am Vorspiel den stärksten Ton, die ausgesprochene Christlichkeit, nicht zu betonen. Blumhardts Glaube war nicht sein Verdienst; „Gnade allein“ ist auch Leitbegriff in seiner (wie Zündel benennt:) „ersten schriftstellerischen Schöpfung“.

Was jedoch seine Glaubenshaltung auszeichnet (und bezeichnend für Blumhardt bleiben wird), ist die hervorragende Demut. Sein Zuruf geht weit über Vorsicht der Vernunft, er kommt vom Wort der Bergpredigt „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!“ – in jenem gerechten Gericht, das die Maßstäbe vom Angeklagten nimmt (Matth. 7, 1ff). Der Jahrmarktssänger mag sich noch so niedrig geben, im Grunde ist er sittlich überheblich – was selbst an Vischers gekonnter Nachahmung schreckt. Unser Autor stellte sich unter das Verbrechen an Gottes Gebot und an der von Blumhardt geliebten Kirche und suchte den Anstoß bei sich und schädliche Wirkungen im Volk zu überwinden. Es wurde ihm die Möglichkeit geschenkt. „Angst für alle, Hoffnung für alle, gegen die Sünde ebenso tiefer Abscheu als inniges Mitleid – so zeichnet sich hier der Jüngling und so kannten wir den Mann.“ (Zündel)

Kap. 4: Vikar in Dürrmenz (1829/30)

Der Lehrpfarrer

Die Kirchenleitung hatte für ihre Seminaristen das Tübinger Studium einige Zeit um ein Jahr verkürzt – so z.B. für Mörike -, weil Mangel an Pfarrernachwuchs bestand. Als Blumhardt vor neun Jahren in Schöntal „eingeliefert“ wurde, hatte sie einen so starken Jahrgang zusammengestellt, um weiteren Bedarf an jungen Stellvertretern zu stillen. Wie es öfter im Staat mit Vorausschätzungen allgemein und mit obrigkeitlicher Berufs-Anwärter-Planung geht: man verrechnet sich. Als unser Christoph sich zum Gemeindienst anschickte, hatte man mehr als genügend Bewerber. Wer hätte 1829 gedacht, daß er noch einmal neun Jahre auf die Anstellung als württembergischer Pfarrer warten müßte! Der Einstieg ins Vorbereitungsjahr verlief günstig. Er kam nämlich zu seinem (wenn auch nicht lang genossenen) Schöntaler Lehrer Gottlob Christian Kern. Ob der Tübinger Professor Friedrich Heinrich Kern, der Blumhardts Erste Dienstprüfung an erster Stelle abgenommen hatte, vermittelte, läßt sich höchstens vermuten; ebenso nicht feststellen, wieweit ein Begehren des Bruders gerade nach diesem Helfer gewirkt hat (der Vorgesetzte war ihm wohlgesonnen). Die Tübinger Stiftsakten vermerken, man habe einem Wunsche Blumhardts entsprochen. Es ist menschlich und anzuerkennen, wenn sich derart die Kirchenleitung um möglichst angenehme Dienstverhältnisse bemühte.

Der am 13. Januar 1792 als Pfarrerssohn geborne Gottlob Christian Kern, der die übliche württembergische Theologen- und Pfarrer-Ausbildung durchlief und dabei Stuttgarter Stadtvikar war (entsinnt sich etwa Blumhardt seiner aus dem letzten Gymnasialjahr?), war erst in Christoph letztem Schöntaler Jahr dort Professor geworden. Dann hatte er einen Schub mit ausgebildet (Herbst 1824 – 28), mußte aber den nächsten Jahrgang aus Gesundheitsrücksichten aufgeben. Im August 1829 wurde er zum Pfarrer von Dürrmenz mit Aufzug im Herbst ernannt und wegen Augenleidens und geringer körperlicher Kraft ihm ein Vikar zugesprochen. Für beide war das eine ehrenvolle Ernennung, da es sich nach der Seelenzahl um das größte Kirchspiel des Knittlinger Bezirks handelte. Im Neujahr-Gedicht, das Blumhardt, auf den Morgengruß der Schöntaler Studenten vor einem Jahr zurückblickend, mit neun langen Strophen „als Beweis seiner Liebe und Hochachtung dargebracht“ hat, klingt hindurch, daß der Abschied von Schöntal „die Wünsche Deines Herzens strich“, und es gipfelt in Ermunterung bei des Körpers Schwäche (vgl. 2. Kor. 12,10). Der damals Siebenunddreißigjährige hat keine fünf Jahre mehr wirken können und starb an Brustwassersucht (nicht zu verwechseln mit Lungenschwindsucht) am 5. August 1835. Neben der Dürrmenzer Kirche steht noch heute in Eisen das Kreuz, „errichtet von seinen Verehrern“ als „Denkmal der Liebe“. Die Bibel-Sprüche und Gedenk-Verse auf dem Sandsteinsockel deuten auf seine Predigt vom Heil allein in Christus und vom Blick in die ewige Herrlichkeit. Einen Jahrgang Predigten hat Blumhardts Mitschüler und Freund Wilhelm Hoffmann 1837 herausgegeben. Theologische Aufsätze waren früher erschienen. Geistliche Lieder hat Albert Knapp veröffentlicht. Da Kerns Frau Henriette geb. Nast die Schwägerin des Stuttgarter Oberkonsistorialrats Friedreich Gottlieb Süßkind (1767-1829) war, hörte Blumhardt manches Persönliche über den Vikarsvater. Außerdem war sie die Schwester von Wilhelm Nast; im Stift hatte Blumhardt mehrere Studenten dieses Namens erlebt, der nicht gerade glückliche Wilhelm kam ihm wieder durch seine Besuche in Dürrmenz nahe. Aber das Verhältnis war nun augenscheinlich kühl.

Anfang Oktober 1829 war die Familie Kern mit ihren vier Kindern ins Pfarrhaus gezogen, Mitte des Monats kam der Vikar dazu. Im November reiste Frau Pfarrer zur Beerdigung ihres Schwagers Süßkind (gest. 12.11.). Nach ihrer Rückkehr aus Stuttgart erfuhr Blumhardt am Familientisch soviel über sein Wesen und von seinem Ende, daß er sich allerlei davon aufschreiben konnte. Trotz beginnender Kälte und schneereichen Winters ergab sich ein gemütliches Leben. Die hungernden Vögel, die vor den harten Nächten „sich alle Abende vom Freien zwischen meine Fensterflügel flüchteten“, hat Blumhardt nie vergessen.

Der Ort

Wo die im Schwarzwald entspringende und nach Nordost sich schlängelnde Enz ihren ersten Bogen nach Süden schlägt, liegt die uralte Siedlung mit der Brücke zwischen Dürrmenz und Mühlacker. Schon die Römer hatten mit ihrer Straße von Pforzheim, der Schwarzwald-Pforte, zum Limes, dem Grenzwall gegen die von Nordost andrängenden Germanen, hier den günstigsten Übergang gefunden. Das Pfarrdorf mit Marktrecht erhebt sich auf der rechten Flußseite. Auf dem schmalen linken Uferstreifen schmiegt sich unweit von Mühlen die erste Häuserzeile des jüngeren Mühlacker an die Kalkstein-Felswand, auf der die Reste der ehemaligen Burg stehen. Wälder und Weinberge erh

hinter ragt hoch auf die
Kirche der Ursfarre, Andreas geweiht. Am Rand ihres Friedhofs, über Stufen zu ersteigen, steht (1710
staatlich erbaut) weithin sichtbar das Pfarrhaus – in dem Blumhardt tägliche Berufsbesprechung,
Verpflegung und sein Zimmer hatte.

hinter ragt hoch auf die Kirche der Ursparre, Andreas geweiht. Am Rand ihres Friedhofs, über Stufen zu ersteigen, steht (1710 staatlich erbaut) weithin sichtbar das Pfarrhaus – in dem Blumhardt tägliche Berufsbesprechung, Verpflegung und sein Zimmer hatte.

hinter
ragt hoch auf die Kirche der Ursparre, Andreas geweiht. Am Rand ihres Friedhofs, über Stufen zu ersteigen, steht (1710 staatlich erbaut) weithin sichtbar das Pfarrhaus – in dem Blumhardt tägliche Berufsbesprechung, Verpflegung und sein Zimmer hatte.

Die dienstlichen Aufgaben

Die erste Predigt als Vikar hielt Blumhardt am 18. Sonntag nach Dreieinigkei unter Matthäus 22, 34-46, wie er dreiundzwanzig Jahre nach Antritt seines Predigtamtes sich und die anfängliche Boller Gemeinde erinnert; als vorbildliches Beispiel erwähnt er eine sehr unter ihrem Manne leidende Dürrmenzer Frau, die von der Verkündigung her das Lieben lernte. Die wohl nächste Predigt in Dürrmenz sprach er am Mittwoch, den 28. Oktober, aus dem Abschnitt zu diesem Aposteltage Simon und Judä unter dem Satz Christi „Wer mich haßt, der haßt auch meinen Vater“ (Joh. 15,23). Ein Tagebuch-Rest beginnt mit dem Festhalten der Gliederung und fährt fort: „Nur die Hälfte war fertig, das Ganze extemporiert; vorher viel Angst, doch ging's ordentlich.“ So bedenklich oder gar bedauerlich schriftliche Ausarbeitung mangelt, schuf doch die freie Rede eine viel bessere Verbindung mit der Gemeinde als auswendig gelernte oder gar abgelesene Predigt. Das erfährt jeder Sprecher und Hörer. Blumhardt hat später meist die lebendige Verbundenheit gesucht und gehabt, gewöhnlich – ohne Namensnennung – einige Zuhörer besonders im Auge und Zuspruch. Oft hat er die Kinderlehre. Die meisten Predigten hielt Pfarrer Kern selber, bei einigen Blumhardts war er dabei. Für beide gilt: Obwohl der altehrwürdigen theologischen – Blumhardt auch den Anfängen psychologischer – Wissenschaft verbunden und gleichfalls künstlerischer Sprache mächtig, befeißigen sie sich volkstümlicher Redeweise und fußen unmittelbar in der Schrift. Kerns nachgelassene Predigten sind aus vielen Jahren gesammelt und enthalten Stücke, die Blumhardt in Dürrmenz hörte. Er hat sich Inhaltsüberblicke im Tagebuch aufgezeichnet. Nach Hoffmanns „Vorwort“ (1836) bezeugen sie „die ewige Wahrheit, von einem hellen Geiste klar aus der Schrift geschöpft, in stiller Lebenserfahrung bewährt, mit den eignen Worten der Schrift in schmuckloser Einfachheit wiedergegeben.“ Das Vorbild ist bei Blumhardt so stark erhalten, daß man seine Verkündigung stets mit den gleichen Worten auszeichnen könnte. Als Christus- oder Gottesnamen gebraucht Kern „Heiland“ gern. So verstanden sich auch innerlich beide völlig, obschon sich die Erscheinung des ersten Kranken von dem jugendlichen Vikar unterschied.

Blumhardt übernahm Erbauungsstunden im Rathaus, wurde freilich wegen seines Umgangs mit den Erweckten nach im Tagebuch vermerktem Gerücht beim Dekan als „Pietist“ verschrien. Kern hielt

solche Stunden, die allmählich auch die Äußere Mission berücksichtigten, ebenfalls in Mühlacker, und Blumhardt wird dort gleichfalls gesprochen haben. Zumindest begleitete er die Mühlacker Leichen zum dortigen Friedhof, da er an Amtshandlungen – schon aus Witterungsgründen – besonders Beerdigungen auszuführen hatte. In den Dürrmenzer Kirchenakten sind außer seinem Namen bei jenen keine besonderen Hinweise auf ihn aufgefallen. Abendmahl gab er vor allem Kranken. Taufen hatte er nicht wenige zu übernehmen – war dann öfter bei Taufschmaus. Im Frühjahr, als Pfarrer Kern an einem Halsgeschwür litt, mußte Blumhardt den letzten Konfirmanden-Unterricht erteilen. Das Tagebuch gibt außerdem Einblick in Schulbesuch beider Ortsteile und in Religionsunterricht dort. Neben all dieser Diensthilfe waren die hauptsächlichen Aufgaben des Vikars Krankenbesuche. Hier stehen im Tagebuch laufend Namen; die von anwesenden Kindern und von privater Seelsorge hat er sich ebenfalls festgehalten. Da war er zu Zuspruch und Gebet verpflichtet; mit beidem, besonders wenn er Ausweichen oder Widerstand fühlte und deswegen letzteres ihm schwer fiel, war er vorsichtig. Seine Freundlichkeit, ausgesprochene Leutseligkeit, war gern gesehen, und im Bemühen war er unermüdlich. Damit hat der Ernst des Todes, der jeweils die Familien belastete, ihn laufend geprägt – fast wie seinen leidenden Pfarrherren. Es berührt tief, wie damals die letzten Lebensstunden als die wichtigsten empfunden und von Groß und Klein Aussprüche aus ihnen weitergegeben wurden. Der Unterschied zu heute, wo das Sterben hinter Krankenhausmauern verschwindet, ist gewaltig. Ebenso atmet die damalige Gläubigkeit eine ganz andere Nähe zur erwarteten himmlischen Herrlichkeit.

Erlebnisse

Den schönsten Einblick in Blumhardts Tätigkeit, in sein damaliges Wesen und in das Werden zum Betreuer eines ganzen Dorfes gibt Hermann Gundert. Dessen Familie begegnete uns in Blumhardts Stuttgarter Jugendjahren, da Christoph in des Großvater Gunderts Volksschule ging. Der Enkel, Sohn des Stuttgarter Bibelsekretärs, war jetzt Seminarist in Maulbronn. Er besuchte das Dürrmenzer Pfarrhaus als „Tante“; durch Blumhardts Besuche im nächsten Jahr bei Gunderts Eltern lassen sich die unablässigen Beziehungen der frommen Stuttgarter Familien belegen. Verkehr zwischen dem werdenden und dem gewesenen Studenten tritt sofort in Blumhardts Tagebuch auf (28.10.1829): „Nach der Kirche traf ich Gondert (die alte irrtümliche Schreibweise) von Maulbronn, der brachte einen Brief von Ephorus Hauber, dessen Geometrie-Unterricht bekanntlich unter den Schöntaler Handschriften Blumhardts Leibbuch war. Wiederholte Begegnungen werden von Hermann in Briefen an die Eltern erwähnt. Nach Blumhardts Tod hat er den Hinterbliebenen eine zusammenfassende Erzählung geschrieben von Dingen, die sie vor ihrer Zeit und außerhalb des Ortes der Geschwister nicht wissen konnten; dieses Schriftstück dann von ihnen erhielt Zündel und der hat es als Hauptstück seines Dürrmenzer Kapitels verwertet, dabei die Klammer mit Erläuterung aus dem Schweizerischen hineingesetzt. Da wir sonst keine so lebendige und schöne Darstellung zustande bringen, rücken wir sie trotz der Länge hier fast ganz ein.

Wie im Nu hatte der junge Mann mein Herz erobert. Er machte Spaziergänge mit mir, erzählte natürlich auch von Tübingen, dem hochersehnten Ziel des Seminaristen; ihm selbst lag's ja noch nahe genug. Aber wie schwand es doch in den Hintergrund gegenüber seiner jetzigen Aufgabe!

Es war für ihn schwer, nur vors Dorf hinauszukommen. „Jetzt, da muß ich einen Augenblick hinein; weiß, ,s ist eine alte Kranke, die freut es so, wenn man ihr ein paar Wörtle sagt“, und damit hinein ins Häuschen und weitergemacht, bis mir die Zeit lang wurde. Herausgekommen entschuldigte er sich: „Weißt, die haben so viele Wiwile (das schweizerische Wehwehli?), da muß man sie auch anhören und darf nicht ungeduldig werden.“ Aber auch auf der Straße – wie manches Wort an den oder jenen, der nur so vorübergeht; es schien, als kenne er schon alle Bauern und alle kennten ihn. In andere Häuser nahm er mich auch mit und stellte mich als einen Jungen vor: „Der wird auch noch was, will's Gott!“ Mir war so etwas noch völlig neu: dieser Vikar schien den Weg zu den Herzen gar nicht suchen zu müssen; ohne den rechten Fleck. Es ging alles so menschlich zu und ohne selbstgemachte Steigerung, daß mir die Eindrücke unvergeßlich blieben. Dabei ging mir denn etwas von der Herrlichkeit des Predigerberufes auf; es war natürlich, daß ich möglichst oft Dürrmenz besuchte. Auf Bekehrung schien er gar nicht auszugehen, sondern setzte etwas wie guten Grund voraus (so wenig er auch dasein mochte), auf dem sich weiter bauen ließ.

Gerührt hat es mich, daß er Maulbronn nicht besuchte, ohne auch bei mir einzusprechen; das war allemal wie ein Lichtblick in das eintönige und doch zerfahrene Seminaristenleben hinein. Natürlich suchte ich auch die Gelegenheiten auszunützen und konnte ihm allerlei sagen, was mich drückte, erhielt auch immer den besten Bescheid. Kam ich dann hinüber, so konnte er mir dies und das aus Luther vorlesen; weiß noch, wie mich etwas darin so packte, daß ich den ganzen schweren Band nach Maulbronn heimtrug. Aber auch andere seiner Schätze standen mir zu Gebote, z.B. der Klavierauszug der „Zauberflöte“. Ein besonders netter Tag war Peter und Paul 1830; da predigte er so einfältig, daß ich dachte: so mach' ich's auch, wenn ich einmal meine erste Predigt halte (die aber freilich ganz anders ausfiel).

Die vielseitigen Erlebnisse deuten Blumhardts Tagebuch-Notizen an. Sie reichen bis zum Anteil an Frühjahrsarbeiten: welchen Tag im Pfarrgarten er Mangold säte. Wieviel er ursprünglich geschrieben hat, ist nicht auszumachen. Er faltete und schnitt sich sparsam aus einem Großeinkauf bezogenen Bogen Schreibpapier eine Lage in Handgröße und beschrieb die Seiten sehr klein und eng, durchschnittlich vierzigzeilig. Die Blätter liegen ungeheftet ineinander. Statt Seitenziffern steht rechts oben der Monat, der Rand ist ferner für Stichworte genutzt, den Fortgang weist das über die Abschnitte gesetzte Tagesdatum. Ob Zündel noch mehr Lagen benutzen konnte? Jetzt sind nur zwei vorhanden: Ende Oktober bis Ende November 1829 (mit noch fast fünf leeren Seiten), 6. Februar bis 21. März 1830 mit Abbruch mitten im Satz – die Fortsetzung fehlt. Und diese beiden Reste sind nur der Aufmerksamkeit Otto Bruders zu verdanken, der als Gatte einer Urenkelin Blumhardts die dreibändige Schweizer Ausgabe herausgab (1947-49, dritter Band auch 1968 als Taschenbuch). Er fand die vergilbten Blätter zu Zürich in antiquarisch erstandenen Büchern (aus Zündels Nachlaß?) und erkannte Handschrift und den Zusammenhang mit Blumhardts Dürrmenzer Jahr. Es berührt einen eigenartig, wenn man nach so langer äußerlich das Augenpulver, innerlich persönlichste Notizen aufnimmt. Doch diese Aufzeichnungen stellen keineswegs ein Tagebuch dar, wie man es vielleicht

erwartet. Der Pietismus hat – aus täglicher Verantwortung vor Gott – viel Selbstbeobachtung getrieben, damit unsern Begriff vom Tagebuch geprägt und mit entsprechenden Aufzeichnungen am wesentlichsten das Zeitalter der Autobiographie gefördert.

Dagegen bietet Blumhardts Niederschrift statt Seelenbetrachtung eher eine Chronik, aus Dienstpflicht und Amtstüchtigkeit geschrieben. Andere Menschen sind ihm wichtiger als das Selbst. Eindrücke ihres Menschentums sind des Tagebuchs wert, so gleich die Fahrt der Frau Pfarrer zur Stuttgarter Beerdigung Süßkinds und dann der Sterberbericht. Außer den genannten Inhaltsangaben von Predigten, den vermerkten Unterrichts- und Erbauungsstunden und den Namen aus der Krankenseelsorge oder von empfangenen Besuchen oder erlebten Begegnungen finden sich öfter kirchliche (bis Berlin) Nachrichten und viele vernommene Pietistengeschichten. Daneben Notizen der Geistesarbeit, auf die wir weiter unten eingehen. Merkwürdig sind Geistergeschichten. Auch kennt er abends ohne Licht auf seinem Zimmer „heftiges Gebet für meine Kranken“. Nur zweimal (am 23. u. 28.2.) stößt man auf die eigne Stimmung: „Abends wehmütige Erinnerungen an Tübingens Kinderstunden, beim Spielen jener lieblichen Kinderchoräle. Sehnsucht nach dem Tode, herrührend vom Gefühl meines Elends“ und „Große innere Unzufriedenheit über meine kirchlichen Verrichtungen.“ Diese Bemerkungen verraten uns den zuzeiten schwermütigen Hintergrund seines Gefühlslebens und die Ernsthaftigkeit seiner Selbstbeurteilung. Seine Haltung soll aus den letzten drei Strophen hervorleuchten von neun „Seiner lieben Mutter zum Trost“ vor einigen Monaten gewidmeten:

Laß dann kommen Qual auf Qualen, Hab' ich Jesum nur bei mir. Laß herein die Stürme fallen: Jesus steht vor meiner Tür! – O Herr Jesu, laß mich's merken, Daß du immer bei mir bist! Laß Dein Wort mich Müde stärken, Daß Du meiner nicht vergißt! – Dieses Wort laß nichts mir rauben! Wer's nicht hat, lebt elend hin. Laß lebendig, Herr! Mich glauben – Das allein gibt frohen Sinn.

Der Vikar war nicht nur im Amtsort Maulbronn mit Kloster. Er zog flußaufwärts ins Badische, aus dem Erweckte zur Dürrmenzer Stunde kamen, und knüpft Beziehungen zur Pforzheimer Gesellschaft. Mit den Pfarrern der Umgegend wurde er in beiden Ländern bekanntgemacht und beinahe vertraut. Flußabwärts wanderte er zum evangelischen Pfarrdorf Lomersheim, das einst die herabsteigenden Mauern der Burg umfaßten. Hier besuchte er neben dem Pfarrer den Schullehrer Epple, der Provisor bei Gunderts Großvater gewesen war. Mit dem Schlitten kam er (8. – 12.2.) bis Stuttgart, suchte sogar jenseits seinen Freund Hoffmann, Vikar in Heumaden, auf und mit ihm in der Residenzstadt Vischer und Hauber (den Kompromotionalen). Bei letzterem war ein „Kränzchen“ (Freundes-Bibel- und Bet-Stunde). Zum Abendessen war er bei einem Stuttgarter Pietistenführer (Weißgerber Josenhans). Das Stuttgarter Gemeinschaftsleben blühte überhaupt neu und öffentlicher auf: seit 1826 wurde die Prediger-Konferenz (zweimal jährlich) durch Beitritt jüngerer Geistlicher belebt; seit 1830 erschien als eigne Wochenzeitung „Der Christenbote“. Bei Gelegenheit des Treffens noch weiterer Bekannter vermerkt Blumhardt „Waiblingers Tod in der Zeitung“; am 1. März zu Dürrmenz hatte er – wohl in der Pfarrstube – die „Vorlesung eines Aufsatzes von Waiblinger über die heutigen Römer“. Abgesehen von zwei mehr amtlichen, nachher mit Basel vorzuführenden Schreiben – gewöhnliche Briefe von ihm und an ihn sind aus dem Vikarsjahr keine mehr erhalten. Es gab sie selbstverständlich. Besonders

seinen Angehörigen hat Blumhardt geschrieben, z.B. nach einer Tagebuch-Notiz dem Bruder Gustav auch mit Noten geholfen.

Geistige Fortbildung

Im „Entwicklungsgang“ nennt Blumhardt Dürrmenz kurz den „Ort, an dem ich die schönste Gelegenheit habe, mich praktisch auszubilden.“ Neben dem Hauptgewicht solcher Einübung in Pfarrertätigkeit beansprucht ihn jedoch geistige Fortbildung – zunächst in theologischer Vertiefung, sie geht aber darüber hinaus. „In der freigegebenen Zeit beschäftigte ich mich bisher am liebsten mit dem A. und N.T., den Lutherischen Schriften“ und wie schon in den letzten Semestern mit „Planks Geschichte der Entwicklung des protestantischen Lehrbegriffs“. Seine Hauptarbeit bleibt also das Studium beider Testamente der Heiligen Schrift und sein Verhältnis zum evangelischen Bekenntnis. Aber neben Luther zieht ihn die Enderwartung: Am 1. März trägt er ins Tagebuch seinen „Anfang, die ‚Sechzig Reden Bengels über die Offenbarung‘ zu lesen und zu exzerpieren.“ Auch mit seinem Freunde Hoffmann in Heumaden hatte er vor allem über das Buch der Offenbarung Johannis gesprochen. Wilhelm Hoffmann, der bei dem in Stuttgarter Stundenkreisen sehr bekannten Pfarrer M. Joh. Georg Nonnenmacher (1767-1839) seine Bekehrung erlebte, hat später Bengels „Erklärte Offenbarung Johannis“ mit Vorrede neu herausgegeben (1834). Es begann das Jahrzehnt, in dessen Mitte Bengel und die von ihm beeinflussten erweckten Kreise den Anbruch des Tausendjährigen Reiches erwarteten. Das Tagebuch vermerkt (28.2.) vom Besuch einer frommen Frau: „Von ihr erfuhr die Frau Pfarrer, daß die Apokalyptiker annehmen, es werde von jetzt an bis 1836 eine durchgängige Verwirrung in den Jahreszeiten stattfinden.“ Zwischen solchen Aussagen – denen seiner Herkunft und denen der Landeskirche – pendelt offenbar Blumhardt und sucht die schriftgemäße Erwartung. Luther, der ja ebenfalls oft genug aufs Jüngste Gericht blickt, soll ihm helfen! Aus der Zeitung nimmt sein Tagebuch politische Notizen (z.B. Rußlands Friedensschluß mit der Türkei) auf, sogar geographische (etwa Wasserverhältnisse in Madrid). Ferner will er mit Lateinischen Stilübungen nicht aus der Übung kommen.

Zündel besaß noch von Wilhelm Hoffmann einen Brief mit der Frage an Blumhardt: „Was macht die Reformation und Dr. Luther? Hoffentlich wird gelesen, studiert, geschrieben ...“ Dem ersten Biographen „scheint hervorzugehen“, daß sich Blumhardt mit einem entsprechenden Veröffentlichungsplan trug. Das ist nicht ausgeschlossen, zumal Freund Hoffmann ans Bücherschreiben ging und sich Blumhardt vielleicht angestachelt fühlte. Während jener sein geographisches Handbuch begann – das ihm einen Namen machte -, ist Reformation oder Gründung und Erneuerung der Kirche tatsächlich Blumhardts treibendstes Anliegen. Zündel meint, über den Plan jedoch habe die Arbeit an den um ihn lebenden Menschen den Sieg davongetragen. Die Briefstelle besagt nur, daß Blumhardt eben Luther liest und die Reformation studiert und sich Niederschriften anfertigt.

Etwa seit Ostern wird sein Fortbildungseifer von der Äußeren Mission gefangen. Denn im „Entwicklungsgang“ schließt er den Absatz über seine Dürrmenzer Studien:

Da jedoch seit einigen Monaten eine Missionsstunde bei uns eingeführt wurde, so mußte ich mich mehr nach den Missionsnachrichten umsehen, als mir bisher möglich war, und dies gab mir Veranlassung, auch für die Geographie mehr zu tun. Ein taugliches Handbuch dafür schien mir Dittenbergers Geographie zu sein.

Die „Geographie für Gymnasien, Mittelschulen und Privatunterricht“ von Theophil Friedrich Dittenberger war in zweiter Auflage zu Heidelberg 1827 erschienen. Insgesamt ließ sich das Bestreben der Freunde nutzen: Der Stuttgarter Sekretär Gundert hatte seit 1823 „Nachrichten aus der Heidenwelt“ herausgegeben (liefen zwanzig Jahre). Zum Neujahr 1828 erschien für Süddeutschland die erste Nummer des „Calwer Missionsblattes“ (wie es schon für den Norden das Barmer gab), das der Blumhardt von Tübinger Studentenstunden bekannte Barth zusammenstellte. Basel brachte seit April den „Heidenboten“ (dessen Herausgabe 1831 der Inspektor selber übernahm). War da nicht für Blumhardt einmal Raum auch zu literarischer Mitarbeit?

Der Ruf nach Basel

Die Basler Ausbildungsstätte für Missionare zur Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden in andern Erdteilen war Christoph Blumhardt von Jugend auf vertraut; denn die Stuttgarter frommen Kreise nahmen seit der Gründung 1816 tätigen Anteil am Gedeihen, und sein Onkel, der einst mit der Schumachersfamilie genannte Chr. Gottlieb Blumhardt, war der erste Anstaltsleiter. Wir hörten ferner, es sei nicht unmöglich, daß Christoph mit seinem Korntaler Pflegevater Hoffmann und dessen Sohn in der Schöntaler Zeit einmal auf einem Basler Jahresfest weilte. Daß der als Tübinger Student im Frühjahr 1828 einen Brief an den Missionsinspektor schrieb, seinem Bruder Karl in Basel eine Stellung als Bäckergehilfe zu besorgen, teilten wir mit. Inzwischen war Karl Missionszögling – seit Ostern 1830. Im Vorjahre hatte Christoph den Bruder in Basel besucht und beim Inspektor gewohnt. Das hat Karl nach des Bruders Tode der Witwe Blumhardt eröffnet und läßt sich aus einer Bemerkung in Christophs Basler Tagebuch Ende 1831, das er schon „vor zweieinhalb Jahren“ angenehm in der „Post“ zu Lauchingen einkehrte (bei Waldshut Richtung Säckingen – Basel), auf Juni berechnen. Außerdem liegt der damalige Dankesbrief im Archiv des Basler Missionshauses. So war also der Student, der mit Karlsruhe im badischen Ausland war, auf Fußwanderung von Tübingen sogar wenige Monate vor seiner Dürrmenzer Zeit in die Schweiz gekommen. Und der Inspektor hatte ihn näher kennengelernt. Wir haben persönliche Beziehungen Blumhardts Laufbahn bestimmt! Den Übergang einst zur Höheren Schule verdankte er vielleicht aus der Familie dem Hauslehrer und dem Gymnasiallehrer, der Schöntaler Lehrer betreute seine Vikarsausbildung, und nun erhielt er im Zusammenhang mit dem eignen Bruder vom „Vetter“ – diese Anrede gebrauchen die gegenseitigen Briefe – den Ruf nach Basel, Lehrer im Missionshaus zu werden.

Wie sich die Berufung im einzelnen angesponnen hat, läßt sich nicht mehr ausfindig machen. Am 2. August 1830 unterschrieb Blumhardt seinen eigenhändigen „Entwicklungsgang“, einen fünfseitigen amtlichen Brief, der laut seiner Einleitung auf persönlicher Aufforderung des Inspektors beruht und von diesem als Vorbereitung zur Anstellung genutzt werden konnte. Weil „die kurze Erzählung meines

bisherigen Entwicklungsganges“ die Selbstaussage über die ersten fünfundzwanzig Lebensjahre darstellt, haben wir sie stückweise immer wieder wörtlich angeführt, haben ebenfalls weithin ihren zweiten Teil „aus der Geschichte meines inneren Lebens“ ausgezogen. Dürrmenz sieht er als „eine reiche Schule für mein inneres Leben“ an und spricht nicht von eigener Leistung, sondern daß die Verkündigung Pfarrer Kerns erzieht, viele Privatseelsorge anfällt und „der Umgang mit vielen christlichen Seelen höchst wohlthätig“ wirkt. Auch von den Kindern hat er gelernt, nämlich es „lehrte mich der häufige Besuch und Unterricht in den Schulen wenigstens einigermaßen mit den Kindern sprechen und vielleicht überhaupt das Evangelium kindlicher vortragen“. Aufrichtig schließt er:

Freilich geht's auch hier noch durch manche Schwachheit hindurch; mein Eifer für das Evangelium bleibt sich nicht gleich; meine Liebe zu Christo ist nicht immer dieselbe. Doch ich vertraue auf den, der sein Werk angefangen hat: er wird's auch vollenden. ((Zum Angebot)) Was die Lehrstelle betrifft, von der Sie mir sagten, so habe ich freilich auch mit Kleingläubigkeit zu kämpfen; im ganzen aber kann ich sagen, daß ich Freudigkeit dazu besitze; wenigstens vertraue ich auf Gott ... überlasse alles dem Herrn.

Nach dem Protokoll des Basler Missionskomitees war Blumhardt in Basel am 22. September zu Besuch. Da hat ihn somit der Gesamt-Vorstand des Missionshauses vor der Berufung sehen und sprechen wollen. Das ging nicht ohne umständliche Vorbereitung seinerseits, da er als Vikar über den Dekan bis aus Stuttgart begründeten Urlaub brauchte. Das Urlaubsgesuch vom 1. September ist in seinen Stuttgarter Personalakten erhalten. Am 23. September schrieb ihm der Onkel die vierseitige Einladung zum Eintritt als, wie sich nun ergibt, nachträglichen Brief. Der liegt im Landeskirchlichen Archiv zu Stuttgart als Begründung in die Basler Jahre. Die Bedingungen einer Anstellung „als Mitlehrer und Mitgehülfe“ lauten: wöchentlich zwanzig bis vierundzwanzig Unterrichtsstunden in verschiedenen Fächern, Belehrung und Nachhilfe zu jeder Zeit und „Dir die Gnade von oben erleben wirst, durch Wort und Beispiel ein Segen für unsere geliebten Zöglinge zu werden“. Das Anfangsgehalt beträgt bei freier Kost, Wohnung, Feuerung, Licht und Wäscherei jährlich 250 Schweizer Franken (in den vier ersten Jahren um je 50 zu erhöhen). Die erste, entscheidende Bedingung ist Liebe mit Dienstwillen. Mit Recht meinte man, beides bei Blumhardt anzutreffen.

Unser Christoph war wohl vor die schwerwiegendste Entscheidung seines Berufslebens gestellt. In der kirchlichen Laufbahn stand noch einige Ausbildungszeit bis zur Zweiten Dienstprüfung vor ihm, dann vergingen vielleicht Jahre des Kandidaten-Daseins bis zur Anstellung als Pfarrer. Start wechselnder Aushilfstätigkeit war ihm in Basel eine ordentliche Anstellung geboten. Untergeordnet und äußerlich auf den ersten Blick etwas beschränkt, versprach sie geistig doch beträchtliche Ausdehnung. Die Zeiten waren unruhig: Im Juli 1830 unternahm die Pariser Bevölkerung die wellenschlagende „Juli-Revolution“ und wurde Louis Philipp der „Bürgerkrieg“ von Frankreich. Belgien erhob sich gegen sie Niederlande und wurde (unter Leopold von Sachsen-Coburg) selbständiges Königreich. Dagegen war der polnische Aufstand gegen Rußland vergeblich. In Irland gab es Unruhen. Auch in Mitteleuropa (Bayern, Baden und Württemberg waren schon 1818/19 vorangegangen) kam die Verfassungsbewegung vorwärts. Die reformierten Schweizer Kantone

fürten eine demokratische Verfassung ein. In der Geistesgeschichte schloß August Wilhelm Schlegel seine dreibändige „Indische Bibliothek“, die bahnbrechend für die deutsche wissenschaftliche Beschäftigung mit dem indischen Geist wurde. Die „Philosophie des Rechts“ von Friedrich Julius Stahl betont den göttlichen Ursprung. Von Ludwig Feuerbach erschienen „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“; diese erklären eine Religion, die sich ein Jenseits als Ziel setzt, für Rückschritt und den Glauben an persönliches ewiges Leben psychologisch: die anonyme Veröffentlichung wurde polizeilich eingezogen. Blumhardt war eine ungewöhnliche Persönlichkeit, weitgehend unabhängig von den Zeitströmungen, in seinem Wesen ziemlich frei und eigengesetzlich. Wie konnte er ruhig sich weiterbilden und entfalten? Er verausgabte sich gern im Dienst an seinen Mitmenschen. Zu Verlobung drängte es ihn oder er nicht. Der Fünfundzwanzigjährige war glücklich im Zutrauen eines Jüngeren wie Gundert und bereit, sogar ausschließlich mit und an jungen Männern zu arbeiten. Im Unterschied zur kirchlichen Tätigkeit in der Gemeinde wurde ihm in Basel von einem christlichen Verein eine Jünglingsschar anvertraut, die durchweg den Ruf des Herrn verspürt hatte und sich zur entscheidenden Nachfolge entschlossen. Das unterschied sie von den Schöntaler Zöglingen, die jünger und zahlreicher waren. Aber sonst und ohne Professor-Titel (was seiner Demut recht war) war sein Amt dem einstigen seines Pfarrers Kern vergleichbar, genauso dem der Tübinger Stiftsrepetenten, deren Anschauungen aber weniger zusammenstimmten. Blumhardt wurde in eine Lehrmeinung und in eine Gemeinschaft genommen, wie sie ihm von Jugend auf vertraut und erwünscht war. Er entfernte sich nur äußerlich von der Heimat und genoß dabei in den Beziehungen des Stadtstaates und der Mission Wind der weiten Welt, andererseits eine Geborgenheit zu stillem Reifen, wie sie sonst kaum für ihn zu finden. Und vor allem: Missionarische Einstellung, die ungewollt und wenig bewußt in ihm erwachsen war, wurde nun über Basel die Grundhaltung seines Lebens. Das Missionskomitee hatte schon am 22. September, dem Tage der Vorstellung bei ihm, beschlossen, Blumhardt auf die dritte oder vierte Lehrerstelle anzustellen. Die Beurlaubung aus seiner Landeskirche und seinem Vaterland geschah von den königlichen Behörden auf vier Jahre. Vermutlich am 30. Oktober trat Blumhardt ins Basler Missionshaus ein. Am 31., dem Tag des Wittenberger Thesenanschlages 1517, erteilte er seinen ersten Unterricht.

Abschied

Als Blumhardt schon im Ausland weilte, kamen zur Stuttgarter Kirchenbehörde zwei hervorragende Zeugnisse, ihm natürlich nie zu Gesicht. Obwohl die Gemeinde gewöhnlich Gutes anbringt, wird Blumhardt vom Schultheißen und (bürgerlichen) Gemeinderat „mit Grund der Wahrheit das beste Lob erteilt“ und bezeugt, er sei „gegen jedermann sehr bescheiden und liebevoll und in seinen Vorträgen in Predigten und Kinderlehre ganz vortrefflich“, er habe „nicht nur die Schulen fleißig, sondern auch die Kranken besucht und sich die Seelsorge auf das sorgfältigste angelegen sein lassen“; und schließlich „sein Lebenswandel“ sei „untadelhaft – die Tracht seiner Kleider seinem Stande ganz angemessen“. Der Knittlinger Dekan faßt in ähnlich langem Satz zusammen: Er hat „die ihm übertragenen Kirchlichen Geschäfte mit Geschicklichkeit und Treue besorgt; mit vielem Beifall gepredigt und katechisiert; sich in der Seelsorge fleißig und brauchbar gezeigt; die Schulen gehörig besucht und sich stets geordnet, bescheiden und seinem Berufe gemäß betragen“. Das zweite

Satzgebäude, sich fast alles persönlichen Urteils enthaltend, nimmt von Pfarrer und Gemeinde auf: sie „bedauern seinen Abgang und gönnen ihm, je mehr sie ihn geschätzt haben, um so aufrichtiger die Anstellung auf dem seiner Eigentümlichkeit vorzüglich angemessenen und erwünschten Posten eines Lehrers am Missionsinstitute zu Basel“.

Für Blumhardt bezeichnend wurde die Verbindung mit seinem bisherigen Dienstort nicht völlig abgebrochen. Er blieb dem Pfarrhaus und lieben Seelen verbunden und hat Dürrmenz schon im nächsten Sommer wieder besucht, als er während der Großen Basler Ferien in Stuttgart die Praktische, seine Zweite Dienstprüfung ablegte. Ebenso stand er Ende 1835 mit dem Pfarrverweser Johannes Kocher (1808-1834) in Dürrmenz im Briefwechsel. Noch in den Boller Gästebüchern kann man einem Dürrmenzer Tischlergesellen begegnen.

Wir schließen das Kapitel von Blumhardts Dürrmenzer Vikarsjahr mit dem Absatz, den er 1838 in seinem zweiten erhaltenen Lebenslauf der Möttlinger Gemeinde vorlas:

Als ich im Herbst 1829 die Universität verließ, hatte ich das Glück, zu Herrn Prof. Kern, Pfarrer in Dürrmenz-Mühlacker, meinem ehemaligen Lehrer in Schöntal, als Vikar zu kommen. Ich lernte hier unter seiner Anleitung die Süßigkeiten des Seelsorgerberufes schmecken; und immer sind es frohe Erinnerungen, mit denen ich auf diese Erstlingszeit meines Dienstes im Amte des Evangeliums zurückblicke.

Kap. 5: Lehrer am Basler Missionshaus 1830–1837

Eine Außenstelle Württembergs

Zwar wurde 1800 in Berlin ein Missionsseminar gegründet, aus welchem unter Leitung des frommen Predigers Jänicke viele wackere Missionare hervorgingen, die in die Dienste verschiedener Gesellschaften traten; und die Brüdergemeinde setzte ihre gesegneten Bemühungen fort. Dennoch erfreute sich die Mission lange keines allgemeinen Anteils, besonders da die Hallischen Anstalten allmählich zu altern angefangen hatten. Da geschah es in den letzten Französischen Kriegen, daß unter den zahllosen Völkerhorden, die selbst aus dem inneren Asien zur Befreiung Deutschlands heranrückten, auch heidnische Tartaren und Kalmücken erschienen. Etliche fromme Männer in Basel, welche dieselben vor ihren Toren bei der Belagerung der französischen Festung Hüningen, eine halbe Stunde entfernt, überblicken konnten, vereinigten sich zu dem Gelübde, ein Missionsseminar eben für diese Völker zu gründen, wenn der Herr es zuließe, daß Basel von den Kriegsverheerungen, welche furchtbar um die Stadt drohten, befreit bliebe. Hüningen sank in Asche und Basel blieb unbeschädigt. So wurde 1815 der Grundstein zu dem Missionsinstitut gelegt, das bis 1838 von dem seligen Inspektor Blumhardt geleitet wurde und jetzt mehr als hundert lebende Missionare in der Heidenwelt zählt.

So schrieb Johann Christoph Blumhardt in der Einleitung zu seinem „Handbüchlein der Missionsgeschichte und Missionsgeographie“ 1844 (S. 4, etwas kürzer 1846 und ähnlich in 3. Aufl. 1863 S. 4 f.). Zur Bedeutung der Basler Mission stand vierzehn Jahre früher in seinem Gesuch am 4. Oktober 1830 um Beurlaubung vom kirchlichen Dienst in Württemberg zum Eintritt bei ihr der bekenntnishafte Nebensatz: „zu der ich mich seit längerer Zeit stark hingezogen fühle“. Als er gegen Ende des Monats wahrscheinlich zu Fuß durch Württemberg südwärts zum Rheinknie zog, sollte da so manche Erinnerung an seine schön längere Verbindung nicht durch seine Sinne gegangen sein? Nicht nur, daß der Schustersohn Gottlieb Blumhardt der Vetter seines Vaters und nun Inspektor, d.h. Geschäftsführer der gesamten Anstalt war; wie Christoph vom Jahre sein Wirken kennenlernte, während er beim Besuch des eigenen Bruders, des Bäckers Karl, beim gemeinsamen Onkel und seiner Frau Julie aus Tübingen wohnte (da war auch noch ein nach zwei verstorbenen Kindern spätgeborenes, damals vierjähriges Töchterlein). Wie dankbar war er, daß Gott nunmehr Ostern den Eintritt seines jüngeren Bruders ins Missionshaus gefügt hatte und ihn selber jetzt im Herbst zu einem der Lehrer dort berufen! – Natürlich können wir seine Gedanken beim Aufzug nicht belegen und wissen noch weniger seine Vorsätze im einzelnen. Doch uns ist der Rückblick dienlich, aus welchen Zusammenhängen seiner Heimat überhaupt er zu seiner Laufbahn gekommen war, und darein gewinnt heutige Forschung ihm unahnbare Einblicke.

In Christophs letzten Monaten auf dem Stuttgarter Gymnasium hatte der Stiftsprediger Flatt (vielleicht Christophs Konfirmator) zu Stuttgart den Missionar Benedikt La Roche (jüngerer Bruder des Basler Pfarrers und Führers im Missions-Komitee) ordiniert und die regelmäßige Missions-Bibelstunde seiner Vaterstadt begründet. Der auf der Stuttgarter Forschungsstelle erhaltene Brief des Großvaters der Doris Köllner, Christophs späterer Frau, teilt ferner mit, daß sechs Missionszöglinge – darunter der russische Graf Felician von Zarembo – die Fußreise nach Basel unternommen hatten. Zarembo (1794-1874) war übrigens gebürtiger Pole, auf der deutschsprachigen Universität Dorpat ausgebildet; die Diplomatenlaufbahn brach er durch Jung-Stillings Lebensbeschreibung ab und diente in der Basler Mission über ein halbes Jahrhundert als Prediger in Rußland und in Deutschland. Vielleicht haben wir noch Raum, sein Zusammen mit Barth und mit Blumhardt (z.B. im Boller Gästebuch 16.8.1860) zu schildern; bekannt ist er heute noch aus dem Gesangbuch mit seiner Lebenslosung „zum Dienst bereit“. Zum Heidendienst wurden die Basler Zöglinge selbstverständlich vom Präsidenten der Gesellschaft ausgesandt und eingesegnet; aber außerdem in einer angesehenen Landeskirche ordiniert wurden sie damals im badischen Lörrach oder eben im württembergischen Stuttgart (dort z.B. 1821 Zarembo mit drei weiteren), später bei der englischen „Kirchlichen Mission (Church Mission Society)“. In Württemberg war der erste Hilfsverein der Basler Mission schon mit ihrem Beginn 1816 zu Leonberg von den Vätern ihres nachmaligen zweiten und dritten Inspektors gegründet worden. 1818 hatte der erste Inspektor zu Stuttgart sechs der zahlreichen Bewerber ausgewählt. 1819 hatten sich die Württemberger insgesamt für den Unterhalt von elf Basler Zöglingen verpflichtet. In unserm Ersten Buch hatten wir hingewiesen auf die zündende Rede 1820 des Missionsinspektors Blumhardt in der Stiftskirche – genau (30. Oktober) zehn Jahre vor Eintritt seines Neffen ins Basler Haus. Inzwischen war der Stuttgarter Hilfsverein mit Vater Gunderts „Nachrichten aus der Heidenwelt“ (jährlich 12 Blätter in Großaktav, jedem mit einem Stich aus der Mission) hervorgetreten, hatte Barth die Tübinger Pia-Studenten für die Mission zu begeistern versucht und unter den Erweckten weit im

Lande geworben. In den zwanziger Jahren hatten sogar württembergische Selbstständigkeitsbestrebungen Basel zu schaffen gemacht und war – verstärkt noch einmal Mitte der Vierziger Jahre – in Korntal eine Missionsvorschule für Basel geplant worden. Von all dem war Christoph Blumhardt durch seine Verbindung mit des Onkels Familie, durch seine Beziehungen zu den erweckten Kreisen Stuttgarts und Korntals und seine Bekanntschaft mit Barth ... berührt und beeinflusst.

Angefangen hat, wie wir erinnern dürfen, die ganze südwestdeutsche Missionssache mit der „Deutschen Christentumsgesellschaft“. Da hatte in Abwehr der Aufklärung, d.h. ihrer freigeistigen Philosophie, zersetzenden Bibelkritik und Verpönung der lutherischen Rechtfertigungslehre, 1780 der Augsburger Pfarrer Dr. Johann August Urlsperger (1728-1806) in Basel die „Deutsche Gesellschaft tätiger Beförderer reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit“ gegründet. Wir sehen nur menschlich: Doch wäre ihr Erfolg nur aus Rückschlag mit Groll, aus Beharrlichkeit des Hergebrachten erklärt? Etwas weiter läßt sich die Geschichte mit Hegels Dreitakt Thesis-Antithesis-Synthesis deuten. Tatsächlich scheint hinter jene Persönlichkeiten eine stärkere, unvergängliche zu stehen.

Wie wir einst aufrissen (Buch I Kap. 3 Teil 3), war die Wurzel eine schwäbische Angelegenheit. Urlsperger war der Sohn eines vertriebenen Stuttgarter Hofpredigers. Diesem Sohn war vom späteren Stuttgarter Hofprediger Karl Rieger im Theologie-Studium Wegweisung gediehen. Betrieb und Entwicklung der Basler-Vereinigung lagen durch Generationen in Händen von Württembergern. Von Rieger wurde der Gesellschaft 1795 zum Sekretär der als Sohn eines Ludwigsburgers Porzellanmalers geborene Friedrich Steinkopf nahegelegt, wobei dieser anfangs seinen Unterhalt als Hauslehrer in Basler Familien erwarb. Als Nachfolger empfahl 1801 Dr. Steinkopf – er wurde nach London berufen – den Schorndorfer Stadtschreiber Christian Friedrich Spittler (1782-1867), als Sohn des Pfarrers von Wimsheim im Oberamt Leonberg geboren und nach Verlust des Vaters (mit 13 Jahren) in der Verwaltungslaufbahn, jedoch mit Neigung zu einem strenggläubigen wie weltoffenen Geistlichen. Früh und durchs ganze Leben war er befreundet mit dem Pfarrerssohn und seinem späteren Schwager Johann Friedrich Bahnmaier (dessen württembergische Laufbahn wir bei Christoph Blumhardts Tübinger Studium erwähnten). Neunzehnjährig wurde Spittler in die Basler Arbeit eingeführt.

Als geistlicher Nachfolger Steinkopfs wurde, seit Tübingen mit ihm und Spittler herzlich bekannt, zu Ostern 1803 der Theologe Gottlieb Blumhardt berufen. Er übernahm die Herausgeberschaft der Zeitschrift „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit (1786-1912)“ und hielt – fast fünf Jahre lang – die regelmäßigen Erbauungsstunden des Vereins und darunter besondere Missionsstunden. Spittler erledigte die Verwaltungsarbeit und plante eine über ganz Deutschland auszubreitende Traktatgesellschaft. Als er aus der äußerlich untergeordneten Stellung von seiner Mutter und vom Freund Bahnmaier nach Württemberg zurückzukommen bestürmt wurde, lehnte er genauso geistlich amtsbewußt ab, er sei in den Weinberg des Herrn berufen und wolle hier allen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten zum Trotz mit der Hilfe des Herrn ausharren. Er (wie Steinkopf und Gottlieb Blumhardt) wohnte anfänglich im Dach des „Drachenhofes“, und nachdem er im sogenannten „Fälkli“ eine Wohnung bezogen sowie eine Druckerei und Verbreitungsstelle eingerichtet hatte, heiratete er (1812) die Tochter Susanna seines Hauswirts Götz vom „Drachenhof“.

Spittler hatte ein Gespür für die Bedürfnisse der Zeit und die Fähigkeit, ihre Verhältnisse in seinem Geiste zu gestalten. Seine organisatorischen Einfälle verfolgte er mit zielstrebigem Zähigkeit und unüberwindlicher Ausdauer. Seine Durchsetzungskraft war von einem unerschütterlichen kindlichen Glauben an den Herrn getragen. Anstaltsleitungen baute er (kein Unternehmens-Manager) nach Familienart auf. Mit Eifer betrieb er die unter Steinkopfs Anregung (der war Sekretär der Britischen Bibelgesellschaft) 1804 gegründete Basler Bibelgesellschaft und hatte dazu Freunde in Nürnberg und im Elsässer Steintal. Er unterstützte die Berliner Missionsgesellschaft. Als er das „Fälkli“ zum Eigentum erworben hatte, wurde er immer mehr Herberge für allerlei Gäste. Er zog den evangelisch gesinnten Priester Joh. Evangelista Goßner (1773-1858) heran – der wurde als evangelischer Prediger an der (dem Boller Blumhardt sehr bekannten) Bethlehemskirche zu Berlin Gründer (mit Beginn der Dreißiger Jahre) der Goßnerschen Äußeren Mission. Mit Frau von Krüdener, die sein Wirken unterstützte, andererseits ihm einen reichbegabten Gehilfen nach drei Jahren abspenstig machte (den ehemals braunschweigerischen Oberpostdirektor Kellner), konnte dagegen der nüchterne Spittler in vielen Dingen nicht einig gehen. Selber (wegen eines lahmen Mittelfingers) vom württembergischen Soldatendienst befreit und inzwischen Schweizer Bürger, kümmerte er sich 1813 um die Lazarettkranken in Basel. Durchziehenden Truppen verteilte er Neue Testamente..., wofür der König von Preußen ihm ein persönliches Dankschreiben sandte (28.1.1814). Die Gründung der Missionsanstalt und das

(seit

lauben nicht vernehmen

konnten). Nachdem, Spittler im Basler Jünglings-Verein (gegründet 1825, Christliches Vereinshaus 1864) Handwerker und Händler geworben und diese „Werkmissionare“ nach Belgien, Frankreich und Österreich als katholische Länder gesandt hatte, verrichtete er – aus nahen Kreisen und nach später zu besprechenden Vorstufen in Baden – 1840 die „Pilgermission St. Chrischona“, benannt nach einem Spittler überlassenen, verfallenen Berg- und Wallfahrtskirchlein oberhalb Riehen bei Basel. In durch Armut bedingter Härte wurden in dieser ersten Evangelistenschule im deutschen Sprachgebiet Sendboten erzogen, zuerst für die Heimat und für die Auswanderer in ihrer neuen Heimat (bes. Mittel- und Südamerika), dann auch für den Nahen Osten. Württemberger wurden auch da seine Mitarbeiter, so war unter andern Christoph Hoffmann aus Korntal, ein jüngerer Bruder von Blumhardts Freund Wilhelm und gleichfalls Theologe (1815-1885), eine Zeitlang auf der Chrischona Lehrer und Vorsteher (1853-54). Sein späterer Weg bis Jerusalem („Tempelgesellschaft“) wird uns beim früher Boller Blumhardt beschäftigen. Der gleichzeitig mit ihm wirkende Johann Ludwig Schneller (von der Schw. Alb 1820-1896; Lehrer 1848-54) wurde später der Begründer des Syrischen Waisenhauses zu Jerusalem (Tochtergründungen heute in Libanon und Jordanien). Allmählich entstanden neben dem Wirken der Brüder in aller Welt durch ihre mit vielen Hundert in Deutschland und im deutschsprachigen Europa getriebene Arbeit die (Chrischona--) „Gemeinschaften“. Sie entwickelten sich, während Spittler selbst regelmäßig den sonntäglichen Gottesdienst besuchte, etwas nebenkirchlich, meist weil die Landeskirchen damals seine „Diakonie“ nicht wollten; selbst der württembergische Prälat Kapff lehnte 1853 Übernahme in den Kirchendienst ab: es „gäbe ein Geschrei“ – man könnte höchstens einzelne Geistliche bitten. Durch Spittler entstand ferner nach Einrichtung (unter Beratung von Dr. med. Werner/Ludwigsburg – auch Blumhardts Freund) eines Kinderspitals (Stiftungen zweier Basler Schwestern seit 1845), besonders für epileptische, seit 1849 auf dem billig erworbenen Gut Pfingstweide bei Tettwang in Württemberg eine Anstalt für männliche Epileptische. Der vor 1840 gefaßte Plan – in den Anregungen des Münchner Romantikers Gotthilf Heinrich von Schubert /1780-1860) hineinspielen – einer „Apostelstraße“ von Palästina nach Äthiopien zur Missionierung Afrikas von Osten her ließ sich zwar nicht durchführen, brauchte jedoch unter Spittlers Betreiben die Ernennung von Samuel Gobat (1799-1879), ehemals Schüler des Basler Missionshauses (und ein Schwiegersohn des Beuggener Zeller), zum Evangelischen Bischof von Jerusalem (1846 durch den König von Preußen). Mit dem Berner Gobat errichteten zwei Chrischona-Zöglinge ein Brüderhaus, das 1854 der genannte Schneller übernahm und nach 1860 (Blutbad der

Drusen unter den Christen im Libanon) zum Syrischen Waisenhaus umgestaltete, nachdem als Handlungshaus für Palästina 1855/56 auch ein christliches Geschäft entstanden war (Fliedners Frau regte Spittler an und dachte zuerst an die Kaiserswerther Diakonissen in Jerusalem. Dem von Theodor Fliedner (1800-1865) gegründeten ersten protestantischen Diakonissenhaus hat Spittler laufend Nachwuchs vermittelt. Schon im Winter 1841/42 hat er einen Verein für christliche Krankenpflege angeregt; zehn Jahre später kam es zur Gründung des Basler Diakonissen-Mutterhauses in Riehen (bereits 1852 mit Altersheim für die Schwestern). 1857 richtete er in Basel ein Heim für alleinstehende Frauen ein, 1858 eröffnete er dabei eine sehr aufblühende „Mägdeherberge“. Bettlingen bei Riehen hatte er schon 1850 mit besonderer Liebe eine Kleinkinderschule geschenkt (einen ihm vom Steintaler und auch von Blumhardts Möttlinger her bekannter „Kindergarten“). Wie er sich von jeher von den Trinksitten geschädigter Studenten annahm, errichtete er durch Kauf des Gutes Maienbühl bei Riehen 1855 seine „Freiwillige Zwangsanstalt zur Pilgerhütte“ (er nahm nämlich nicht von der Polizei Eingelieferte, sondern nur Freiwillige, die sich von christlicher Ordnung zurecht helfen ließen), deren erster Insasse ein vollkommen gescheiterter Theologiestudent aus Tübingen war. Dadurch, daß er jeden Eintretenden einen ausführlichen inneren Lebenslauf schreiben ließ, war der unablässige Gründer also ebenso tüchtiger Erzieher sozusagen ein Vorläufer der Psychoanalyse und –therapie. In sozialem Weitblick kümmerte er sich um die Tunnelbau- und die Eisenbahn-Arbeiter. Im Andenken an eine treue 1830 in Möttlingen (er besuchte es 1814 und 1832) verstorbene Kindsmagd seines Elternhauses stiftete er dem dortigen Pfarrer Barth ein kleines Kapital, von dessen Zinsen – ohne Nennung des Namens – jährlich Bibeln zu verteilen. Wieviel helfende Kraft Spittler erweckte und weithin angeregt hat, ist unbeschreiblich. Er war ebenfalls Verleger und Buchhändler. Und alle genannten Gründungen bestehen heute noch!

lauben nicht vernehmen konnten). Nachdem, Spittler im Basler Jünglings-Verein (gegründet 1825, Christliches Vereinshaus 1864) Handwerker und Händler geworben und diese „Werkmissionare“ nach Belgien, Frankreich und Österreich als katholische Länder gesandt hatte, verrichtete er – aus nahen Kreisen und nach später zu besprechenden Vorstufen in Baden – 1840 die „Pilgermission St. Chrischona“, benannt nach einem Spittler überlassenen, verfallenen Berg- und Wallfahrtskirchlein oberhalb Riehen bei Basel. In durch Armut bedingter Härte wurden in dieser ersten Evangelistenschule im deutschen Sprachgebiet Sendboten erzogen, zuerst für die Heimat und für die Auswanderer in ihrer neuen Heimat (bes. Mittel- und Südamerika), dann auch für den Nahen Osten. Württemberger wurden auch da seine Mitarbeiter, so war unter andern Christoph Hoffmann aus Korntal, ein jüngerer Bruder von Blumhardts Freund Wilhelm und gleichfalls Theologe (1815-1885), eine Zeitlang auf der Chrischona Lehrer und Vorsteher (1853-54). Sein späterer Weg bis Jerusalem („Tempelgesellschaft“) wird uns beim früher Boller Blumhardt beschäftigen. Der gleichzeitig mit ihm wirkende Johann Ludwig Schneller (von der Schw. Alb 1820-1896; Lehrer 1848-54) wurde später der Begründer des Syrischen Waisenhauses zu Jerusalem (Tochtergründungen heute in Libanon und Jordanien). Allmählich entstanden neben dem Wirken der Brüder in aller Welt durch ihre mit vielen Hundert in Deutschland und im deutschsprachigen Europa getriebene Arbeit die (Chrischona-) „Gemeinschaften“. Sie entwickelten sich, während Spittler selbst regelmäßig den sonntäglichen Gottesdienst besuchte, etwas nebenkirchlich, meist weil die Landeskirchen damals seine „Diakonie“ nicht wollten; selbst der württembergische Prälat Kapff lehnte 1853 Übernahme in den Kirchendienst ab: es „gäbe ein Geschrei“ – man könnte höchstens einzelne Geistliche bitten. Durch Spittler entstand ferner nach Einrichtung (unter Beratung von Dr. med. Werner/Ludwigsburg – auch Blumhardts Freund) eines Kinderspitals (Stiftungen zweier Basler Schwestern seit 1845), besonders für epileptische, seit 1849 auf dem billig erworbenen Gut Pfingstweide bei Tettnang in Württemberg eine Anstalt für männliche Epileptische. Der vor 1840 gefaßte Plan – in den Anregungen des Münchner Romantikers Gotthilf Heinrich von Schubert /1780-1860) hineinspielen – einer „Apostelstraße“ von Palästina nach Äthiopien zur Missionierung Afrikas von Osten her ließ sich zwar nicht durchführen, brauchte jedoch unter Spittlers Betreiben die Ernennung von Samuel Gobat (1799-1879), ehemals Schüler des Basler Missionshauses (und ein Schwiegersohn des Beuggener Zeller), zum Evangelischen Bischof von Jerusalem (1846 durch den König von Preußen). Mit dem Berner Gobat errichteten zwei Chrischona-Zöglinge ein Brüderhaus, das 1854 der genannte Schneller übernahm und nach 1860 (Blutbad der Drusen unter den Christen im Libanon) zum Syrischen Waisenhaus umgestaltete, nachdem als

Handlungshaus für Palästina 1855/56 auch ein christliches Geschäft entstanden war (Fliedners Frau regte Spittler an und dachte zuerst an die Kaiserswerther Diakonissen in Jerusalem. Dem von Theodor Fliedner (1800-1865) gegründeten ersten protestantischen Diakonissenhaus hat Spittler laufend Nachwuchs vermittelt. Schon im Winter 1841/42 hat er einen Verein für christliche Krankenpflege angeregt; zehn Jahre später kam es zur Gründung des Basler Diakonissen-Mutterhauses in Riehen (bereits 1852 mit Altersheim für die Schwestern). 1857 richtete er in Basel ein Heim für alleinstehende Frauen ein, 1858 eröffnete er dabei eine sehr aufblühende „Mägdeherberge“. Bettlingen bei Riehen hatte er schon 1850 mit besonderer Liebe eine Kleinkinderschule geschenkt (einen ihm vom Steintaler und auch von Blumhardts Möttlinger her bekannter „Kindergarten“). Wie er sich von jeher von den Trinksitten geschädigter Studenten annahm, errichtete er durch Kauf des Gutes Maienbühl bei Riehen 1855 seine „Freiwillige Zwangsanstalt zur Pilgerhütte“ (er nahm nämlich nicht von der Polizei Eingelieferte, sondern nur Freiwillige, die sich von christlicher Ordnung zurecht helfen ließen), deren erster Insasse ein vollkommen gescheiterter Theologiestudent aus Tübingen war. Dadurch, daß er jeden Eintretenden einen ausführlichen inneren Lebenslauf schreiben ließ, war der unablässige Gründer also ebenso tüchtiger Erzieher sozusagen ein Vorläufer der Psychoanalyse und –therapie. In sozialem Weitblick kümmerte er sich um die Tunnelbau- und die Eisenbahn-Arbeiter. Im Andenken an eine treue 1830 in Möttlingen (er besuchte es 1814 und 1832) verstorbene Kindsmagd seines Elternhauses stiftete er dem dortigen Pfarrer Barth ein kleines Kapital, von dessen Zinsen – ohne Nennung des Namens – jährlich Bibeln zu verteilen. Wieviel helfende Kraft Spittler erweckte und weithin angeregt hat, ist unbeschreiblich. Er war ebenfalls Verleger und Buchhändler. Und alle genannten Gründungen bestehen heute noch!

Dabei entstanden sie aus der Begegnung von Mensch zu Mensch, dem Kern und irdischen Geheimnis von Spittlers Wirken. Christoph Blumhardt, der Beuggen bereits in den Zwanziger Jahren besucht hatte, lernte die übrigen Einrichtungen bis 1830 bald kennen; Entscheidendes hat er als Basler Lehrer miterlebt und später zur Kenntnis genommen. Im Vertrauen auf Gottes Durchhilfe wie in der sparsamen Geldverwendung wirkte Spittler vorbildlich. Beides hatte unser Held seit seiner Knabenzeit erfahren und geübt. In seiner weiteren Erfahrung muß man neue Vorbilder unbedingt werten; andererseits kann man seine Tüchtigkeit nicht von seinen Lehrern herleiten: Denn was nutzt alles Vormachen, wenn einer nicht selber lernt und nachfolgt! Obwohl außer Spittlers Besuch 1845 in Möttlingen und der folgenden Verbindung durch den Pflegesohn Markus Spittler (der Vater hatte keine eigenen Kinder und war, seit 1844 Witwer, von seiner Pflegetochter Susette rührend betreut) nichts einzelnes nachweisbar, ist für Christoph Blumhardt, wie aus seinem Leben der Korntaler Vater Hoffmann nicht wegzudenken ist, so vollauf selbstverständlich für all sein Wirken neben und nach dem kirchlichen Amt das Vorbild Spittler. Dessen hier vorgeführte Linie der Reichgottesarbeit begegnet uns wie ein Vorriß oder ein begleitender größerer Schattenriß für Blumhardts spätere Betätigungen. Die Innere Haltung der hoffenden Einkehr in die wahre Heimat und die Gründungen nie als Besitz, sondern als Geschenk und Eigentum des Herrn zu betrachten, ist sich gleich.

Den Missionsinspektor Blumhardt müssen wir noch eingehender und besonders von innen zu zeichnen versuchen. Denn sonst denkt man sich leicht seinen Neffen zweiten Grades (der Inspektor war bekanntlich Vetter, nicht Bruder des Vaters und blieb seiner Stuttgarter Familie verbunden) und

Basler Schüler zu ähnlich. War Christian Spittler wagemutig, so sein Lebensfreund Gottlieb Blumhardt eher ängstlich, und dessen Neffe Christoph hält sich in der Mitte. Er hat höchstens Vorsicht übernommen und das Bestreben, keinen Lärm zu machen. Im ganzen gleicht er beiden an lebendigem Glauben und im unablässigen Gebet, im tiefen Ernst der Berufsauffassung und in hingebender Treue. Allgemein ähnelt er dem Onkel, den er „Vetter“ anredet, im warmen Gemüt und milden Wesen – nicht ohne Verletzlichkeit. An Geistigkeit vielleicht, deutlicher an Sprachgewandtheit wird er vom Lehrmeister übertroffen. Aber gegensätzlich ist beim Onkel körperliche Schwachheit und eine ausgesprochene Schüchternheit; ihn prägt von Jugend auf ein Leidenszug – der ihm die Fröhlichkeit des Glaubens um so wichtiger machte. Diese fröhliche Frömmigkeit war beiden von Pregitzer her eingepflegt Und bei wem ist der Grundzug der Liebe am klarsten? Gottlieb hat mit seinem versöhnlichen Wesen so manchen Gegner der Mission überwunden und zum Bundesgenossen gemacht.

In die Äußere Mission hatte er sich schon im Tübinger Studium einführen lassen. Als Basler Sekretär der Christentumsgesellschaft brachte seine Zeitschrift zu einem Drittel Missionsnachrichten und wies eindringlich auf diesen neuen notwendigen Dienst als Christenpflicht hin. 1807 war er in württembergischen Kirchendienst zurückgekehrt und seit 1809 Pfarrer in Burg. Dort übersetzte er 1811 ein englisches Missionsbuch (Claud. Duchanan „Christian Researches in the East“), das 1813 bei Steinkopf in Stuttgart erschien und kräftig Missionsinteresse weckte. Nachdem er auf der Gründungssitzung der Basler Mission (25.9.1815) zum Leiter der Anstalt bestimmt worden war und zum „Inspektor“ – d.h. Geschäftsführer dieses Unternehmens der Heidenmission – berufen, schuf er noch in Burg das erste Heft seines „Missions-Magazins für die neueste Geschichte der protestantischen Missions- und Bibelgesellschaften“ (das die Wissenschaftlichkeit seiner Haltung andeutet und immer noch erscheint) und zog in Basel mit einem ersten Bauernsohn am 17.4.1816 ein. Mit sieben Zöglingen wurde das Missionshaus eröffnet: zu vier Württembergern kamen zwei Schweizer und ein Kurländer. Man erwäge ein wenig, welche Verleugnung hinsichtlich Einkommen, Wohnung und Wirkung (statt der bisherigen Pfarrgemeinde) in der Annahme der Berufung steckt. Der König hatte sie gebilligt „mit Vorbehalt der Rückkehr ins Vaterland, jedoch ohne Hoffnung auf Wiederbedienstung“. Spittler hatte in den Kriegszeiten von ähnlich starken Heeren für die ewige Friedensbotschaft träumen wollen. Dennoch wußten sie, daß ihr (Spittlers Ausdruck:) „Präsident Jesus Christus mit wenig Knechten mehr verrichten kann“ als „durch Heer oder Kraft“ (aus dem Wahlspruch der Basler Mission Sacharja 4,6, der Tageslosung bei der Eröffnung am 26. August) oder als durch die größten Sitzungsausschüsse. Die glaubensmutige Hingabe war jedoch nicht schwärmerisch. Blumhardt war für nüchterne gesellschaftliche Leitung. Er suchte bei seiner zarten Gesundheit nicht durch Ansturm, sondern mit Gebet und Stillesein den Erfolg.

Auf ihm lastete schwere Verantwortung: Die Erziehung und Ausbildung der meist aus einfachen württembergischen Kreisen stammenden Zöglinge; über aufreibende Reisen besonders Anschluß und Verbindung zu älteren Missionsgesellschaften in Holland und England, die durch die Machtstellung ihrer Regierungen in den Kolonien und durch ihre reichen Geldmittel Missionare nach Afrika und Asien senden konnten. Sieht man von bescheidenem Anfang im Haller Waisenhaus und von der Betätigung der Brüdergemeinde ab, so hat er das Berlin und Elberfeld überflügelnde Missionsunternehmen

gegründet und in wahrhaft ökumenischer Haltung geführt. 1819 hatte er allein in Stuttgart sechs Bewerber ausgewählt, sein zweiter Kurs hatte schon zwanzig Glieder. Durch seinen Entschluß – womit er sich äußerlich etwas von Spittler schied – zu gründlicher fremd- und altsprachlicher und theologischer Ausbildung machte er seine Schüler zu wissenschaftlich führenden Missionaren. Mit dem Zwang, auf dem Missionsfelde eine Muttersprache zu erlernen, Schule zu halten und literarische Missionsarbeit zu treiben, beabsichtigte Inspektor Blumhardt statt bloßer Bekehrung einzelner Seelen ein Jahrhundert voraus die Missionierung eines Volksganzen und ein Abtragen der Kolonisationsschuld von uns Europäern. Seine gescheiterten Pläne einer gesamtdeutschen Missionsgesellschaft statt der einzelnen Vereine versucht erst die Gegenwart zu erfüllen. Wenn die kirchlichen Gemeinden sich bis heute gegenüber der Äußeren Mission zurückhaltend zeigen, erreichte Gottlieb Blumhardt seit 1828 mit seinem „Heidenboten“ (er hatte bald sechseinhalbtausend Bezieher) einzelne Erweckte und gewann ihre Kreise. Im gleichen Jahre erschien der erste Band seines „Versuchs einer allgemeinen Missionsgeschichte der Kirche Christi“, die er bis 1837 fünfbändig und wie geplant in die Nähe der Reformationszeit vorantrieb, ein Werk des Fleißes und geschichtlich weltbekannt. 1830 war ein Jahr mit Schulden und schwerem Bängen, aber in den Schlußmonaten (Christoph Blumhardt war gerade eingetreten) kamen viele Gaben und ergab sich sogar ein Überschuß. Des Inspektors Leistungen für die Erschließung neuer und eigener Missionsgebiete bei schweren Rückschlägen wollen wir als vom Neffen in seiner Lehrerzeit miterlebt alsdann behandeln.

Zeitweise war es einfach nicht möglich, aus der Schweiz Lehrer fürs Missionshaus zu gewinnen. Mit Christoph Blumhardt wirkten die Lehrer Werner, Staudt und Oehler, sein Nachfolger wurde Dr. Albert Ostertag (1810-1876) – alles Württemberger und ihm z.T. schon lange befreundet; den letzten, den vom Präzeptor Blumhardt in Stuttgart mit seiner Heirat übernommenen Pflegesohn und damit ähnlich Christoph ebenfalls ein Neffe des Inspektors und Christophs Vetter, hatten wir schon als Tübinger Student in Christophs Gebetsgemeinschaft erwähnt. Zweiter Inspektor wurde (1839-50) der uns immer wieder begegnende Wilhelm Hoffmann, den der Vater zu Korntal zum dortigen Nachfolger ersehen hatte, jedoch aus seiner Missionsverbundenheit hergab. Nach ihm leitete - wie gesagt – der Bruder Christoph Hoffmann eine Zeitlang die Chrischona-Schule. Als dritter Inspektor (1849/50-79) folgte der ebenfalls aus Leonberg stammende und schon genannte Joseph Josenhans (1812-84). Unmöglich können wir die Württemberger Gehilfen in den Basler Werken und erst recht nicht alle Missionare aus Württemberg aufzählen.

Die deutsche Vorherrschaft unter den Ausbildnern der Basler Missionare geht fast bis zur Gegenwart. Otto Schott, württembergischer Pfarrersohn und Pfarrer und seit 1875 Erster theologischer Lehrer am Missionshaus, hatte das Inspektorat nur wenige Jahre inne (1879-1884). Ihm folgte Direktor D. Theodor Oehler (1884-1915), Enkel des Tübinger Professors Steudel (der als Blumhardts Lehrer so warm für die Mission wirkte) und Sohn des (zuletzt) Tübinger Professors für Gustav Friedrich Oehler (1812-1872), der von 1834-37 Blumhardts Kollege im Missionshaus war. (1915-26 folgte, ebenfalls Württemberger, Dr. Heinrich Dipper). Unter Inspektor Josenhans, der ihn als „Geograph und Mathematiker, Theologe und Prediger zugleich“ bezeichnete, war als Lehrer der württembergische Pfarrer Paul Wurm (1829-1911; Lehrer 1864-75) eingetreten. Er ist der Vater (Mutter Schweizerin) des

großen Bischofs Theophil Wurm (1868-1953), der nach der Hitlerzeit und dem Zweiten Weltkrieg die Evangelische Kirche in Deutschland wieder gesammelt und geeint hat; daß dies mit dem die evangelischen Konfessionen umfassenden Geist des Basler Missionshauses zusammenhängt, ist fraglos. Für Württemberg und ökumenischen Dienst bedeutender Prälat war schließlich der Missionsdirektor (1926-39) Dr. Karl Hartenstein (Stuttgart 1894-1952). Er mußte zu Kriegsbeginn die Basler Stellung aufgeben und den Deutschen Zweig abtrennen (doch die Verbundenheit blieb und die Verbindung wurde wiederhergestellt).

Unser Christoph Blumhardt, in Darstellungen der Basler Mission stets genannt, war die entscheidende zweite Hälfte seiner Bildungsjahre in diesen gewaltigen Strom eingebettet. Als Bruder des Missionars Karl, als späterer Schwager von Staudt und vom Indienmissionar Dr. Joh. Häberlin (ebenfalls ein Württemberger: aus Tuttlingen 1808-49, mit dem Tübinger Ehrendoktor für sprachliche Leistungen) ist sein Lebensweg weiterhin eng mit der Äußeren wie Inneren Mission verknüpft. Der Schweizer Zündel hat das Gewicht, das er noch in seinem Züricher Entwurf den Basler Tatsachen gab, in der Ausführung seines Lebensbildes von Blumhardt unter den Tisch fallen lassen und das Missionshaus-Archiv nie besucht. Auf die tieferen Gründen als (so vielleicht beim Landeskirchlichen Archiv) Mangel an Zeit können wir erst am Ende des geplanten vierten Buches unserer Biographie eingehen. Durch die Archiv-Bekanntheit müssen wir aus dem Zusammenhang von Blumhardts Leben und dem Werden seiner Anschauungen viel grundlegender seiner Basler Zeit Bedeutung beimessen und sie stärker herausarbeiten als jene erste und bis jetzt ausrichtende Darstellung.

Das Missionshaus in Basel

Der Lehrer Christoph Blumhardt wohnte und wirkte nicht mehr im ersten Heim der Missionsschule, noch weniger im jetzigen Missionshaus. Das „Fälkli“, in dem Spittler so manchen Wanderburschen und Gottsucher aufgenommen hatte, hatte nicht Platz auf 1816 für die erste Lehrerwohnung und gar nicht für die Zöglinge Wohn- und Unterrichtsräume. Unter als göttliche Fügung empfundenen Umständen wurde für die Errichtung der Anstalt das „Panthier“ gekauft, ein schmuckes barockes Patrizierpalais (zuletzt Pfarr- und Professorenhaus) neben einem alten Stadtturm. Man hat es jenseits der Straße vor sich, wenn man heute im Eingang der berühmten Basler Kunstsammlungen steht.

Doch schon 1820, als die zweite dreijährige Ausbildungsperiode mit zwanzig Zöglingen angelaufen war und man ferner eine Vorklasse plante und überhaupt mehr Lehrer brauchte, wurde an der Leonhardstraße in feierlicher Einweihung – mit Vertretern der Öffentlichkeit – im eigenen Saal ein neues Heim bezogen. Die drei aneinander gebauten Häuser sind nicht mehr erhalten. Auf Abbildungen von der großen Gartenseite her sieht man in der Mitte den Hauptaussgang im kleinsten, nur reichlich zweistöckigen Haus. Das größte Gebäude links ist mit ausgebautem Dach vierstöckig, das dreistöckige rechts ohne Besonderheiten. Die Gesamtfront ist siebzehn Fenster breit. Der Garten scheint weniger der Beschäftigung als der Erholung zu dienen. Auffällig klein sind auf einer Zeichnung

die herumwandelnden Gestalten, nur von vorn links sitzt fast kenntlich ein Zögling in geruhsamem Nachdenken auf einer Steinbank. Im Haus hatte Christoph Blumhardt zwei Zimmer: eins zum Schlafen und davor eins zum Wohnen, zum Arbeiten und Empfangen des Gesprächsbesuches. Hier übrigens hatte er für seine Musikliebe und -pflege ein kleines Klavier.

Das dritte, vierzig Jahre später (im Juli 1860) auch zu Blumhardts staunender Freude bezogene Haus ist ein stattlicher Neubau, vorm Spalentor an der Missionsstraße gelegen. Das auffällige Gebäude, hell und festlich im Park, erinnert an Behördenbauten, doch ohne überflüssige Zutaten. Es dient noch heute dem gesamten Betrieb – nur das Kinderhaus liegt seit je nebenbei – und hat seit über hundert Jahren Gäste aus aller Welt gesehen und beherbergt. Wie vor etlichen Jahren eine Schweizer Briefmarke (50 Rappen um 1965) das mächtige Spalentor als Basler Wahrzeichen weltbekannt machte, so ist die Stadt Basel durch die Mission weltberühmt geworden.

Der Lehrkörper und die Bewohnerschaft waren nach unsern bisherigen Ausführungen überwiegend schwäbisch, doch der Anteil der Basler und Schweizer an der Entwicklung des Missionshauses ist nicht gering zu achten. Sie bemühten

ogie, die Bitte um Ausgießung neuer Geisteskräfte und vieles andere mehr. Spleiß vereinte das Buch der Natur und der Bibel und war innig mit dem Romantiker Schubert befreundet. Christophs Freunde Moosmann und selbst Hermann Gundert verdanken ihm viel. Für Christoph selber war er mehrmals ein Erlebnis, von Basel aus hat er ihn in Schaffhausen besucht. Weil Moosmann in Tübingen studierte und Spleiß sich auf Philipp Matth. Hahn und auf Oetinger berief, sind auch diese Schweizer von Württembergern gebildet.

Zu Christophs Zeiten waren die Hälfte der Bewohner des Missionshauses Württemberger, Schweizer nur ein Siebenteil: von fast zweihundert Zöglingen bis 1840 stammten 101 aus Württemberg, 56 aus dem übrigen Deutschland, 29 aus der Schweiz und 12 aus anderen Ländern. Als freundschaftlich mit ihm verbunden nennen wir aus Württemberg noch den Wirtschaftsführer und Hausvater der Anstalt: Christian Büchelen (1802 in Heidenheim geboren und 1839 im Missionshaus gestorben), zuerst (1821) Missionsschüler und dann des Inspektors „rechte Hand“. Seine erste, aus Stuttgart stammende Frau verlor er leider schon 1831 und die zweite (aus Bern) 1838, so daß Frau Inspektor Hoffmann eine große Aufgabe und die Betriebslast als Hausmutter überkamen. Der Lehrer Blumhardt war Pate bei Büchelens Tochter Friederike. 1838 widmete er dem dreieinhalbjährigen „Dödlin“ im Gedenken der Mutter ein Weihnachtsgedicht (15 Str.). Sie wurde als Gattin eines württembergischen Pfarrers (Meuret; April 1859 und Blumhardt war bei der Hochzeit in Fellbach) Hausmutter im Kinderhaus (für Missionarskinder, deren Eltern im Felde stehen oder dort verstorben sind). Mit diesen Zahlen und Beispielen und im Rückblick auf die weithin deutsche Vermittlung kann man die Basler Mission wohl eine Außenstelle Württembergs im gemeinsamen alemannischen Stamm nennen. Das Missionars-Jahresfest in Basel wurde bis in unsere Zeit „Württembergfest“ genannt und die Chrischona bei Basel scherzhaft als „Klein-Württemberg“ bezeichnet. Die deutliche Führung durchs wohlhabende Bürgertum, der Ansturm des Kleinbürgertums auf die Missionarsausbildung hat wie allgemein erst in den letzten Jahrzehnten nachgelassen. Heute übernimmt die Basler Mission, bei der schon immer fertige Theologen um Aufnahme nachsuchten, ausgebildete Theologen, Ärzte, Werkmeister und Wirtschaftsfachleute und gibt ihnen im Missionshaus nur kurzartig in Studien und Besprechungen eine letzte Zurüstung.

Keine vorgeschriebene Kleidung wie einst die Seminaristen in Württemberg hat die Bewohner damals kenntlich gemacht; aber die meisten waren in Ausstattung und Wäschebetreuung ganz vom Haus abhängig. Was hatte doch der Inspektor von seinem neuesten Lehrer erwartet und verlangt? Nicht zuerst Entfaltung von Methode und Drill, sondern das Wollen in Demut und Liebe. Lehrendes Können war hinlänglich vorausgesetzt – Mitarbeiten war nötig und erwünscht. Denn es ging eben nicht – wie leider bei unseren heutigen Schulen durchweg vorherrschend – um Aus-Bildung von Fähigkeiten, mit denen man den allgemeinen Lebensstandard fördert und sich seinen äußeren Wohlstand schafft,

sondern zuerst und zuletzt um reine Bildung des Menschen, der zum Sendboten taugt. So sehr die Württemberger Lehrer die eigene Erfahrung aus dem Niederen Seminar anwandten und äußere Einrichtungen aus dem Tübinger Stift der württembergischen Landeskirche übernahmen, so grundlegend anders war doch die Ausrichtung oder Verwirklichung. Hier wußte sich der Zögling – ein Erwachsener – von Gott zum Dienst an seinem Reich berufen und war in Liebe zum Nächsten des fremden Volkes, seiner Rasse und bisherigen Religion bereit zum Selbst-Opfer. Möglichst rundum ein Mensch mußte er draußen auf dem Missionspfad selber seine Aufgaben sehen, die Lösungsmöglichkeit erkennen und mit Leib und Seele daran arbeiten, durch Vorbild den anderen für eine Neubildung zu gewinnen. Das leisteten nur Persönlichkeiten, dabei ja nicht selbstbewußte und fertige. Ein Beispiel für die gegenwärtig ältere Generation war der Elsässer Theologie-Professor (Erneuerer von Bachs Orgelspiel) und Arzt Albert Schweitzer (1875-1954; Friedensnobelpreisträger) mit seinem Hinausgehen (1913 im französischen Missionsdienst) nach Afrika.

Bei der Einrichtung der Anstalt dachte sein erster Inspektor an zehn bis fünfzehn fromme junge Männer, die das 20. Lebensjahr erreicht haben. In den Dreißiger Jahren bekam das Haus gewöhnlich in mehreren Klassen vierzig Insassen. Sie sollen gründlich und praktisch und stets mit Blick auf den Missionsdienst ausgerüstet werden. Dies Ziel sollte in sechs halbjährigen Kursen erreicht werden. Grundlage war umfassendes Bibel-Studium. Doch der Unterricht mußte ausgehen von deutscher Sprachlehre und Rechtschreibung, Rechnen und den Anfangsgründen von Englisch und Holländisch. Das waren die Sprachen der damaligen Weltherrscher und Seefahrer und der Missionsgesellschaften, an die die Basler anfangs übergingen. Die Anforderungen wurden laufend gesteigert: Englisch war fließend zu sprechen. Sprachlehre hieß daher bald Anleitung zur Redekunst und zu Aufsätzen an die Behörden, Rechnen führte weit in die Mathematik. Nicht nur Geographie mit Tier- und Pflanzenkunde und Kulturgeschichte mit politischem Stand der außereuropäischen Länder, sondern auch Kenntnisse in der Anatomie, Allgemeinmedizin und in der Seelenlehre waren zu vermitteln. Daneben stand die Pflege von Zeichnen und Musik, namentlich gemeinsames Singen. Und eigenes Bücherlesen war vorgesehen. In unserem heutigen Urteil sind einfachste Mittel höchsten Zielen verbunden. Unterricht in Schönschrift (Kalligraphie) hilft dem Schreiber zu Maß und Form, bildet fürs ganz fremdartige Buchstabenmalen arabischer und fernöstlicher Sprachen vor. Rechtschreibung (Orthographie) macht nicht nur gebildeten Eindruck, sondern erhöht die Genauigkeit fürs Erfassen eingeborener Sprachen nach Gehör und möglicher Schreibung. Das Zeichnen meinte im Zeitalter vor der Lichtbilderei im Dienst draußen Darstellen der Behausung und Umgebung, der Merkmale dortiger Landschaften und lief ebenfalls auf Skizzen für Bauteile und technische Einrichtungen und aufs Kartenzeichnen hinaus. Musik hilft nicht nur der Gemütsfindung, sondern pflegt stark Gemeinschaft und dient der Gottesdienst-Einrichtung. Auch wurde zu technischen Arbeiten angeleitet und sollten die Ferien in der Landwirtschaft genutzt werden. Schwimmen sollte man lernen. Da war also schwäbisch geprägter Biblizismus mit umfassender Ausbildung in weltlichen Fächern verbunden und sowohl theoretische wie praktische Ausbildung erstrebt. Man hat den Lehrplan öfter als eine Meisterleistung bezeichnet. Die Hausordnung – vielleicht das Wichtigste – sollte nach den Statuten der „Biblischen Missionsanstalt“ (Name seit 1820) „dem Reich der göttlichen Freiheit angehören“. Wer Krücken der

Gebote und Verbote nötig habe, gehöre nicht hinein. Kein persönliches Tagebuch war vorgeschrieben. Selbst das Rauchen wurde allmählich gestattet.

Schon der zweite Kurs wurde auf Anforderung der Church Mission Society Latein und Griechisch zugemutet. Damit wurde der Zugang zur Basler Universität erleichtert. Wiederum als Theologiestudium konnten sie in Festzeiten zur Predigt-Aushilfe auf dem Lande und ständig zur Besorgung der Morgenandachten im „Schellenhaus“ (d.h. bei den Strafgefangenen – denen auch Karl Barth zuletzt allein predigte) gebraucht werden. Weil das Hebräische auf morgenländische Sprachen, bei denen man Mission in Aussicht nahm, vorbereite, führte der Inspektor die Ausbildung in allen drei alten Sprachen ein: eine gewaltige Anforderung an intellektuelle Begabung und an den Fleiß der Zöglinge, die trotz vorgerückten Alters mindestens zwei Fremdsprachen gleichzeitig anfangen und wie ein Schulkind Formen üben und Wörter lernen mußten; jedoch ein außerordentliches Rüstzeug, nicht nur einheimische Sprachen sich anzueignen, sondern der Schwierigkeiten ihrer Überführung in Grammatik und Literatur Herr zu werden. Die Ausbildungszeit verlängerte sich auf vier und fünf Jahre und wurde später noch mehr erleichtert. Schon anfangs schickte man einen Begabten (den Sachsen Dittrich, später im Kaukasus) für Arabisch und Türkisch nach Paris und ließ ihn in Cambridge Persisch und Armenisch treiben. Es ist unmöglich, hier einen Einblick in die Leistungen der Missionare für die eingeborenen und fremdländischen Sprachen zu geben (in Afrika und in Indien z.B.). Erwähnt sei nur auf erdkundlichem Gebiet etwa die Entdeckung der äquatorialen Schneeberge (Kilimandscharo) und die erste Kunde von den großen afrikanischen Binnenseen (durch Johann Ludwig Krapf, aus Derendingen bei Tübingen 1810-1881, mit Johannes Reebmann, aus Gerlingen 1820-1876, der neben einem Wörterbuch eine Karte von Ostafrika lieferte; beide ruhen auf dem Alten Korntaler Friedhof.

Da die Lehrer die württembergischen Theologen-Heime und –Ausbildung durchlaufen hatten, wurde man beim Erleben des Basler Missionshauses auf Schritt und Tritt an die Niederen Seminare wie Schöntal und ans Tübinger Stift erinnert. Nur sah alles räumlich gedrängt, einfacher und praktischer aus. Bei der Herkunft der Zöglinge aus breiten Volksschichten war das Heranführen an und gegebenenfalls die Einpassung in Basler Patrizierfamilien, bei denen man regelmäßig einen Wochentag zu Tisch geladen war (eine Pause für die Heimküche!), und der Umgang mit dem Stil von Regierungsstellen eine heikle und notwendige Aufgabe.

Im Haus bemühte man sich ernsthaft und unablässig vor allem um Brüderlichkeit. Deswegen war das allgemeine Du eingeführt worden. Anfangs kam bei Aufnahme auch der Bruderkuß vor. Allerdings ebenso grundsätzlich wie selbstverständlich war zur Stützung einer Ausbildungsautorität und für Einrichten einer Feldzugshierarchie von unten nach oben erst einmal das Sie festgehalten.

Blumhardts Unterricht

Mit großer Einfühlung in Blumhardts vorgelegten „Entwicklungsgang“ vom 2. August 1830 hatte die Berufung auf eine untere Lehrerstelle vom 23. September seinen Unterricht auf seine Lieblingsstudien abgestellt: Von den alten Sprachen wurde ihm besonders Hebräisch zugeteilt, von andern Fächern herausragend Weltgeschichte oder von der mathematischen Seite her Geographie, an theologischer Einführung bekam er exegetisch-praktische Erklärungsübungen über einzelne alttestamentliche

Schriften. Wenn man ihm von den Vorbereitungs- und Hilfsfächern die Rechtschreibung in der untersten Klasse anvertraute, scheint man ihn für einen besonders sorgfältigen und einschulenden, geschickten und erfolgreichen Lehrer gehalten zu haben. Die – wie gesagt – durchschnittlich vierzig Schüler waren auf vier Klassen verteilt, die unterste als vierte gezählt. Wann und wo Blumhardt während seiner sechseinhalb Jahre als Lehrer in Basel die einzelnen Lehrstoffe vorgetragen hat, läßt sich nicht mehr durchgängig ermitteln. Meist findet sich auf seinen heute noch erhaltenen Stoffsammlungen eine Angabe des Halbjahres; aber es handelt sich öfter nicht mehr um die ersten Aufzeichnungen, sondern um spätere, nach mehrmaliger Durcharbeit gefertigte Reinschriften und Diktate. Zu seinem jeweiligen Lehrplan verraten die Sitzungs-Niederschriften im Archiv des Basler Missionshauses gelegentlich viele Einzelheiten, doch geben sie nur beispielhafte Einblicke. Jeder Lehrer hatte für sich ein Memorandum zu führen; Blumhardts derartiges Tagebuch über den erteilten Unterricht kam jedoch – was gut verständlich – nicht auf uns. Dabei wurde der Stundenplan nicht aufs strengste durchgeführt, sondern den Erfordernissen bester Förderung wendig Raum gegeben. Die Kenntnisse wurden in schriftlichen Klausurarbeiten nachgewiesen und nach Fächern im Endexamen geprüft. Aufgrund der Ergebnisse wurde wie sie in den Württemberger Theologischen Seminaren eine Reihenfolge (Lokation) aufgestellt. Jedoch nichts von alledem ist aufbewahrt. Nicht Zeugnisse gelten, sondern die Persönlichkeit für die Mission wurde angesehen. Das Lernen war nicht zuerst Gedächtnisübung, sondern Begegnung; das Wissen war nicht wiederholende Erinnerung an den Unterricht, sondern sollte in Verarbeitung angeeignet sein; die Ausbildung war eine durch die Wirklichkeit ziehende Erkundung und enthielt das Abenteuer des gesteigerten Selbstaudrucks. Und wieviel Wachstum und Entfaltung verschaffte dieser Unterricht dem Lehrer Blumhardt selber!

Nächst dem Überblick über die Lehraufgaben läßt sich ein genauerer Einblick in die Lehrverteilung mit mindestens zwanzig Unterrichtsstunden in der Woche geben. Nach den Lehrerkonferenz-Protokollen 1830-32 (spätere fehlen) war Blumhardt im ersten Winter in der obersten Klasse mit vier Wochenstunden die hebräische Exegese zugeteilt, in der nächsten mit ebenfalls vier Stunden hebräische Übungen. In der dritten Klasse unterrichtete er Latein (dabei Patristik = Texte der Kirchenväter) mit fünf Stunden und deutsche Sprache mit sechs. Ob er auch die Arithmetik mit drei Stunden gab und das Singen leitete, ist nicht sicher. Für die unterste Klasse war ihm Einübung und Verbesserung von Aufsätzen (monatlich mindestens ein größerer) übertragen. Im Sommer 1832 bekam er in der zweiten Klasse griechische Exegese und Übungen mit zusammen sieben Stunden und Weltgeschichte mit vier Stunden; in der dritten unterrichtete er vier in Arithmetik und Geometrie; in der ersten Klasse hatte er zwei Stunden hebräische Übungen, in der zweiten fünf hebräische Grammatik und in der vierten Klasse zwei Stunden schriftliche Übungen in Deutsch. Er hatte unter den vier Lehrern die meisten Wochenstunden. In den „Komitee-Protokollen“ des Gesamtvorstandes finden sich am 8.10.1834 für Blumhardt als Unterrichtsverteilung in der obersten Klasse zwei Stunden Homiletik (= Predigtlehre), in den nächsten beiden gemeinsamen vier Stunden Bibelgeschichte; dazu in der zweiten Hebräisch mit drei Stunden; in den untersten (Anfang-) Latein mit sechs Stunden. Nach den „Wochenzetteln“, die der Senior zu führen hatte – das war die Mitwirkung der Zöglinge durch einen jeweiligen Dienstältesten, dem noch ein Famulus („Gehilfe“) zur Seite stand – bestand Blumhardts letzter Unterricht im März 1837 in zwei Stunden für die oberen Klassen gemeinsam „Messianische Weissagungen“, für die zweite Klasse eine Stunde hebräische Grammatik, für die

zweite und dritte gemeinsam zwölf Stunden Biblische Geschichte, für die dritte drei Stunden Geometrie und zwei Stunden Astronomie, für die vierte zwei Stunden Allgemeine Kenntnisse (darunter Naturkunde) und eine Stunde Katechismus (lutherischer und reformierter nebeneinander). Man sieht, wie im Laufe der Jahre Blumhardt gewichtigere Lehrstoffe zukamen. Unterlagen für den altsprachlichen Unterricht tauchten nirgends auf, aber noch in Möttlingen und in Bad Boll erteilte Blumhardt welchen, hinterließ sogar eine Übersetzung aus Vergils Aeneis in Prosa und hat viele Bibellieder aus dem hebräischen und griechischen Urtext übertragen und nach gängigen Melodien geformt. Für den mathematischen Unterricht scheint sein in der Schöntaler Zeit angefertigter (damals genannt) „Huber“ maßgebend gewesen zu sein. Für die Realkenntnisse fanden sich Sammelhefte so bunt wie die zerstreute Fächer-Aufführung im zufälligen Einblick der Zeitenfolge. Selbst um Versteinerungen kümmerte man sich. Die Naturwissenschaften waren nämlich ein Nebenfach des Theologen geblieben. Nach einer späten Briefstelle trieb er in Basel neben Mineralogie Geologie Anatomie.

Während der Unterricht in der Weltgeschichte in Blumhardts weitverbreitetem „Handbüchlein“ (1843) eingegangen ist, blieben über die übrigen Sachkenntnisse in seinem Nachlaß handschriftliche Hefte aus den letzten Unterrichtsjahren erhalten: Geometrie und Stereometrie, Mathematische (einschließlich Psychischer) Geographie, eine umfängliche Ausarbeitung Astronomie und Die Sternbilder. Die gedruckte Missionskarte ist später beigelegt? So hat Blumhardt auch die Älteste Wissenschaft – gleichzeitig von den entferntesten Gegenständen – vermittelt; denn nach den Gestirnen mußten sich die Missionare wie Seefahrer zurechtfinden können. Ihm selber war also die Erhabenheit des Weltalls samt den uralten Sternbezeichnungen vertraut. Wie sieht sein Naturbegriff aus? Die „Erzeugte“ ist nicht geheimnisvoll göttlich und nicht unlebendig stofflich, noch weniger Material zu unserer Ausbeutung; sie ist Kreatur oder „Schöpfung“. Als Zugeordnete steht sie nicht grundsätzlich über uns und liegt nicht unter uns, ist auch nicht für uns – weder unbedingt als Helfer noch als bloßes Mittel zur Verwertung; sondern sie ist mit uns. Das sagt der biblische Schöpfungsbericht und ihre Erfassung in der Heilsgeschichte (vgl. Jesus nach Mark. 1,13 und Paulus gegenüber den Anschauungen der Antike von Natur und Materie und Technik, bes. mit Röm. 8,22). Blumhardt beherzigt den Schöpfungsbefehl „macht sie euch untertan!“ (vgl. 1. Mose 1,28) zusammen mit der neutestamentlichen Weisung der Ehrfurcht vor ihrem Leben in der Gefallenheit und Erlösungssehnsucht. Wir führen die missionarische Linie und die Lebenshaltung gleich noch ein wenig aus: Aus der unbewußten Teilhabe aller Natur an der Berufung zur Freiheit ergibt sich für den bewußten Menschen die Partnerschaft, klar für die Miterben Christi (Röm. 8, 17ff.). Damit überwindet Blumhardts biblische Anschauung eine gefühlsselige Naturschwärmerei von Romantikern wie den aufkommenden seelenlosen Materialismus mancher Wissenschaftler und steht gegen technische rohe Vergewaltigung der Umwelt mit allmählich bedrückenden zerstörerischen Folgen. Geistesgeschichtlich erinnern seine Naturanschauungen an den aus dem Tübinger Stift hervorgegangenen Schelling, wobei beide von Böhme und Oetinger herkommen und Blumhardt wohl weniger unmittelbar als vielmehr aus Eschenmayer und aus allgemeiner Geistesströmung aufnahm. Erlebnismäßig war ihm sein Tübinger Star Bruder wie für Franziskus von Assisi; aber gegen die antiker Mythologie nachgeahmte Göttin Weila seines Freundes Mörike entschied er vom alleinigen persönlichen Gott her

sich für die christliche Naturauffassung. In unserer weiteren Darstellung wollen wir den heidnischen und unklar gewordenen Begriff „Natur“ meiden und den bei Blumhardt sehr häufig anzutreffenden „Kreatur“ gebrauchen oder seine deutsche Übersetzung mit Schöpfung oder mit Geschöpf. In der Entfaltung von Blumhardts Theologie war im Anschluß der Stuttgarter Jahre sein Bibelbegriff Hauptsache, in den Schöntaler Jahren ward es seine Anschauung von Jesus, seit den Tübinger Jahren sein Naturbegriff. Die Basler Jahre runden seine gläubige Welterfassung als Reichs-Gottes-Theologie ab. In den Möttlinger Kampfbereichen entwickelt er dann ganz persönlich seine endgeschichtliche Erwartung.

Den Höhepunkt seiner persönlich gewählten Theologie bietet gewiß die Schlußvorlesung „Messianische Weissagungen“, natürlich aus dem Urtext. Sie hatten Blumhardt schon zu Tübingen in hebräischen Privatstunden beschäftigt. Vielleicht ist ihre Behandlung gar bewußt gegen die zeitgenössischen Auflösungen (etwa bei D. Fr. Strauß) als mythologisierende Mißverständnisse gewählt? Auf ihren Inhalt wollen wir aber erst mit seinem nächsten theologischen Aufsatz eingehen, den er als württembergischer Pfarrverweser zu Iptingen schrieb. Dieser von der Behörde gewünschte Beleg für wissenschaftliche Fortbildung ruht noch auf Basler Bibelunterricht. Die meiste Theologie wird sich dort in Gesprächen gebildet haben. Darum ist ihre Festigung für uns nicht mehr erkennbar. Sie war ein Dienst der Fragen der Brüder an Blumhardt. Auch seine sonstige Nachhilfe läßt sich nicht mehr aufzeigen. Vielleicht stammt eine Aufsatzkorrektur (im Ferienbericht des Möttlingers Andreas Stenger) in ihrer Handschrift mit roter Tinte von ihm? Daß man die Schüler Selbsterlebtes schreiben ließ, erleichterte ihnen für den Aufsatz die Stoffsammlung und den Gestaltungsfluß. Wiederum dem Lehrkörper gaben solche Berichte unauffällig guten Einblick in Wesen und Entwicklung der Zöglinge. Können wir Nachhilfe und Gespräche nicht mehr abhören, nichts von der gegenseitigen Festigung in der Theologie der Brüder nachprüfen, so widmen wir uns vielmehr den Zeugnissen von Blumhardts Biblischem Unterricht.

Der Hauptunterricht bestand in Biblischer Geschichte und in Erklärung einzelner Bibelbücher. Bibelkenntnis und –umgang waren Grundlage und Gerüst der gesamten Ausbildung. Diese geschah nicht zuletzt in der gemeinsamen Morgen- und Abendandacht. Die Eintrittswoche für Blumhardt stand (laut Wochenzettel) unter Epheser 2 bis Philipper 2 aus dem Neuen Testament, aus dem Alten unter Esra 2 und 3. Täglich also gab es die fortlaufende Lesung und Anwendung beider Schrifteile. Dazu kam das private Bibelstudium. Was der Unterricht in Biblischer Geschichte zu leisten hatte, war nicht einfach eine Zeittafel für die Geschichte in der Bibel und ein Aufriß ihres erzählerischen Zusammenhangs. Nach Blumhardts umfänglichen Niederschriften waren besonders bei der Erklärung alle sogenannten Einleitungsfragen zu behandeln: nämlich Zeit und Ort der Abfassung eines Bibelstücks, sein vermutlicher Verfasser und möglicher Leserkreis, Aufbau und Inhaltsübersicht, Stichworte und Merkmale einzelner Kapitel, überhaupt der Glaubens- und Verkündigungswert (Theologie und Kerygma) gerade des vorliegenden Abschnitts. Auf den aus ihm Sprechenden war zu hören. Alles geschah etwa in dem Sinn und der Weise, wie der Tübinger Bibeltheologe Adolf Schlatter (1852-1938 aus Schweizer, auch mit der Basler Mission verbundener Familie) der Gemeinde seine „Einleitung in die Bibel“ (1889) geschrieben und hinterlassen hat.

Blumhardt arbeitete seine Erläuterungen in Paragraphen-Einteilung und numerierte die Bogen, Lagen und Seiten. Was sich zuletzt von den Einzelbogen und Sammelblättern aus der Basler Arbeit noch im Nachlaß fand, war ziemlich verstreut und bleibt durch Unfertiges und durch Verluste sehr bruchstückhaft. Die Umschläge tragen zuweilen eine Jahreszahl. Gesammelt sind jedoch auch spätere Neufassungen und Ergänzungen. Die „Biblische Geschichte“ ging von der Schöpfung bis zu seiner Gegenwart Palästinas (in Einzelstücken und mit Neufassungen, auch Grund- und Aufrißzeichnungen von Stiftshütte und Tempel zusammen über 500 S.). Sie hat fast dreieinhalb Hundert Paragraphen und ist, nachdem Einzelnes bei Verwandten und forschenden Freunden zerstreut war, fast geschlossen zusammengefunden. Die Bibelerklärung galt im alten Testament Mose, Samuel, Hiob, Jesaja und Jeremia, von den Kleinen Propheten Amos, Micha und Haggai (um 200 S.). Ins Neue Testament führte eine „Evangelienharmonie“ (150 S.), die Erklärung der Bergpredigt (130 S.), des Johannes-Evangeliums (60 vereinzelt von ursprünglich 160 S.); die beiden letzten Ausarbeitungen stammen nicht allein aus Basel. Außer der Thessalonicher-Einführung (1847) fand

oppelt. Es fehlt also den Aufzeichnungen die letzte Hand. Inhaltlich gibt es kaum etwas, das man nicht in anderen Büchern gleichfalls lesen kann. Fesselnd wird nur, daß und wie es der junge Blumhardt sagt. Ebenso lassen sich tiefe Erkenntnis über die Ausbildung und Zurüstung der Basler Missionare gewinnen. So sind diese Arbeiten Blumhardts, zwar immer noch brauchbar, mehr von geschichtlichem als von heutigem Wert. Zeitnah verständlich man sie vielleicht als etwas Zurechtweisung – heute wie damals. Denn es liegt viel Kindverständnis und bewährte Erfahrung vor, stete Bibelbezogenheit und beispielhafte Erläuterung aus dem Schriftganzen und selbstverständlich Hochschätzung der reformatorischen Katechismen – obwohl

schon Blumhardt für die Schulkinder Schwerverständlichkeit mancher Sprachfügung in Luther-Bibel und –Lernstoff anzeigt.

oppelt. Es fehlt also den Aufzeichnungen die letzte Hand. Inhaltlich gibt es kaum etwas, das man nicht in anderen Büchern gleichfalls lesen kann. Fesselnd wird nur, daß und wie es der junge Blumhardt sagt. Ebenso lassen sich tiefe Erkenntnis über die Ausbildung und Zurüstung der Basler Missionare gewinnen. So sind diese Arbeiten Blumhardts, zwar immer noch brauchbar, mehr von geschichtlichem als von heutigem Wert. Zeitnah verstände man sie vielleicht als etwas Zurechtweisung – heute wie damals. Denn es liegt viel Kindverständnis und bewährte Erfahrung vor, stete Bibelbezogenheit und beispielhafte Erläuterung aus dem Schriftganzen und selbstverständlich Hochschätzung der reformatorischen Katechismen – obwohl schon Blumhardt für die Schulkinder Schwerverständlichkeit mancher Sprachfügung in Luther-Bibel und –Lernstoff anzeigt.

oppelt. Es fehlt also den Aufzeichnungen die letzte Hand. Inhaltlich gibt es kaum etwas, das man nicht in anderen Büchern gleichfalls lesen kann. Fesselnd wird nur, daß und wie es der junge Blumhardt sagt. Ebenso lassen sich tiefe Erkenntnis über die Ausbildung und Zurüstung der Basler Missionare gewinnen. So sind diese Arbeiten Blumhardts, zwar immer noch brauchbar, mehr von geschichtlichem als von heutigem Wert. Zeitnah versteht man sie vielleicht als etwas Zurechtweisung – heute wie damals. Denn es liegt viel Kindverständnis und bewährte Erfahrung vor, stete Bibelbezogenheit und beispielhafte Erläuterung aus dem Schriftganzen und selbstverständlich Hochschätzung der reformatorischen Katechismen – obwohl schon Blumhardt für die Schulkinder Schwerverständlichkeit mancher Sprachfügung in Luther-Bibel und –Lernstoff anzeigt.

oppelt. Es fehlt also den Aufzeichnungen die letzte Hand. Inhaltlich gibt es kaum etwas, das man nicht in anderen Büchern gleichfalls lesen kann. Fesselnd wird nur, daß und wie es der junge Blumhardt sagt. Ebenso lassen sich tiefe Erkenntnis über die Ausbildung und Zurüstung der Basler Missionare gewinnen. So sind diese Arbeiten Blumhardts, zwar immer noch brauchbar, mehr von geschichtlichem als von heutigem Wert. Zeitnah verstände man sie vielleicht als etwas Zurechtweisung – heute wie damals. Denn es liegt viel Kindverständnis und bewährte Erfahrung vor, stete Bibelbezogenheit und beispielhafte Erläuterung aus dem Schriftganzen und selbstverständlich Hochschätzung der reformatorischen Katechismen – obwohl schon Blumhardt für die Schulkinder Schwerverständlichkeit mancher Sprachfügung in Luther-Bibel und –Lernstoff anzeigt.

Katechetik ist die Lehre vom Unterricht im Christentum. Der Basler Blumhardt legt in seiner (reichlich hundert eng beschriebenen Seiten – im Druck wäre es etwa gleichviel) Gewicht auf den Katecheten. Fast zwei Drittel der Vorlesung (ab Mai 1835) gehen über den Lehrer und über seine Schüler, nämlich über die Art der Kinder, die Schwierigkeiten mit Jugendlichen und die Behandlung Erwachsener (mit Nebenblicken aufs Verhalten außerhalb des Unterrichts). Dem werden Winke für die Begegnung mit Katholiken, Sekten, Juden und Heiden angeschlossen. Auch auf dem Missionsfeld gilt als Hauptregel: Niemals forsch von obenherab, sondern zuerst selber um die Sache bemüht und mit erbarmungsvoller Weisheit in die Bedürfnisse einzugehen bereit sein! Die Urteile über die Jugend seiner Gegenwart sind recht pessimistisch und ließen sich ohne weiteres heute wiederholen. Vom letzten Drittel widmet sich fast die Hälfte allgemeinen Bemerkungen über Fragen und Benutzung gegebener Antworten, über Stoffwahl und Gliederung, über Begriffe und Beweise, über Sprache und Benehmen. Die Regeln wirken hier oft abstrakt und allgemein, doch die Ausführungen des nächsten Teils bleiben anschaulich und bringen treffende biblische Beispiele. Dieses letzte Fünftel vom Ganzen behandelt endlich die Hauptgattungen der Katechisation, nämlich die zergliedernde (textauflösende), die entwickelnde (oder sokratische) und die prüfende (examinierende). Diese Formen werden nicht nur dargestellt, sondern es wird auch in ihrer Verwandlung angeleitet. Der Anhang bespricht Eignung und Ausgang einer schulischen oder kirchlichen Unterrichtsstunde und die Wichtigkeit des Gebets.

Homiletik, die Lehre vom Verkündigen auf der Kanzel, erläutert Blumhardt als die „Anweisung zum geistlichen Rede“. Der Basler Lehrer hat sie (nach Ausweis des Komitee-Protokolls) im Herbst 1834 in zwei Wochenstunden der obersten Klasse, laut Wochenzetteln (Blätter eines Schultagebuchs) 1836 beiden oberen Klassen gemeinsam ab Mitte April bis Anfang Juli zweistündig, Ende September bis Ende Oktober vierstündig vorgetragen. Also diente das an Umfang der Katechetik etwa gleichstarke Heft mit seinen 121 § rund fünfzig Lesungen. Nach Papiervergleich stammt die Reinschrift der bald dreißig Paragraphen, Vorwort und Einleitung „Über die geistliche Beredsamkeit“ aus dem Winter 1835/36, das Mittelstück dagegen steht noch auf Papier von 1834. Wenn auch der Prediger in seiner Person nicht außer Acht gelassen ist, so entfaltet dies Büchlein doch eine sachliche Predigt-Belehrung, und zwar stichwortartig und oft streng logisch bis ins kleinste gegliedert, dabei sehr umfassend, mit vielen Beispielen lehrreich und hilfreich für einwandfreies Gestalten. Die Abhandlung endet nach dem Abschluß (Hauptteil 8 und 9) „Vom Halten der Predigt“ wie eine gute unerwartet und

mit einem Segenswunsch. Kenntnis des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen wird beim Studium der Anleitungen vorausgesetzt. Im Vortrag wird schlichte Sprache verlangt, für gute deutsche werden Hinweise gegeben, auch das Äußerlichste im Verhalten wird beachtet. Die Anwendung als der wichtigste Teil einer Predigt ist doppelt so lang wie die übrigen Gesichtspunkte ausgearbeitet. Die mitleidige Liebe als Grundhaltung schlägt immer wieder durch. Dabei ist sie so streng, daß sie pietistisch Tanzen, Spiel und Theater wegen der meist vorwaltenden Gesinnung mit wahrem Christentum nicht vereinbar erklärt. Strafen jedoch als besonders heikel wird mit biblischen Klugheitsregeln – jeden Aufruhr vermeidend – geschildert. Man wird gespannt, wie Blumhardt selber als Prediger seine Regeln durchhält. Er hat sie gegenüber der Möttlinger Gemeinde alle befolgt.

Tätigkeit in der Stadt

Den wesentlichen Unterricht erhielten die in die Mission Berufenen vom Präsidenten Pfarrer von Brunn, vom obersten Basler Geistlichen (Antistes Falkeisen) und nicht zuletzt vom Inspektor Blumhardt. Als Lehrer waren nach Christoph Blumhardts Antritt im nächsten Jahr Repetent Karl Werner (1831-34), den wir als Freund Barths und als Christophs Studiengenossen kennenlernten, eingetreten, im übernächsten Kandidat Staudt (1832-43), dem wir unter anderem als Blumhardts Tübinger Freund begegneten. Von der gemeinsamen Wirksamkeit dieser Drei heißt es Anfang 1833 bündig: sie „nehmen sich der Zöglinge auch außer den Lehrstunden treu an und leiten ihre Privatstudien liebevoll“. Als ein vierter Theologe wurde Werners Nachfolger Gustav Friedrich Oehler (1834-37), den wir ebenfalls schon bei den Württembergern des Missionshauses erwähnt hatten. Er unterrichtete Deutsch und Latein, Geographie, Psychologie und Logik, griechische und hebräische Exegese, Arabisch, Symbolik und Kirchengeschichte und starb als Tübinger Alttestamentler. Von ihm wird bezeugt, daß sich in Basel sein ganzer geistiger Horizont erweiterte und ihm sein pädagogisches Wirken als Gegengewicht gegen die reine Wissenschaft von Nutzen wurde. Unter mehreren Hilfskräften gab ein Engländer den Unterricht seiner Sprache. Diese Bemerkungen zu unsers Lehrers Kollegen geben uns den Ton an, die Höhe des Gesprächs einschließlich am Mittagstisch zu erschließen. Hier stellten sich laufend Hausgäste ein, neben Missionaren auf Urlaub viele Helfer und Freunde des Inspektors. Es lassen sich schlecht Namen sammeln, ihre bloße Nennung bedeutet zudem heute nichts mehr. In den Wochenzetteln fehlen Vornamen z. dergl. und sind sie vielleicht nicht immer richtig geschrieben. Da findet sich z.B. Anfang Januar 1831 ein „Flad aus Stuttgart“. Wer mag's sein? Dem dortigen Kaufmann Häring – wie wir erlebten: als führender Bruder Basel sehr verbunden – gelang es, beim König wieder einen Zögling vom Soldatendienst freizubekommen. Die Volltheologen waren sowieso befreit. Der (von uns öfter erwähnte) Liederdichter Albert Knapp war im Herbst 1834 in Basel. – Unter so vielen Anregungen ist es nicht unwahrscheinlich, aber leider aus den „Basler Sammlungen“ nicht belegbar, daß sich Christoph Blumhardt – wie seine drei Mitlehrer später durch Bücher sehr bekannt wurden – schon damals schriftstellerisch mit Beiträgen betätigt hat. Erhalten ist ein Notizbüchlein mit Basler Missionsnachrichten 1831/32. An Freund Barth hatte er solche weiterzugeben - woraus ein reger Briefwechsel und Herzensfreundschaft erwuchs -, so daß er mittelbar in dessen Calwer Missionsblatt beteiligt ist. Auch hat Blumhardt beispielsweise auf dem Basler Missionsfest Juli 1834 nach dem Inspektor die zweite Hälfte des Jahresberichts gegeben. Im

gleichen Jahre war er Nachfolger Werners im Schriften-Verbreitungs-Ausschuß geworden und hatte ihn Werner um Beiträge in seinem württembergischen Jugendblatt „Theophilus“ gebeten.

Leider ist uns ebenfalls nicht umfänglich nachweisbar, wie stark Blumhardt Vorlesungen an der Universität der Stadt Basel besuchte. An ihre Höhe hatte das Missionshaus Anschluß. Wie einige Zöglinge ging Blumhardt zu De Wette (1780-1849). Er war das anerkannte Haupt der Theologischen Fakultät, auch Prediger in der Stadt. Diese führende Persönlichkeit, aus Berlin 1819 vertrieben (wegen eines vertraulichen Eintretens für den Kotzebue-Mörder Sand) und seit 1822 in Basel, wollte – kritisch und fromm – eine Theologie des Verstandes und Glaubens, wobei er den Glauben mit Schönheitsgefühl stützte. Schon seine ersten „Beiträge zur Einleitung in das Alte Testament“ (1806 f.) nutzen den mythischen Schlüssel, indem neben der Literarkritik Religionsgeschichte und –philosophie zur Geltung kommen. Der Kritik der Evangelien durch D.F.Strauß gab er 1836 auffallend viel Raum (später nicht mehr). Es ist bezeichnend, daß Blumhardt selber ihn würdigen und hören konnte („schätzen“ wäre wohl zuviel gesagt). Das Missionshaus zog Bedenken, daß einige Zöglinge Gasthörer bei de Wette würden, wie sie Kirchengeschichte bei dem versöhnlichen Karl Rudolf Hagenbach (1801-1874) hörten. Man wollte sie nicht in die historische Bibelkritik einführen lassen und meinte überhaupt, der Gewinn für sie entspräche nicht dem Zeitaufwand. Freunde erreichten 1836 eine außerordentliche Professur und beriefen aus Württemberg den Bibeltheologen Tobias Beck. Bei ihm hörten dann ältere Zöglinge regelmäßig. Er ist uns als zeitweiser Stiftsgenosse Christophs bekannt und wird uns, wie er schon bei Mörike auftauchte (1849) noch eindringender beschäftigen. Wie die Zöglinge war erst recht ihr Lehrer Blumhardt in Basler Familien zu Tische geladen. Auch durch Erbauungsstunden waren ihm manche verbunden. Wir kennen allerlei Patriziernamen aus seinen Tagebüchern. Baslern sind einige noch heute vertraut, unser Leser vermißt sie nicht. Einige werden sich zu Christophs Hochzeit melden. Da schrieben sie ihm gereimt:

Sie haben oft in stiller Stunde / Mit Gottes Wort uns wohlgetan / Und uns gestärkt zum Gnadenbunde / Und uns gewiesen himmeln. / Sie stimmten Lieder an in unserm Kreise: / Einstimmig haben wir den Herrn erhöht; / Sie zeugten laut zu unsers Heilands Preise. / Für unsre Seelen haben Sie gefleht. Was uns bemerkens- und nachdenkenswert erscheint, ist mit einem Bilde der Naturwissenschaft das engere „Zusammenleben“ (Symbiose) zweier Lebewesen verschiedener Art, die zusammen besser gedeihen und da keiner einseitig Vorteile hat. Handelt es sich um Geschäftsleute, die den Mittagstisch bieten, so genießen sie den Geist des Missionshauses. Und sind es gar Arbeiter der Kirchengemeinde, so wird der so nötige gegenseitige Bezug von Kirche und Mission vermittelt.

Wie Blumhardts Herz für die Mission schlug, spürt man lebenslang bei seinen Predigten über Missionsstoffe des Neuen Testaments. Er bevorzugt nicht nur die Weisen aus dem Morgenland und den Kämmerer aus dem Mohrenland, die Apostelgeschichte und die Missionsreisen des Apostels Paulus. Er behandelt Jesu Mutter als hebräische junge Frau, schätzt das syrische für die Tochter bittende Weib, den römischen Hauptmann, wo immer einer auftaucht, ebenso die suchenden Griechen, übersieht nicht, daß ein Afrikaner Jesu Kreuz nach Golgatha trug. Gebetszeilen wie „Hilf uns, Menschen aller Rassen in Dein Reich zu bringen“ können noch ins Herrnhuter Lösungsbuch unserer Gegenwart einfließen.

Von Basler Predigten, von denen handschriftlich einige überkommen sind, hat Zündel eine Sommer 1831 in der Elisabethkirche auszugsweise gedruckt, Blumhardts Sohn Theophil ein Jahr darauf jene Herbst 1832 im Münster veröffentlicht, wo Blumhardt später auf Missionsfesten noch manches Mal mitwirken sollte. Bedeutungsvoll gehen beide Predigten auf die vollkommene Liebe über (Matth. 5, 43-48, Joh. 13,34 f.) und erfassen großen biblischen Zusammenhang, offenbaren gleichzeitig das Wesen der Seelsorge des späteren Blumhardt. In St.Leonhard sprach er im September 1831, in der Martinskirche im Juli 1832. Aus seinem Tagebuch erfahren wir vom Mai ebenfalls von zwei Predigten im Umland. Also war, obschon nur wenig erhalten ist, Blumhardts Predigtätigkeit ziemlich häufig. Eine Weihnachtspredigt hielt er 1836 im Hospital

Eher mehr als weniger predigte Blumhardt in den umliegenden Dörfern. Einen Gottesdienst in Tenniken war dem dortigen Pfarrerssohn noch nach fünf Jahrzehnten in Erinnerung und daß ein schweizerischer Offizier, ein Katholik, zu seinem Vater gesagt habe: „Ihr hent aber e gute Vikari.“ Von häufigen Vorträgen danach in einer Basler Sonntagabend-Versammlung sagt der gleiche Zeuge: Blumhardt „wußte damals schon recht eindringlich zu sprechen.“ Denn noch mehr als Predigten waren der Erbauungsstunden, auch wochentags hin und her in den Häusern. Oft mieteten die Veranstalter Säle. Blumhardts Tagebuch nennt allein eine Versammlung im Saal „Hirzel“ Ende November und Ende Dezember 1835 und dazwischen eine im „Württemberg Hof.“ Dazu kamen – neben Kinderstunden, Konfirmandenunterricht und Katechismusstunde – vier „Mägdestunden“ (Vorstufe von Spittlers Mägdeherberge?), zwei (Erwachsenen-)Stunden (6. u. 13.12.) in unbekanntenen Häusern und eine Missionsstunde (7.12.). Die „Mägdestunde“ und die im Landeswaisenhaus wurden in den Weihnachtstagen ihm abgenommen – er war wahrscheinlich auswärts.

Tagebuch und Theologie

Wie aus Dürrmenzer Jahr sind Basler Tagebuch-Rest über die Schweiz in den Familiennachlaß heimgekehrt: ein Heft oder genauer Pappbuch Juli/Oktober 1832, sechs Seiten November/Dezember 1835. Das Büchlein wie die schon früher entdeckten Tagebuchnotizen aus dem Juli und August 1831 mit Weihnachtsreise 1831/32 und leergebliebene End-Seiten verdeutlichen, daß Blumhardt nicht regelmäßig Einträge vornahm, sondern besonders auf Reisen die Erlebnisse festhielt.

So gering die Reste sind, lassen sich doch an hundert Personennamen und an fünfzig Orte zusammenstellen. Die Nennung von Missionaren und die Teilnahme an Ereignissen der Basler Mission und Nachrichten von anderen Missionen lassen wir hier weg. Die gelegentliche Erwähnung der politischen Basler Unruhen heben wir für später auf. Denkwürdig ist die Selbsterziehung: am 13.12.1831 beklagt er die Leere des Herzens bei Anstalts-Frömmigkeit und rügt sich am nächsten Tage wegen falscher Ermahnung, drei Tage später wegen zu vieler Klagen über Arbeit und zu wenig Gottesfurcht; doch ähnliche Stellen sind sehr selten. Im Dezember 1835 schauen wir einmal in den Briefwechsel mit der Mutter, die durch Christoph von seinem Bruder, dem Basler Bäcker Wilhelm, Geldunterstützung erhält, und sehen in Schreiben an den Bruder Gustav in der Stuttgarter Lehrerausbildung. Christoph kümmert sich auch um die Verwandtschaft. Mit seinem Bruder Karl steht er im Missionshaus in inniger Verbindung, mit Wilhelm in der Stadt, den Christoph in von Brunns Stunde trifft, tauschte er schon 1831 Weihnachtsgeschenke. Gustav und die Schwestern erhielten

Weihnachtspäckchen, die Mutter 1835 Verse. Auch der Briefwechsel mit Freunden wird erwähnt, so ein Brief an Hoffmann (18.5.1832).

Das Merkwürdigste sind Notizen, daß von Brunn im Dezember 1835 zwei besessene Kinder behandelte. Sie waren angeblich durch den Genuß eines Pfannkuchens behext. Der Knabe – oder vielmehr ein böser Geist – redete in Anfällen Schlimmes aus dem Bauch. Blumhardt erlebt (9.12.) mit, wie von Brunn zur Beschwörung übergeht und sehr erschöpft wurde. Der Gesamtausgang ist von Blumhardt nicht überliefert. Im Februar des Jahres hatte er von Brunn zu seiner 25jährigen Amtstätigkeit in Basel ein Gedicht „Worte dankbarer Liebe ihrem verehrten Vater und Lehrer“ gewidmet, gleichzeitig im Namen der Zöglinge. Aufstand und Religionsabfall in Baselland klingt an und die letzte der neun Strophen lautet:

Jener Tag wird's einmal offenbaren, / Was an Sündern Gottes Wort hier tut. / Zeuge fort! Du wirst es dort erfahren, / Welch ein Segen in der Treue ruht. / Laß sie alle sich zusammenrotten, / Die in frevlem Übermüte spotten: /Höll' und Tod liegt überwunden da, / Drüben tönt es schon „Hallelujah“!

Aufschlußreich ist ein theologischer Streit um die Allmacht Jesu. Blumhardt bekam ihn Ende Mai 1832 mit einigen Zöglingen wegen seiner Exegese. Er hatte offenbar die Menschlichkeit Jesu, der und Gottes Krafttat bitten muß, herausgearbeitet. Das stieß wohl der dogmatischen Anschauung, die den Herrn Jesu in der Christus-Allmacht sieht (Ende des 2. Glaubensartikels), zusammen. Blumhardt hat nach unserer Einsicht in die verschiedenen Jahre den Heiland menschlich erfahren und hatte viel Wortlaut der Evangelien für sich. Ein Hörer hatte sich gegen Christophs Bruder Karl ausgesprochen und war anscheinend belehrbar. Aber der Konflikt schwelte allgemein. Kollege Werner empfahl Blumhardt Anfang Juli (9.7.) einen Gang zu von Brunn. Doch hier kommt es (13.7.) zu beträchtlicher Auseinandersetzung. Der Missionsinspektor weilte (wegen seiner erkrankten Frau) im Bad Badenweiler und konnte erst am 15. Juli unterrichtet werden; er geht am nächsten Tage zu von Brunn. Darauf hatte Blumhardt, der sich auf den Herrnhuter Spangenberg berief, am 17. Juli mit dem Präsidenten eine zweistündige Aussprache, die sehr gut verlief. Noch am gleichen Tage kam es auch zur Versöhnung mit dem Hauptgegner.

Aus anderen Tagebuchstellen erhellt, daß Blumhardt sich von Festbesuchern (1831) über Michelianer und Oetingerianer, auch über Gichtelianer näher aufklären ließ. Letztere wirken etwas ehefeindlich. Die Einführung der Brüdergemeinde brachte in der Landeskirche Erweckte nicht weiter! Über den Unterschied der fröhlichen Pregizerianer und der schwermütigeren Michelianer hatte Blumhardt im Dezember viel Gespräch mit Werner, der mehr dem letzteren – den Hahnschen Brüdern - verbunden war.

Festzuhalten ist, daß sich der Basler Blumhardt in der Verbindung nach allen Seiten eine selbständige Theologie erarbeitet hat. „Erkämpft“ gegenüber Theologen seiner Zeit wäre zuviel und zeitlich unstimmig gesagt; doch „verteidigt“ bezeichnet seine innere Haltung wohl richtig, als nach der Enttäuschung, daß Bengels Prophezeiung nicht eintraf, in die beiden letzten Jahre die bis heute wirksame Erschütterung durch Strauß einbrach, dessen Name damals freilich bei Blumhardt nicht fällt. Der Basler war etwas abseits von seinen jüngeren Tübinger Mitstudenten geraten oder die Mehrzahl an fester Kirchlichkeit lockerer als er geworden. Traurig schreibt er von seiner Durchreise durch das

geliebte Nest (25.7.1832) in die Stuttgarter Ferien, daß er sich, um wenigstens einige zu treffen, vorm Sonntagsgottesdienst vergeblich in der Tür der Stiftskirche aufgestellt habe. Dagegen ihm ist unabwehlich Grundlage das verkündigte Wort Gottes. Verwurzelung gibt es für ihn nur in der Heiligen Schrift. Mit den Reformierten, deren Einfluß in Basel stärker als in Württemberg, sieht er die Wortoffenbarung im Grunde gleichwertig im Alten wie Neuen Testament. Diese grundlegende Anschauung von der allein verständlichen und allgemein gültigen Offenbarung darf nicht erweicht werden (so sieht sich Blumhardts Hauptstellung an). Sie ist vom kirchlichen Bekenntnis gestützt; diese Stützen können diskutiert werden, die Offenbarung selber nicht. Denn täte man von dem gegebenen Standpunkt und Horchen auf den Ruf beiseite, um ihn aus anderen Blickwinkeln zu betrachten, so hätte man keinen die Gemeinde haltenden und fiel ins Bodenlose. Andere mögen sich über Religionsleben etwas vormachen; alle Haltung in Blumhardts Schule war Auseinandersetzung von Wirklichkeit zu Wirklichkeit. Ein Gelehrter packt z.B. über Indien mit höherer Geistigkeit alter Quellen Totengebeine aus, der Missionar begegnet lebendiger Massenreligion. Im Abstand von der wahren Anbetung im Geist entpuppen sich die Götter als verlogene Götzen. Hier muß Blumhardt schärfer als in Tübingen sich von humanistischer Mischreligion absetzen und die Zöglinge ausrichten. Noch des genannten Basler Lehrers Paul Wurm „Handbuch der Religionsgeschichte“ (1904) schwamm nicht einfach mit dem entwicklungsgeschichtlichen Denken des verflossenen Jahrhunderts, sondern stellte aufgrund der biblischen Aussagen über den Menschen und das Heidentum den heidnischen Religionen das Christentum als die Religion der Offenbarung gegenüber. Jesus ist der Sieger der Geistesgeschichte und Mitte der Weltgeschichte, doch nicht nur. Er ist für Blumhardt zuerst der Helfer der Kleinen, der Geringen, jedes einzelnen Bedrückten.

Dieser täglich erfahrene Beistand wurde wichtig gegen die Enttäuschung, als der von Bengel her 1836 erwartete Anbruch des Tausendjährigen Reiches nicht eintraf. Wie erregt die Erweckten vorher sich teilweise verhielten und was Blumhardt erlebt hat, berichtet der Alte (1877 zu Matt. 24, 38 f.):

So ist es bei uns früher vorgekommen, da man nach des sel. Bengels Auslegung so sehr auf das Jahr 1836 hinsah, daß man sein Haus und anderes verfallen ließ, weil man dachte, es sei nicht mehr nötig, es auszubessern, oder daß man, wenn man baute, nur ganz hingällig baute, weil es nicht über das Jahr 1836 zu dauern nötig hätte, daß man ferner sein Geschäft aufgab oder keine Bestellungen mehr auf dasselbe machte, weil's doch nicht mehr der Mühe wert wäre. Besonders ist es in meiner Seelsorge bis heute oft vorgekommen, namentlich von 1848 an wieder aufs neue, daß man sich allen Ernstes besann, ob man doch heiraten dürfe und ob es nicht nach dem Willen des Herrn sei, bei der gewissen Nähe Seiner Zukunft unverheiratet zu bleiben ...

Blumhardts Schritten zu

Is einmalige Leistung als eine „Theologie der Weltgeschichte“. So ist Blumhardt in der Basler Zeit umringt von den Veröffentlichungen in seinem Freundeskreis. Von Barth erschien namentlich in den „Basler Sammlungen“ zu Beginn 1837 der im vorausgehenden November geschriebene „Rückblick auf 1836“ mit der Bemerkung, daß er schon seit 1829 die Erwartung für 1836 aufgab, nachdem er bereits vorher für sie in der Schrift keinen Grund gefunden hatte. Aber Bengel bleibt so wichtig, daß man seine Ansage und ihren Irrtum im Gleichnis von den Zehn Jungfrauen, die erst zu zeitig aufbrachen (herausgelesen aus Matth. 25,5 „verzog“), geweissagt finden könnte; vor allem gilt die dortige Mahnung, nicht einzuschlafen. Denkt Blumhardt anders? In jenem Zusammenhang mit seinen Erlebnissen um 1836 verwirft er im Anschluß an Jesu Rede jede Berechnung und jede entsprechende Änderung unserer äußeren Verhältnisse, ebenfalls Auswanderung in ein Fluchtland wie jene unbedachte 1817 ins südliche Rußland, „um, wenn der Herr käme, dem Gelobten Lande näher zu sein“, und das neueste Fortziehen der Templer nach Jerusalem und Palästina. Aber in die Vorbereitung der Wiederkunft ist Blumhardt selber mit seinem Unterricht in Basel eingestiegen und später hat gerade er ihre Nähe ausgerufen und zu wachender und betender Erwartung erweckt. Es bleibt nämlich seines Lehrers Bengel Verdienst, seit Augustin das Verständnis des Tausendjährigen Reiches, wie es in der katholischen und in der lutherischen Theologie unentdeckt blieb, enthüllt zu haben als das kommende Reich der Christusherrschaft auf einer verwandelten Erde. Diesem Reich Gottes dient die Mission.

Wieweit verfällt sie Mythen? Gegen diese zeitnahe Auflösung oder Verfälschung der Offenbarung mußte sich schon Blumhardt behaupten. Wir behandeln zuerst die Sache, dann die Begegnung für Blumhardt, schließlich sein persönliches Verhalten zu Strauß. – Das griechische Wort Mythos meint besonders die heilige Erzählung, im Neuen Testament bezeichnet es sich christlich gebende Fabeln und Fabeleien (1.Tim. 1,4, Titus 1,14, 1.Tim. 4,7, 2.Tim 4,4) und ausgeklügelte Geschichten (2.Petr. 1,16); die abendländische Bildung faßt unter Mythos eine Göttersage. Gewisse Theologen hatten den Begriff, der durch Schelling allgemein bedeutsam wurde, in historischen Mythos (Erweiterung von Tatsachen ins unerfahrene Unglaubliche), philosophischen (Einkleidung von Leitgedanken) und poetischen (Dichtung aus der Menge) zu spalten gesucht und teilweise auf Abschnitte des Alten, dann des Neuen Testaments schon vor D.F. Strauß angewendet: s. die Einleitung zu seinem „Leben Jesu“ (2 Bde. 1835 f.). Seine Absicht ist, indem er „auf seinem natürlichen Wege der Sagenbildung“ unbewußtes, ans Alte Testament angelehnten Dichten in der Gemeinde voraussetzt, „den Begriff des Mythos auf den ganzen Umfang der Lebensgeschichte Jesu anzuwenden, in allen Teilen derselbern mythische Erzählungen oder wenigstens Ausschmückungen zerstreut zu finden“. Als Wissenschaftler fühlt er sich dabei „durch die Rücksicht auf die Angemessenheit an den Geist und die Darstellungsweise eines Volkes und einer Zeit in Untersuchung der den Erzählungen zugrunde liegenden Ideen gebunden“. Keineswegs handelt es sich um „künstliche Produkte absichtsvoller

Dichtung“. Der Irrtum von Strauß liegt in der Meinung, eine voraussetzungslose Wissenschaft aus dem Grunderfordernis zu treiben, daß ihm „die innere Befreiung des Gemüts und Denkens von gewissen religiösen und dogmatischen Voraussetzungen durch philosophische Studien frühe zuteil geworden ist“. Die Voraussetzung seiner eigenen Wissenschaft haben obige Anführungen genannt. Mit Aufgabe des gegenwärtigen Anspruchs der Heilsgeschichte hat er unter dem Eindruck vorausgehender Forschung sich eben auf die Annahme von unzuverlässigen und zu verlassenden mythisch entstellten Berichten gestellt. Die tiefste Voraussetzung, die eine Ansicht der Bibel wie ein Buch sonst in der Welt meint, verrät uns ferner eine unsachliche oder verkehrt festgehaltene Einstellung, denn die Abschnitte des Neuen Testaments werden nicht als religiöse Darstellung – im Grunde Unterhaltung – erfaßt, sondern wollen als Verkündigung genommen sein und erweisen sich als lebenbildende Geschichte, und zwar sich grundsätzlich aus der Hörerhaltung in die „kritische Bearbeitung“ (Fortsetzung des Titels bei Strauß) begibt, erfährt die nur in der Nachfolge erfahrbare Wahrheit eben nicht. Strauß nun hat damals noch behauptet, der innere Kern des christlichen Glaubens bleibe unangetastet: „Christi übernatürliche Geburt, seine Wunder, seine Auferstehung und Himmelfahrt bleiben ewige Wahrheiten, so sehr ihre Wirklichkeit als historischer Fakta angezweifelt werden mag“. Da liegt ersatzweise ein philosophischer Glaube an Ideen vor, bei Strauß von Hegel her. In seinem Glauben spiegelt er eine denkerisch notwendige Entwicklung seit dem Urchristentum vor. Uns ist nur eine gewisse der Neuzeit sichtbar: Luthers Bedingung 1521 auf dem Reichstag zu Worms „wenn ich nicht durch Zeugnisse der Schrift oder durch klare Vernunftgründe überwunden werde“ hat anscheinend beiden Seiten der evangelischen Theologie, der biblischen wie der kritischen die Bahn eröffnet. Geschichtlich ist bekannt, daß er der nicht-römischen Geistesfreiheit den nordeuropäischen Raum erschloß, der modernen Denkfreiheit eine Gasse brach und die Forschungsfreiheit protestantischer Universitäten ermöglichte. Doch mit seinem Nachsatz „mein Gewissen in dem Worte Gottes gefangen“ ist für ihn und alle Evangelischen eine selbstherrliche Vernunft ausgeschlossen. Abgesehen von der prüfenden, daß man z.B. „nachdenkt“ (Phil. 4,8 Ende) und bei seiner Darstellung nicht in Selbstwiderspruch geraten darf, muß es mit der buchstäblichen Ableitung von „Vernunft“ beim „Vernehmen“ der Wirklichkeit und des Gotteswortes bleiben, andernfalls man den Sündenfall („sein wie Gott“) und gebiert die gefallene Teufelswerk; z.B. dem kopernikanischen Weltbild konnte man unbeschadet des Glaubens recht geben, dem atheistischen Rationalismus nicht. Gegen derlei Vernunft tritt der missionarische Gebrauch in Kraft (vgl. Paulus 2. Kor. 10,5). Er ist erschwert durch den von Lessing aufgezeigten „garstigen Graben“ zwischen Geschichte- und dem Einleuchten von Vernunftwahrheiten, der nur durch das innere Zeugnis; ob dem geschichtlichen Zeugen zu glauben sei, überwunden werden kann – in jenem „Frieden, welcher höher ist als alle Vernunft“ (Phil. 4,7). Weil nur der Geist Gottes die tiefen der Gottheit weiß und wir noch nicht das Geglaubte wie Sinnliches begreifen (vgl. 1.Kor. 2,10 und 2.Kor. 5,7), bleibt der Streit aufgegeben und im ganzen vorläufig unentschieden. Sieht man ein, daß in Strauß ein Philosoph in die selbstgewählte Nebenstellung auf Mythen und Ideen ging und bei hergetragenen Einstellungen befangen ist, so ist der christliche Glaube nicht grundsätzlich zu erschüttern. Den Anstoß an widersprüchlichen Berichten und ihm Unverständlichen teilt wer, ringt aber, wie es der Bericht will, um die gläubige Überwindung. Und wissenschaftliche fragt er im Gegenangriff: Woher weiß man, wie und was die damalige Gemeinde (Wer? Dies Genie, besonders bei erst spät sichtbarer schöpferischer

Leistung, wäre zu suchen!) hinzugedichtet hat, und läßt sich überhaupt Bericht und Deutung jemals sauber trennen? Strauß verunsichert vom Mythos her insgesamt den Bericht. Eine Person haben wir nur in ihren Erscheinungen; nicht in Beobachtung von deren Veränderlichem, sondern nur in der Begegnung ist sie selber erfaßbar und wird dann als hinter der Erscheinung unveränderlich angenommen. Weil schließlich unser Denken an Sprache und diese an Sinnlichkeit gebunden ist, sind (nach Hamann) die Kritik als Reinigung und die Entmythologisierung (Schlagwort seit R. Bultmann 1941) letztlich undurchführbar. Wie beim Essen wird der Gläubige aufpassen (man kann Strauße für ein Wächteramt der natürlichen Vernunft hinsichtlich Widersprüchen u. dergl. dankbar sein), sich aber beruhigen, daß er immer Bakterien mitißt und diese im ganzen der Verdauung nützlich sind. Wir haben von Blumhardt Grundlagen her gedacht, besitzen aber keine Äußerung zum Streit damaliger Theologen. Daß Blumhardt zu Basel nicht von dem durch Strauß erregten Kampf um den christlichen Glauben berührt worden wäre, ist ausgeschlossen. Zwar war er nicht mehr in Tübingen und war durchs Missionshaus und in der Stadt von früh bis spät im missionarischen Einsatz. David Friedrich Strauß (1808-1874), Sohn eines Ludwigsburger Kaufmanns und einer Pfarrerstochter und wie die ebenfalls aus kirchlichem Dienst geschiedenen Friedrich Theodor Vischer und Christian Märklin schon in Blaubeuren Schüler des die historisch-kritische Theologie zu Tübingen begründenden Baur, hatte seine philosophische Doktorarbeit über die Blumhardt wichtige „Lehre von der Widerbringung aller Dinge in ihrer religionsgeschichtlichen Entwicklung“ geschrieben und war derweilen, nachdem er zu Maulbronn auch Hermann Gunderts anfangs begeisterter Lehrer war, seit 1832 Repetent am Tübinger Stift. Diese Stellung verlor er schon nach dem ersten Band seines „Lebens Jesu“ und lebte seit 1836 im Privatstand. (1839 wurde der Antritt als Prof. in Zürich unmöglich, doch erhielt er Pension). Nächste Mörke und Vischer bildet für Blumhardt Strauß die dritte geistesgeschichtlich wichtige Tübinger Begegnung, und die jetzige Streitsache um mythische Quellen kam ihm auch zu Basel schon durch De Wette nahe. Die ersten Entgegnungen schrieben zwei Blumhardt liebe Professoren, und sofort nach dem zweiten Band erschien vom Freund Hoffmann eine größere:

Joh. Christian Friedr. Steudel „Vorläufig zu Beherrigendes bei Würdigung der Frage über die historische oder mythische Grundlage des Lebens Jesu, wie die canonischen Evangelien dieses darstellen, vorgehalten aus dem Bewußtsein eines Gläubigen, der den Supranaturalisten beigezählt wird, zur Beruhigung der Gemüter (besonders abgedruckt aus der Tübinger Zeitschrift für Theologie, Tübingen 1835, 88 S.). Karl August Eschenmayer „Der Ischariothismus unserer Tage, eine Zugabe zu dem jüngst erschienenen Werke ‚Das Leben Jesu‘ von Strauß“ (Tübingen 1835, 7 Bogen). „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet von Dr. D.F. Strauß. Geprüft für Theologen und Nichttheologen von Wilhelm Hoffmann, Diaconus zu Winnenden“ (Stuttgart 1836, 436 S.)

Darin hat Hoffmann einleitend mit anderen Worten als wir im vorigen Absatz schon die hauptsächlichsten Einwände vorgebracht, hat das Fehlen der geistesgeschichtlich seit der Urchristenheit notwendigen Linie, mit der Strauß seinen Abschluß decken wollte, nachgewiesen und weitere fragwürdige Anknüpfung an Hegel bekämpft. Im ganzen habe Strauß sich gegen die gläubigen Voraussetzungen erklärt und sein Buch mit den ungläubigen angefüllt. Daß Strauß den christlichen Glauben überhaupt von Historie trennen will und seinen Halt an Geschichte schließlich unmöglich macht, hat Hoffmann durchschaut. Wenn er sich auf Einzelnes bei Strauß einläßt (manches

Eingehen weist er mit Recht einfach ab), kann auch er, soviel er Unrichtiges in Anführung oder Auslegung und in Behauptungen aufweist, gesucht und zurechtmachend wirken. Im Ganzen läßt er mit einem Goethe-Wort von der Natur Kern und Schale nicht trennen und ist gewiß, daß die Wolke sich verziehen wird, das evangelische Wort aber bestehen bleibt. So sieht ein Theologe fast lächelnd auf die Anfechtung zurück. Gar nicht angefochten äußerte sich Barth 1837 unter den vielen Streitschriften für und wider in einer kleinen Veröffentlichung gegenwärtiger mohammedanischer „Mythen des Lebens Jesu“, mit denen er die unverkennbare Echtheit der evangelischen Erzählung beleuchtet und Strauß wie einen unter einem Überzug schlecht sehenden Vorläufer des Antichristen heimschickt. Sollte nun Blumhardt keins dieser Bücher ... gelesen oder wenigstens eingesehen haben? Interessiert muß er sich haben und hat am ehesten die Einstellung und Meinung Hoffmanns geteilt. Während Strauß auf dem Wege des Jahrhunderts zu Psychologiestudium und Historismus, ja Relativismus war und die Gegenwart die Sprachtheorie zur Linguistik entleert (von der Mathematik und Technik her ist die Vokabel Verkehrszeichen und wird des Wortes persönlicher oder Geist-Bezug übersehen), steht der moderne Mensch, der mit dem Dialog seinen Halt im Du verlor, auf und macht, Blumhardts Richtung wieder näherkommend, das Wort und Bild glaubensbereit zum Brunnen der Meditation.

In einem dritten Durchgang ergründen wir noch Blumhardts persönliche und später geäußerte Haltung zu Strauß. Wenn gar nichts von Auseinandersetzung mit ihm irgendwie für den Basler Blumhardt bezeugt und belegbar ist, fragen wir zuerst: Hatte er keinen Sinn für die Wahrheitsforschung? Er stand in der Glaubensforschung und hatte erfolgreich seelsorgerische Arbeit. Die Geborgenheit in der Glaubensgemeinschaft des Missionshauses bewahrte ihn vor schwerer Anfechtung durch einen wissenschaftlichen Streit, dessen Lösung er von seinen Grundlagen aus in der dargestellten Richtung sah und dazu Tüchtigeren überließ. Persönlich fühlte er wahrscheinlich Gezänk drohen, und das war ihm zeitlebens unangenehm und unfruchtbar. Dennoch steht er nicht unberührt abseits, sondern gefestigt da. Der Streit um den Grundzug der Offenbarung – daß sie persönlicher Einbruch, nicht Erzählung für Zuschauer – ist von jedem Leser biblischer Losung immer neu täglich zu entscheiden. Und Blumhardt war mitfühlend: Durch sein Leben hin läßt sich sein Bemühen um Strauß verfolgen. Nach der Überlieferung hatte er mit dem Studenten gebetet – das geschah zumindest in der Tübinger „Stunde“. Strauß war also Blumhardt näher als Friedrich Theodor Vischer gekommen. Aber nach Zündel hat Blumhardt bedauert, daß Strauß außerhalb des biblischen Wortes Glaubensgrundlagen etwa bei der „Seherin von Prevorst“ suchte, die Strauß bei Kerner in Weinsberg während der Oster- und der Pfingstferien 1827 besuchte. Und so sei, meinte Blumhardt, Strauß mit der Einsicht in deren Fragwürdigkeit vom Glauben abgekommen. Der läßt sich wie Gehen und Schwimmen nur durch Übung erwerben. Hatte Strauß später dazu noch Lust? Er kam sich als der Überlegene vor: Über den Möttlinger Blumhardt schreibt er 1851 in seinem „Märklin“ von „vermeintlicher Wundertätigkeit des gutherzigen, aber geistig beschränkten Pfarrers“ dort, nennt ihn allerdings nicht mit Eigennamen. Andererseits Blumhardt hat Strauß als Menschen nie verworfen, sondern ihm durch die Mannesjahrzehnte hin sein Haus offen gehalten – nur hat Strauß solche Einladung nach Boll nicht angenommen. Und schließlich haben wir beim alten Blumhardt eine Auseinandersetzung entdeckt: Als Strauß 1864 neu sein „Leben Jesu“ als Volksaufgabe erscheinen ließ (4. Auflage und diese bis 1904 in dreizehn), brachte die Wuppertaler Festwoche eine Versammlung der Kirche Unterbarmens

über mythische Auslegung der biblischen Geschichte und bekam Blumhardt das Schlußwort und hielt er das Schlußgebet. In einer Nachschrift jenes Schlußwortes steht, Blumhardt habe Strauß zu lesen angefangen. Ihm wird der Verstand zu einseitig und hochmütig gebraucht. Er bekämpft schon den Materialismus der Abstammung des Menschen vom Affen, die Strauß nach mehreren Streitschriften 1872 von Darwin in sein Bekenntnis „Der alte und der neue Glaube“ übernahm. Blumhardt, Vernunft rufend, will Strauß noch auf seinem Idealismus behaften, da der Mensch, nach der Schöpfungsgeschichte mit Gottes Geist begabt, das erste übernatürliche Geschöpf ist. Also ist Übernatürliches möglich und ist wirklich. Daß der Mensch ausarten konnte; beweist, daß er etwas anderes als die Tiere ist. Sogar notwendig ist nun das übernatürliche Kommen des Christus als zweiter Adam, der Wunder tut, das Verdorbene wieder zurechtzubringen. Das Weinwunder zu Kana, die Speisung der Tausende, die Auferweckung des Jünglings zu Nain zeigt unfaßbar den Heiland! Und die Wunder sind nicht wie bei vielen zeitgenössischen Theologen eine zu umgehende oder untergeordnete Sache, die Verschiebung der Geschichte des Neuen Testaments in die Fabelwelt ist vielmehr ein Angriff des bösen Feindes. Statt daß wir „renaisieren“ (das Wort bildet Blumhardt nach dem flacheren Mitstreiter von Strauß in Frankreich: Ernest Renan, 1823-1892; „Leben Jesu“ 1863), sollten wir um neue Wunder bitten. (Blumhardts Wunder-Begriff läßt sich noch nicht beim Basler, sondern erst beim Möttlinger „Kampf“ gründlich behandeln.) Auch 1873 hat Blumhardt in seinem Nachruf für Hoffmann sich ohne Eigennamen zum Tübinger „Abtrünnigen“ von damals versöhnlich geäußert. Freilich völlig sieghaft hat auch er nicht auslegen können. Im gleichen Jahr hat Blumhardt zum Beginn seiner „Blätter aus Bad Boll“ das Unglaubliche am stillstehenden Stern der Weisen durch Auslegung „Engel“ (vgl. Offbg. 1,20) zu beheben versucht (welche Auslegung er bei Kirchenvätern und widerlegt bei Strauß finden konnte) und hat sich dadurch allerlei Aufruhr bis zum auslachen zugezogen; auf diesen gescheiterten Versuch müssen wir wahrscheinlich in der Boller Zeit eingehen. Zur Persönlichkeit von Strauß wird Blumhardts Haltung – und vielleicht unsere – wohl treffend beleuchtet mit dem Gespräch zwischen dem uns zeitgenössischen Schriftsteller Albrecht Goes und dem alten Theologie-Professor Karl Barth („Erster und letzter Besuch“): Da hat Goes sich „via Mörike“, der dem Ludwigsburger Jugendfreund mit freundlicher Bestimmtheit bedeutet hat, daß er „die Denkwege des Alternden nicht mitgehen könne und wolle“. Von den Straußschen Anschauungen abgesetzt, aber seine Betroffenheit von dem „frommen Gesicht“ des Repetenten (Rebellen) bezeugt, und Barth hat ähnlich geantwortet: „und wie bedrückend ist das zerfallende Gesicht des alten Mannes.“

Gebetsleben und Krankheit

Blumhardt hat uns einigen Einblick in sein Basler Gebetsleben hinterlassen. Das Beten ist der Kern seiner Glaubenshaltung und die Brunnenstube seiner Theologie. Tief dürfen wir in das Werden seiner Möttlinger Anschauungen von Krankheit und Heilung hineinsehen. Wir drucken ab, was er im Alter seinen Freunden in den „Blättern aus Bad Boll“ mitteilte:

Ich will etwa aus meinem Leben erzählen. Als ich in Basel Lehrer im Missionshaus war, um 1831 oder 1832, war ich einmal in Gefahr, pockenkrank zu werden, weil die Seuche im Hause herrschte. Ich fühlte ein heftiges Fieber und schien bereits, auch nach Aussage des Arztes, gepackt von den Pocken. Indessen rang ich die Nacht darauf mit dem Herrn, wiewohl ganz still und ruhig, aber ernstlich aufwärtsblickend. Aufeinmal nach Mitternacht war mir's, als streifte mir eine Hand vom Kopf bis zu den

Füßen etwas hinaus; und ich fühlte mich vollkommen wohl und frei. Doch war ich bereits so geschwächt, daß ich noch acht Tage lang das Bett hüten mußte. Mein Bruder, Zögling im Missionshause, später Missionar in Krischnapur, jetzt 69 Jahre alt, verpflegte mich; und auch sonst stand ich in guter Pflege.

So erlebte Blumhardt Gottes Zusage „Ich bin der Herr, dein Arzt“ (2. Mose 15,26). Zu beachten ist die Darstellung des Gebetes: kein drängendes Kämpfen, sondern stille Innerlichkeit und ruhige Ergebenheit, doch ernsthafter Glaube.

Die Fortsetzung ist für menschliche Betrachtung vielleicht noch wertvoller, etwas über Aussichtslosigkeit einer Entgegensetzung gegen finstere Einflüsterungen zu lernen. Blumhardts Gemüt kam damals in ein fürchterliches Durcheinander mit der Spannung zu einem Vertreter des anderen Geschlechts und kam es sich durch widrige Gedanken äußerst häßlich vor; obwohl er „ernstlich“ dagegen betete, nahmen ihm diese Gedanken „allen Ernst im Gebet.“ Die Heilung erfuhr er durch Nichtachtung bei gläubiger Einstellung.

Da begegnete mir's aber, daß ich unaufhörlich mit widrigen und bitteren Gedanken gegen eine Frau des Hauses, die sonst aufs beste zu mir stand, um ganz geringfügig

en Herrn Jesum
gefunden, und von fröhlichen Erlebnissen im Basler Kreis, daß ich nur mitjubeln konnte. Alles freilich ohne viel Äußerung meinerseits, ich träumte halb zwischen hinein. Er machte aber so getrost weiter, daß ich mich endlich besann, es sei doch eigentlich keine Krankheit mehr um den Weg, und aufstand, um ihn in Brüderkreis noch weiter zu genießen. Bei den späteren Krankenheilungen besann ich mich auf diesen Vorfall zurück und konnte sie mir damit leichter erklären.

en Herrn Jesum gefunden, und
von fröhlichen Erlebnissen im Basler Kreis, daß ich nur mitjubeln konnte. Alles freilich ohne viel Äußerung meinerseits, ich träumte halb zwischen hinein. Er machte aber so getrost weiter, daß ich mich endlich besann, es sei doch eigentlich keine Krankheit mehr um den Weg, und aufstand, um ihn

in Brüderkreis noch weiter zu genießen. Bei den späteren Krankenheilungen besann ich mich auf diesen Vorfall zurück und konnte sie mir damit leichter erklären.

en Herrn

Jesum gefunden, und von fröhlichen Erlebnissen im Basler Kreis, daß ich nur mitjubeln konnte. Alles freilich ohne viel Äußerung meinerseits, ich träumte halb zwischen hinein. Er machte aber so getrost weiter, daß ich mich endlich besann, es sei doch eigentlich keine Krankheit mehr um den Weg, und aufstand, um ihn in Brüderkreis noch weiter zu genießen. Bei den späteren Krankenheilungen besann ich mich auf diesen Vorfall zurück und konnte sie mir damit leichter erklären.

en Herrn

Jesum gefunden, und von fröhlichen Erlebnissen im Basler Kreis, daß ich nur mitjubeln konnte. Alles freilich ohne viel Äußerung meinerseits, ich träumte halb zwischen hinein. Er machte aber so getrost weiter, daß ich mich endlich besann, es sei doch eigentlich keine Krankheit mehr um den Weg, und aufstand, um ihn in Brüderkreis noch weiter zu genießen. Bei den späteren Krankenheilungen besann ich mich auf diesen Vorfall zurück und konnte sie mir damit leichter erklären.

en Herrn Jesum gefunden, und von fröhlichen Erlebnissen im Basler Kreis, daß ich nur mitjubeln konnte. Alles freilich ohne viel Äußerung meinerseits, ich träumte halb zwischen hinein. Er machte aber so getrost weiter, daß ich mich endlich besann, es sei doch eigentlich keine Krankheit mehr um den Weg, und aufstand, um ihn in Brüderkreis noch weiter zu genießen. Bei den späteren Krankenheilungen besann ich mich auf diesen Vorfall zurück und konnte sie mir damit leichter erklären.

Wir würden leicht sagen, Gundert habe eben seine Krankheit vergessen. Jedoch er selber macht aufmerksam, daß ihre Krisis tatsächlich zum Besseren überwunden war und ähnlich Glaubenseinflüsse und –stärkungen bei Möttlingen Heilungen vorgelegen haben müssen.

Das zweite herausragende Beispiel von erfahrener und dann geglaubter Gebetsdandacht gibt uns der alte Blumhardt für „etwa 1836“ (gemischt mit Umständen Frühjahr 1839). Da war sein Bruder Karl, längst aus dem Missionshaus entlassen und auf der Reise zu seinem zweiten Missionsland, durch eine Bootsfahrt allein im Roten Meer in Lebensgefahr gekommen; auch sein Waten bei Anbruch der Nacht stundenlang durch Schilf und die Rückkehr nachts in die Stadt Suez war nicht ohne Gefahr. „Es waren, kann man sagen, lauter Wunder, durch die sein Leben gerettet wurde.“

An demselben Tage nun, wie aus späteren Briefen sich ergab, abends 6 Uhr, während ich als Lehrer im Missionshaus zu Basel von meinem Pulte eifrig arbeitete, überfiel mich plötzlich eine Angst, wie ich sie in meinem Leben nie empfunden hatte. Mitunter war's auch, als klopfte es um mich her. Ich lief immer von einem meiner beiden Zimmer in das andere und wußte mir gar nicht zu helfen. Plötzlich fiel mir mein Bruder ein, von dem ich wußte, daß er auf der Reise war. Daß der in Gefahr, in großer Gefahr sein müsse, war mir augenblicklich gewiß; und heiß und anhaltend für ihn zu beten, war mir von innen eigentlich geboten. Ich rang mit dem Herrn, auf den Knieen liegend, stand immer wieder auf und fiel immer wieder nieder, bis ich nach einigen Stunden etwas ruhiger wurde. Doch legte sich meine Angst erst ganz, als ich mich zur Ruhe gelegt hatte. Man denke sich aber mein Erstaunen, als

ich später die Briefe erhielt, die mir obiges umständlich beschrieben. So kann der Herr mahnen und Trieb zur Fürbitte geben.

Im Brief vom 23. Mai 1837 an Blumhardts Braut Doris steht, als er seinen Bruder „mit Sturm und Wellen kämpfend“ vor seiner Seele sah, der Trieb zur Fürbitte gegen 7 (19 Uhr)“ und nur die Frage: „Kann es nicht der Abend vor jener schrecklichen Nacht gewesen sein?“ Die einzige heute mögliche Nachprüfung ergibt, daß Stundenunterschied – die Gefahr setzte nachmittags ein – nicht berücksichtigt scheint. Angstübertragung über weite Strecken ist z.B. zwischen Kind und Mutter gar nicht so selten. So zweifelhaft ein nicht Erlebtes und spät Berichtetes einem bloßen Hörer werden muß, so sicher war und blieb für Blumhardt die Verbindung in die Ferne, die Mahnung zur Fürbitte und die Hilfe mit Gebet.

Wie wurde Blumhardt mit seinen eigenen Ängsten und mit tatsächlicher Erkrankung fertig? – Im ganzen war er in äußerer Lebensgefahr nicht zu erschüttern. In der Pfingstpredigt 1873 hat er erzählt, wie er in den ersten Basler Jahren einmal auf einer Schweizreise bei Nacht mit der Postkutsche umgeworfen wurde. Aber vor dem Abgrund von zweihundert Fuß blieb das Gefährt im Gesträuch hängen. Die weiteren sechs Insassen waren wegen des polnischen Aufstands in die Schweiz flüchtende Polen, fielen alle auf ihn und machten großes Geschrei. „Ich aber konnte ruhig bleiben – es war jemand bei mir -, so ruhig, gar nichts von Angst und Sorge.“ Er ließ die anderen hinaus klettern, reichte Gepäck nach und stieg als letzter aus. Im Gasthof umringten ihn die Sechs, sie begriffen seine Ruhe nicht, „ich müßte einen besonderen Glauben haben. Ja, sagte ich, den habe ich: Ich habe einen Heiland. Sie waren ganz ergriffen. Damals habe ich dann doch gedacht: Der andere Tröster ist da, den die nicht haben, die den Heiland nicht haben.“ So ist die Existenzangst durch ein ewiges Ja zur Person überwunden und die innerste Angst, die Gewissensangst vorm Tod, ausgeschaltet.

Wie aber ging es ihm, als ihn eine sehr niederdrückende Hautkrankheit ergriff? In einem Brief an die Braut (1.7.1837) nennt Blumhardt Nachwirkungen von Krätze (im Kloster Schöntal angesteckt) in Form von roten Platten. Es könnte sich wohl auch um eine Erscheinung gehandelt haben, wie sie noch heute unerklärt und unheilbar vorkommt; sie läßt sich nur chemisch lindern und ist seelisch beeinflussbar. Wie unterbewußt Hautreaktionen angeschlossen sind, merkt man schon an Schamröte. Gegen den Ausschlag versuchte der Arzt mit Recht starke Schwefelbäder. Zweimal weilte Blumhardt deswegen im Bad Sebastiansweiler bei Tübingen (1829 neu eröffnet und in den Dreißiger Jahren sehr aufgeblüht; seit 1924 gehört es der Basler Mission). Aus dem Basler Wochenzettel kennen wir die Abreise Anfang Juli 1836 dorthin und fanden das Urlaubsgesuch Iptingen Anfang Juli 1837; das Reisegesuch Anfang Mai 1838 bestätigt die beiden Badbesuche und berichtete von jährlicher Wiederkehr der Angegriffenheit der Kopfnerven, die Blumhardt 1837 als Folge „einer in früheren Jahren zurückgetretenen Hauterkrankung“ ansah und (4.5.38) „um welcher willen ich ziemlich lange mich des Lesens und Schreibens fast gänzlich enthalten mußte“. Laut Schreiben ans vorgesetzte Knittlinger Dekanat war die zweite Badekur nur vierzehntägig geplant (17.-31.7.37, als Blumhardt Pfarrverweser in Iptingen), also für Hautheilung zu gering, für Nervenerholung etwas brauchbarer. Auch Zündel weiß von zwei Badbesuchen, legt sie aber nicht zeitlich fest und hat nach dem zweiten, der nur wenig Besserung brachte, in Basel – was nicht möglich, denn er liegt danach – Gebetsheilung des Hautausschlages für immer. Wir jedoch wissen nicht, wieweit und wann Blumhardt die

Hauterkrankung loswurde. Sie schließt gewöhnlich eine Trennungsangst, daß ein geliebter oder der verlobte Mensch verloren geht, in sich. Aber wie mit körperlicher wurde Blumhardt mit seelischer Angst fertig.

Ins tiefste Verständnis später für seine Kranken wurde Blumhardt durch die Steigerung seelischer Angst zur Verzweiflung, zum Selbstverwerfen als minderwertig und zur religiösen Angst des Kreuzes „Warum verlassen?“ geführt. Die entsprechende spätere Äußerung können wir nicht datieren, halten Basler Zeit – auch im Zusammenhang mit der dortigen Auslegung der Offenbarung Johannis – immerhin für möglich und setzen sie her:

Offbg. 3,16: Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, w e r d e ich dich ausspeien aus meinem Munde.

Alle Übersetzungen, auch die berichtigte von Meyer, lassen diese Stelle, wie sie ist. Aber die Übersetzung redet mit einer Bestimmtheit, die nicht im Grundtext liegt. In diesem ist ein eigentümliches griechisches Hilfszeitwort eingesetzt, das Luther mit = „ich werde“ übersetzt hat. Dasselbe aber besagt nur: „Ich bin im Begriff, bin nahe daran, möchte, hätte gute Lust.“ Statt also „Ich w e r d e dich ausspeien aus meinem Munde“ mit runder Bestimmtheit, sollte es heißen: „Ich möchte, hätte gute Lust, dich auszuspeien.“ Damit wird das Wort des Herrn um ein Gutes milder, wie es auch zum Nachfolgenden besser paßt, da ja dem Engel der Gemeinde noch Röte gegeben werden. Ich gestehe, daß mir diese richtigere Übersetzung einmal aus einer großen inneren Bedrängnis, der größten, in die ich je gekommen war, weil ich mich als lauen Arbeiter von dem Herrn ausgespieen denken konnte, geholfen hat. Trostlos hatte mich das Wort „Ich werde“ gemacht; und mit ängstlicher Begierde suchte ich den Grundtext auf. Wie atmete ich wieder so leicht auf, als ich's so fand, wie ich eben gesagt habe! „Nein“, sagte ich betend, „lieber Heiland, du möchtest wohl; aber du tust es nicht!“ Das ist lutherisches Ringen mit Gott. In letzten Nöten bindet sich Blumhardt an den Buchstaben der Schrift und hält ihren Geist dem Ankläger entgegen.

Charakterentwicklung und Schüler

Blumhardts Charakter formte sich als Basler Lehrer weiter aus. Folgerungen, die aus seiner Handschrift gezogen wurden, konnten wir beobachten: Er ist sich gegenüber nicht unkritisch, er spricht über theologische Probleme und hört auf andere. Doch was er als richtig erkannt hatte – wie z.B. die menschliche Seite an Jesus -, das wollte er durchsetzen, allerdings in aller Demut. Seine Willenskraft ist bedeutend. Es ist aber weniger Tatendrang oder Expansionsbedürfnis, als vielmehr Gehorsam gegenüber Aufträgen und Willens-Zähigkeit im Durchführen. Wechselnde Stimmungen des Gemüts sind ihm nicht unbekannt; doch er wird ihr Herr im Gebet. Und wenn nicht, so überläßt er sich einfach dem täglichen Wort Gottes. Solche Menschen beten schon vor dem Aufstehen. Vor aller Arbeit kommt die Morgenandacht mit ihrer Verheißung. So geschah die Ausrichtung auf Gott und wurde Glaube Grundlage der tätigen Haltung. Etwas Lehrerhaftes in Verantwortung, Mitteilung und Vorbild blieb Blumhardt zeitlebens.

Wie seine Bildung sich immer biblischer ausrichtete, rückte er von jedem Bindestrich-Christentum ab. Die Götterwelt des Humanismus war abgelehnt. Die Mission sah im ganzen die fremden Religionen als Feinde und teuflische Machwerke. Da Gottes Allmacht und Weisheit überall herrscht, sieht man

gegebenenfalls Ergänzungsnot der frommen Bemühung, Bedürftigkeit der Anbeter. Wo heute der Gedanke von der Bruderschaft aller Religionen zur Herrschaft gelangen will, muß der Unterschied zur Ansicht von Blumhardts Zöglingen spitz hervorgehoben werden. Für sie waren die Götter Satans Geister, wie sie nach dem Alten Testament etwa Milton im ersten Gesang vom „Verlorenen Paradies“ schildert. Die ihnen verfallenen Menschen wurden mehr geliebt. Humanismus als Menschengestaltung ist hineingenommen und wird mit befreitem Gewissen verwirklicht. So sehr das Streben nach Vervollkommen spürbar ist, war doch dem Idealismus gleichfalls der Auswuchs verwehrt. Die sittliche Haltung, von Gesetzesfurcht frei, kann immer noch zwei Wurzeln haben: den Ehrgeiz, aus sich selbst etwas zu machen, andererseits die Dankbarkeit gegen Gott, der uns mit dem Besseren beschenkt. So denkt nicht menschlicher Idealismus, sondern lebt christlicher Glaube. Blumhardt war z.B. gegen widrige Gedanken an Besserung aus eigener Kraft gescheitert und gab sich geduldig dem Schöpfer hin.

Die enge Lebensgemeinschaft mit den Schülern bedingte großen Einfluß von Blumhardts Charakter und sittlicher Haltung auf sie, zumal sie ihn ausgesprochen liebten. Die anderen Lehrer begrüßten und förderten das. „Ich konnte sehen, wie sehr er die Herzen der Zöglinge gewonnen hatte; Oehler beschrieb mir das noch besonders, der an ihm seine Herzensfreude hatte“, schreibt Gundert über seinen Aufenthalt 1835 im Basler Missionshaus. „Seine Schüler liebten ihn; doch war manchem unter ihnen seine lebhafteste Art, mit Fragen – und zwar außerhalb der Reihe – sie in Mitwirkung zu ziehen lästig“, hat Zündel von einem anderen Schüler übernommen.

Dr. Hermann Mögling (1811-1881), dessen Bekehrung viele als die beste Widerlegung des kurz zuvor erschienenen „Lebens Jesu“ von Strauß ansahen, kam erst als fertiger Volltheologe 1835 ins Missionshaus und ging (1836-61) wie Dr. Hermann Gundert über Basel nach Indien. Seine Eltern haben aus ihrem Mössinger Pfarrhaus, welches Blumhardt besuchte und das sozusagen ein Missionshaus war, vier Familienmitglieder nach Indien gesandt (später gingen auch Kindeskinde in die Mission). In Blumhardts Basler Tagebuch wird Mögling mehrfach erwähnt, drei seiner Briefe 1836/37 nach London und Indien sind noch erhalten und Belege für Zusammentreffen in Blumhardts Boller Zeit und ein letztes Jahrzehnt bei seinen monatlichen Versammlungen in Eßlingen. Gut kannte der Lehrer die damaligen Berühmtheiten (Zaremba schrieb ihm), wie ferner den eigenwilligen, viele Engländer in Indien bekehrenden Samuel Hebich (1803-1868), der als Begründer der dortigen Basler Mission galt und zuletzt in Deutschland Erweckungsprediger war.

In den Tagebuchaufzeichnungen taucht so mancher Schüler auf, dessen Entwicklung Blumhardt wichtig war. Uns können diese Namen nichts mehr bedeuten. Und umgekehrt wissen wir viel zu wenig von persönlichen Einflüssen, die (Gundert ausgenommen) wir anschaulich anführen könnten. Einem offenbar unbrauchbaren Schreineresellen, dessen Eltern in Württemberg Blumhardt schätzte, half er nicht ins Missionshaus, sondern sandte ihn vorerst zur „Arbeit für den Herrn“ an den Mitgesellen auf seiner Dienststelle. Wo freundschaftliche Beziehungen hineinspielen, leuchtet ein Name auf; so der von Barth aus Möttlingen geschickte Andreas Stanger (1811-1837; im Missionshaus 1834-36), der sein Leben früh in Afrika hingab und dessen Familie Blumhardt später nahetrat. Dr. Johannes Häberlin ist erneut mit dem Tagebucheintrag seiner Abreise nach London Ende Dezember 1830 zu nennen. Beim Erholungsurlaub 1837/38 aus Indien wurde er Blumhardts Schwager. Schließlich sei der Schüler Joh. Chr. Ehemann (ebenfalls Württemberger, 1813-1860) erwähnt, da Blumhardts Sohn Theophil die

Tochter Ida heiratete (geb. zu York in Sierra Leone/Afrika 1847, gest. 1884, ruht wie ihre Mutter auf dem Boller Badfriedhof) und weitere Familienglieder Blumhardt näher kamen. Wie an Mögling, der zuletzt Missionsschriftsteller in Eßlingen war, läßt sich an diesem Beispiel die bleibende Verbundenheit Blumhardts mit Basler Schülern ablesen.

In Blumhardts Basler Jahren herrschte noch der Geist der ersten Generation, da der Inspektor den Schülern nun eigene Felder – nicht mehr im Dienst der Londoner Mission und von Engländern abhängiger – eröffnen konnte. Die Zöglinge waren gewillt, wie Abraham Vaterland und Freundschaft zu verlassen, in unbekannte Ferne zu ziehen und dort dem Herrn einen Altar zu errichten. Wenn auch der Weltverkehr begann, die Weltkenntnis war noch gering und das Ziel nicht in wenigen Flugstunden erreichbar. Barth, der seit 1821 ununterbrochen allen Basler Missionsfesten bis 1860 beiwohnte und ein nüchterner, Redensarten abholder Sprecher war, sagte noch 1860 bei der Einsegnung von neun Brüdern:

Wir stehen im Dienste eines Herrn, für den unser Blut zu vergießen, eine wahre Ehre und eine wahre Freude ist! Auch wenn einer unter euch im heißen Land seine Gebeine frühzeitig zur Ruhe niederlegen wird, - grämt euch nicht, wir wünschen euch Glück, ja manche sind hier, die euch beneiden, daß ihr die Ehre habt, für den Herrn Jesum zu arbeiten, zu leiden und zu sterben. Was für Toren wären wir, wenn wir das für Schaden achteten! Schlaget nur an, wie hoch der Herr eine Menschenseele anschlägt! Darum ist es ja der Mühe wert, was geopfert wird; wir wollen fortfahren, bis wir bei dem großen Missionsfest im Himmel zusammenkommen!

Blumhardt, der auch in diesen Jahren manchen Vers schmiedete, läßt seine Haltung und seine Verbundenheit aus einem Gedichte hören, das er als Basler Lehrer (im Mai 1832) „Einem Missionar ins Stammbuch“ schrieb und das weitere Verbreitung fand:

Die Kinder Gottes sind die Säulen, / Auf welchen diese morsche Welt noch ruht. / Drum müssen sie sich immerdar verteilen / Und Wache stehen unter Christi Hut. / So freut uns wohl ihr Nahesein, / Ihr Scheiden schmerzt uns nicht; / Es müssen allerorten Säulen sein, / Damit die Welt nicht bricht. Zur Kindschaft Gottes ist berufen / Die ganze noch so finstre Menschenwelt; / Sie alle sollen kommen zu den Stufen / Des Throns, der ihre Finsternis erhellt. / So freut uns wohl ihr Nahesein, / Ihr Scheiden schmerzt uns nicht; / Es müssen allerorten Zeugen sein, / Damit durchbricht das Licht. Die Kinder sammeln sich dort oben, / Dort ist der Sammelplatz, die rechte Stadt! / Wie werden wir uns da nicht freuen und loben / Den, der die Hütten schon gebauet hat! / Drum freut uns wohl ihr Nahesein, / Ihr Scheiden schmerzt uns nicht; / Wir werden einst bei Ihm beisammen sein, / Da trennen wir uns nicht!

In ihrer missionarischen Grundrichtung ist die Basler Einstellung Blumhardt allezeit erhalten. So hat er in seiner Seelsorge das Du bewahrt. Es waren die Ratsuchenden ihm nicht Kinder, sondern alle Gottes Kind. Jedoch die Anrede Du machte sie ihm vertraut, und zwar als Brüder und als Schwestern. Feinster Takt bei dieser volksnahen Anrede hat ihm das Vertrauen geöffnet. Man sollte außerdem nicht verkennen, daß Blumhardt in den württembergischen Kirchendienst eigentlich als Missionar zurücktrat. Er fühlte sich nicht als Kirchen- oder gar Staatsbeamter (trotz treuer Erfüllung dieser Amtsaufgaben), sondern zuerst als Sendbote und Kämpfer. Seine Predigt war Missionspredigt. Die Gemeinde war wesentlich erst zu gründen, das Dorf sah er als Missionsfeld an. Und eine Anstalt wie

Bad Boll ließ sich ähnlich dem Basler Missionshaus ohne eigenes Vermögen errichten und betreiben. Die Anteilnahme am Fortgang der Äußeren Mission – nicht nur in Spenden – darf nicht unterschätzt werden. Wenn eine blühende Station verloren ging, konnte der alte Mann „sehr niedergeschlagen“ sein (Sohnesnachricht).

Allein Erich Schick mit seinem Heft „Blumhardt, die Mission und wir“ (1936) hat die Basler Tätigkeit als Gesichtspunkt fürs gesamte Wirken Blumhardts gewählt, nur hat er ihn nicht genauer durchgeführt und nicht im einzelnen entfaltet. Der Möttlinger Durchbruch tritt wie sonst als Hauptsache auf. Ohne ihn und den Möttlinger Erfahrungen das Gewicht nehmen zu wollen, ergraben wir die Voraussetzungen und legen Blumhardts Entwicklung von Basel bis Boll als Folge der fast siebenjährigen Lehrtätigkeit, Missionsmitarbeit dar.

Kap. 6: S e n d b o t e n d e r G e m e i n d e J e s u Karl (Charles) Blumhardt

Wie Blumhardts Freundschaft mit Mörrike uns für die Tübinger Zeit die Innenansicht in Blumhardts Entwicklung ermöglichte, so soll für seine Basler Jahre das Kapitel über die Sendboten uns den Einblick in die ihn beeinflussende Frömmigkeit seiner Umwelt gewinnen lassen. Wie ist Blumhardt der weltweite und weltbekannte Verkündiger geworden? Sein Bruder Karl verband ihn mit dem Aufbruch der Äußeren Mission. Die Erweckung im Inlande zu fördern, zeigte ihm der bewunderte de Valenti. Blumhardt selber unternahm evangelistische Reisen. All das eröffnete ihm weiten Anteil an der Reichs-Gottes-Arbeit. In Verbindung mit Basel betätigen sich Vater und Sohn Köllner. Das letzte und anschauliche Beispiel, wie damalige Fromme in ihrer Enderwartung einen Bergungsort suchten, bietet das Sitzenkircher Gemeinlein. Schließlich hat sich von dort Blumhardt seine Braut Doris Köllner geholt. Damit wählte er den Weg zum eigenen Pfarrhaus.

Zuerst betrachten wir Karls Fortgang zur eigenen Familie. Was wir im ersten Buch (Ende des 2. Kap.) bei Blumhardts Geschwisterkreis vom zwei Jahre jüngeren Bruder Karl schon umrissen hatten, wurde im hier vorausgehenden Kapitel Erlebnis: Der aus Not der Familie das Stuttgarter Gymnasium verlassen mußte und als Basler Bäcker Geselle 1830 ein halbes Jahr vor Christoph ins Missionshaus eingezogen war, hat diese hohe Schule bis Juli 1834 genossen. Im Basler Missionshaus-Archiv liegen von ihm noch der Lebenslauf vom Frühjahr 1830 und die Tagebücher der Ferienreisen 1830-32. Auf der ersten, als Christoph noch in Dürrmenz amtierte, wanderte Karl vor der Einkehr bei der Mutter in Stuttgart in die Schweiz, besuchte dann Blumhardts Freund Moosmann in der Schaffhausener Gegend. Die zweite und dritte Vakanz zog er, zu Fuß oder in gemietetem Wagen fahrend, teilweise zusammen mit dem Bruder nach Stuttgart. Auf diesen Reisen werden laufend Gesinnungs-Brüder und Basler Freunde besucht, werden Unbekannte seelsorgerisch angesprochen. Karl freut sich, daß die

Leute Missions-Bienen, -Hennen und dergleichen züchten, deren Verkaufsertrag dem Basler Haus zugute kommen soll. Es ist überhaupt aufschlußreich, daß ebenfalls Karl für Christoph wichtige Orte und Familien wie Beuggen und Sitzenkirch kennt und Zusammenhang mit Tübinger Studenten und Stifflern bekam. Die Andachten unterwegs, das Erleben von Führungen und Gebetserhörungen, das Singen frommer Lieder und Verteilen von Traktaten, die Urteile über Menschen und Wohlstandsschäden, über Professoren und Geistliche zeigen trefflich die Einstellung des Missionshauses. Auf Schwarzwaldwanderung besuchte er in Wildbad eine ihn liebevoll aufnehmende Tante, in der Brüdergemeinde Königfeld nahm er das Abendmahl. Nach Blumhardts Tagebuch war Karl noch 1831 in Mathematik schlecht. Im nächsten Jahre war er als Vertrauter von Klassenkameraden Mittelsmann zu Christoph. Schließlich wurde er in Basels Verbundenheit mit den Missionen der Briten nach England gegeben und als vielseitig gebildeter Mann Geistlicher der englischen Kirche.

Aus der Erweckung in England war als freier Verein nach der Baptistischen 1795 die Londoner Missionsgesellschaft entstanden und 1799 als dritte und umfassendste Bildung, seit 1812 ihren englisch kirchlichen Charakter im Namen betonend, die Church Mission Society (CMS) mit Sitz in London. Der Pfarrer der dortigen Deutschen Steinkopf, der schließlich Auslandssekretär der mit der zuletzt genannten zusammenhängenden Britischen Bibelgesellschaft wurde, unterhielt zu beiden Missionsgesellschaften mitredende Beziehungen und hatte ja von daher die Gründung der Basler Bibelgesellschaft und der Basler Mission gefördert. Beide englischen Missionen unterstützten Basel geldlich. Aber da die Londoner genug eigene Leute hatten und sie der Kirchlichen sehr mangelten, bekam diese, in Basel die höhere sprachliche Bildung durchsetzend, die allermeisten Zöglinge (während im Dienst der Londoner nur zwei standen und die 1797 von London her entstandene Niederländische Missionsgesellschaft in Rotterdam die ersten Basler, im ganzen sieben Zöglinge übernommen hatte). Karl wurde im Missionshaus der CMS noch weitere eineinhalb Jahre ausgebildet und hieß nunmehr Charles Henry. Das Tagebuch der Hinreise im Spätsommer 1834 für seine Angehörigen und der gesamte Briefwechsel mit dem Bruder sind verloren und nur ein halbes Dutzend Briefe im Basler Archiv (bis 1839). Dagegen stecken im Londoner Missionshaus noch heute seit 1836 (bis 1876) über ein halbes Hundert Briefe und Berichte. Nach Christophs Tagebuchnotizen kam Ende 1835 von der Wildbader Tante Geld und schrieb ihm Blumhardt über den Hausvater Büchelen, der allgemein manche Post zur Gebührenersparnis an angehörige weiterleitete. Die Ordination in der Anglikanischen Kirche, deretwegen später die Zusammenarbeit mit Basel zerbrach, erregte schon dama

e, haben dort mit dem Nachfolger Blumhardt im ganzen sieben Basler gewirkt. Doch führten Machenschaften von französisch-katholischer Seite schon 1838 zur Vertreibung der Missionare und zum Untergang dieser Mission. Karl Blumhardt verfaßte in Amharisch, der nächst dem Hebräischen und dem Arabischen wichtigsten semitischen Sprache, ein Wörterbuch und gab noch 1852 bei der Londoner Bibelgesellschaft eine verbesserte Ausgabe des Amharischen Neuen Testaments heraus:

e, haben dort mit dem Nachfolger Blumhardt im ganzen sieben Basler gewirkt. Doch führten Machenschaften von französisch-katholischer Seite schon 1838 zur Vertreibung der Missionare und zum Untergang dieser Mission. Karl Blumhardt verfaßte in Amharisch, der nächst dem Hebräischen und dem Arabischen wichtigsten semitischen Sprache, ein Wörterbuch und gab noch 1852 bei der Londoner Bibelgesellschaft eine verbesserte Ausgabe des Amharischen Neuen Testaments heraus: Novum Testamenti Domini nostri et Salvatoris Jesu Christi in linguam Amharicam vertrit Abu Rumi Habessinus. Nova editio cum levibus variationibus in publicum edita per Carolum Henricum Blumhardt.

Von Malta aus, wo sich Karl nach der Vertreibung als dem Ausgangsort für die englische Mittelmeermission aufhalten mußte, wurde er 1839 sogar in den Fernen Osten gesandt und übernahm die Station Krishnagar in Nordindien. Zwar wurden durch die englische Gesetzgebung 1833 auch Deutsche in Indien zugelassen und den Engländern gleichgestellt und sann seitdem Basel auf ein eigenes indisches Feld. Doch Charles Blumhardt, 1841 ordiniert, war der englischen Hochkirche eingegliedert. Treu hat er im ganzen 41 Jahre als ihr Missionar gearbeitet. Die sorgfältige Handschrift einer Übersetzung ins Bengalische hat sich sogar in Bad Boll gefunden. Wir richten unser Auge auf den Familienzusammenhang.

Schon 1837 in Abessinien bat Karl seinen Basler Inspektor um eine Heiratsvermittlung, „denn in diesem Lande ohne eine Gehilfin zu sein, ist schwer“. Die Werbung um eine Bekannte kam zu spät: sie war schon vergeben. Als Karl von Malta aus um Heiratsurlaubnis einkam, rieten ihm Onkel und

Bruder für seine Verhältnisse zu einer Engländerin. Karl schrieb am 22.11.1838 von einer Susan Lewis, etwa 19jährig:

Sehr bescheiden und anspruchslos und besitzt in ihrem Charakter weniger von der Steifheit, die man sonst bei Engländern häufig findet. ... dabei hat sie eine sehr gute Erziehung genossen, spricht die englische, italienische, französische und maltesische Sprache geläufig, versteht Klavierspielen und andere nützliche Kenntnisse. Gegenwärtig leitet sie eine Kinderschule, worin sie Religions- und anderen Unterricht erteilt. Ihr Äußeres spricht mich sehr an, sowie namentlich auch die kräftige Gesundheit. ... diese Person bereits an ein tropisches Klima gewöhnt und darin auferzogen ist. (Und nach der Heirat konnte er am 18.3.1839 hinzufügen:) ... mich sehr glücklich fühle in dieser Verbindung, indem ich eine Lebensgefährtin gefunden habe, die in jeder Hinsicht für mich paßt und der das Missionswerk eine Herzenssache und Pflicht geworden ist.

Es ist selbstverständlich, daß der älteste Sohn nach Bad Boll kam. Dort hat ihn Blumhardt eingesegnet (1858). Auch er wurde Missionar und ist in Indien schon 1867 gestorben – an der Cholera, wie Blumhardts Sohn Christoph in seinem Tagebuch vermerkt hat. Von seinen Geschwistern her bekam die Familie in England noch heute berühmte Nachkommen – sie machten sich in der Sprachwissenschaft und in der Heilkunde einen Namen.

Ernst de Valenti

„Der so sehr verkannte, gelästerte und verfolgte Mystiker Dr. de Valenti ist seit etwa sechs bis sieben Wochen in Basel“, teilt Wilhelm Köllner am 20. Januar 1832 seinem Schwiegersohn Ohly mit. Mit dem Schlagwort „Mystiker“ bezeichnet er den Arzt als einen von Herzen gläubigen Zeugen im Gegensatz zu rationalistischen Theologen, aus deren Kreise jene Abwertung kam. In Blumhardts Basler-Tagebuch-Resten erscheint de Valenti erstmalig am 11. Dezember des Vorjahres, wo er ihn in der Wohnung bei Spittler besuchte. Aus des Kämpfers Lebenserzählung im „Fälkli“ an diesem und dem folgenden Sonntag schreibt er sofort bezeichnende Züge seit seiner Erweckung vor über einem Jahrzehnt sich auf. Wo er von ihm Vertrauliches und Anekdotisches vernimmt (etwa über Frau von Krüdener), hält sich Blumhardt ihm Wichtiges fest. Doch bemerkt er, während sein Freund Werner nicht urteilen mag, als ungünstigen Eindruck, daß der Gast „fast eigenliebig“ erzähle. Im Unterschied zu Werner, der sich eher abgestoßen durch die schroffe Trennung von Spöttern fühlt, gefällt Blumhardt die Hallische Entschiedenheit „so übel nicht“. Am 20. Dezember kam der doppelte Doktor (phil. et med.) ins Missionshaus zum Nachtessen: „Er hatte gestern sein theologisches Examen vollendet und ist nun lauter Freude über die nächstens zu erhaltende Predigererlaubnis.“ In Preußen wurde 1830 sein Gesuch, um Zulassung zum theologischen Examen abschlägig beschieden: er sei ein Unruhestifter. Diesmal zog sich die Entscheidung hin, stand Prof. de Wette, der ihn wegen Verleumdung schon vergeblich verklagt hatte, im Basler Kirchenrat gegen ihn und er erhielt die Ordination nicht. Im Herbst vermerkt Blumhardt, daß de Valenti in der „Abendstunde“ der Christentumsgesellschaft (in diesem Verein, dem die Martinskirche zur Verfügung gestellt war, durfte er sprechen) die gelehrten Professoren ihn besucht, um zu prüfen, was an ihm sei!“

Ernst Jos. Gustav de Valenti, gewiß ein etwas schwieriger Mann, wurde als Sohn des Lektors der italienischen Sprache an der Universität Jena und seiner Frau Ernestine von Göchhausen am 27. März 1794 auf Schloß Lobeda im Großherzogtum Sachsen-Weimar geboren. Nach dem Tode der Mutter im Wochenbett wurde der Säugling von einer Tante versorgt und erzogen und, bald Vollwaise, vom Ortsgeistlichen unterrichtet. Als Wahrheit suchender Student entschied er sich gegen Jurisprudenz und Philologie für die Medizin; er zeigte auch weiter bedeutende klassische Kenntnisse, hatte literarische Neigungen und bewies hervorragende musikalische und gesellschaftliche Talente. Freiwillig nahm er 1813 bei den Preußen an den Befreiungskriegen teil. Nach ausgezeichneten medizinischen Examen ließ er sich 1818 als Arzt im thüringischen Sulza nieder und hatte großen Zulauf. Das 25. Lebensjahr brachte den Durchbruch zum persönlichen Glauben. Die noch als Student mit Ernestine von Trebsdorf, die durch äußere und innere Vorzüge auffiel, geschlossene Ehe hat wegen schwerer Gemütskrankheit – sie hatte einen wahnsinnigen Bruder und eine zeitweise geistesgestörte Mutter – zur Trennung geführt und war kinderlos. Der Arzt hielt Erbauungsversammlungen und gab den Anstoß zur geistlichen Erweckung auch der umliegenden Ortschaften. Da er, ohne sich von der Kirche zu trennen, das Versammlungsverbot jedoch nicht befolgte, mußte er vierzehn Tage zu Weimar ins Gefängnis. Hier nahm er aus den kirchlichen Bekenntnisschriften eine streng lutherische Theologie auf. 1823 ging er nach Halle und nach Berlin, empfand Schleiermacher als verderblich und befreundete sich mit Tholuck; 1830 wurde diese Freundschaft in Haller Kampfgemeinschaft erneuert. Vorher war er bei Düsseldorf fünf Jahre Hausarzt der Kinder-Erziehungs-Anstalten des Grafen Adalbert von der Recke-Volmerstein (1791-1878) in Düsseldorf, welchem Unternehmen Häupter der Erweckung in ganz Norddeutschland verbunden waren. Von de Valentis Schriften verschenkte z.B. der Möttlinger Barth das nahezu berühmte „Feierabendbüchlein für alle, die sich nach der wahren Heimat sehnen“ (1822; 2. Auflage durch die Basler Menschenfreunde 1823) nach Nagold und dort wurden damit 1828 Bergandachten gehalten. In dem Buch sind auch Liedstrophen de Valentis eingestreut. Ein anderes Werk („Sokrates und Christopherus“ Leipzig 1830, 442 S.) bekämpft das Neuheidentum oberflächlicher Griechenliebe. All das mit der Predigt von Buße und Glauben und leidensbereiter Entschiedenheit schlägt in Blumhardts Gesinnungsbildung ein. Bedeutend ist de Valentis Verbindung der Erweckung mit der Medizin, indem er ein „System der höheren Heilkunde für Ärzte, Prediger und Erzieher“ entwarf (1826 u. 27 erschienen zwei dicke Bände).

Im Jahr, da de Valenti zu Spittler gerufen wurde, erschien der erste Band seiner noch heute hoch geschätzten „Medicina clerica nebst einer Diätik für Geistliche“; in Basel arbeitete er den zweiten Band „Die spezielle Pastoralmedizin“ aus (beide Bände Leipzig 1831 u. 32). Gewidmet ist sie seinem einstigen jungen, in Sulza als Chirurg herangezogenen Barbier, der inzwischen Theologe und Prediger in Südrußland geworden. Im Dienst der Christentumsgesellschaft hält de Valenti nicht nur Aufsehen erregende Erbauungsstunden in der Basler Martinskirche – er wurde Mitarbeiter des Pädagogen Zeller in Beuggen und evangelisierte im Elsaß und im badischen Oberland. Mit dem dort aus Sitzenkirchs Nähe wegen angeblich gefährlichem Pietismus vertriebenen Pfarrer Georg Friedrich Haag (1806-1875) richtete er für junge Handwerksburschen eine Evangelistenschule näher der Schweizer Grenze im Schloß von Inzlingen ein. Nach ganz kurzer Zeit löste der Oberamtmann von Lörrach die Schule auf und wies die Schüler aus dem Gebiet Badens. Sie werden für die Basler

Bibelgesellschaft Kolporteure, vor allem im Elsaß. 1836 konnte Spittler die Mühle von Riehen zur Fortsetzung der Schule bekommen. Allein nun gab de Valenti Lehrgemeinschaft mit Pfarrer Haag auf und bestand unter ihm die Schule nur vier Monate (etwa 1840 unter neuer Leitung auf St.Chrischona): Schriftstellernd war de Valenti nicht nur fleißiger Mitarbeiter an den „Basler Sammlungen“, sondern leitete weiter den „Grauen Mann“ ((1830-33), der nach Name, Form und Geist die einstige Zeitschrift Jung-Stillings wieder aufnahm, und bearbeitete vor allem die „Reise eines Christen nach der seligen Ewigkeit“ von John Bunyan (1628-88) ,die nächst der Bibel als das meistgelesene englische Buch gilt. Das Büchlein sollte eine deutsche neuzeitliche Fassung erhalten.

Unter anderem erschien die Neufassung der „Pilgerreise“ – gleichzeitig eine Nachahmung von Stillings „Heimweh“ – bei Spittler 1833 als „Wanderbüchlein für alle, die sich nach der Heimat sehnen: vom Verfasser des Feierabendbüchleins“. Im gleichen Jahr brachten ebensovamenlos die „Basler Sammlungen“ (S. 14-30) eine Lebensbeschreibung des Engländers. In Blumhardts Nachlaß steckt für Bunyan undatiert ein „Vorwort“ zu einer Neuauflage (3 S.), nicht gerade in Blumhardts Stil, doch nach Papier und Handschrift in seiner Basler Zeit möglich. Daß de Valenti Blumhardt - neben ihm Staudt – zur Mitarbeit an der Fortsetzung heranzog, belegt de Valentis Schreiben vom 13. Oktober 1835. Er erwartet von dem Duldsameren Verbesserung von Anstößen und überhaupt nochmals Winke und fügt sich gern Streichungen. Die vierundvierzig Gesichte des zweiten Teils kamen 1836 heraus. Mit einem Dank für sonstige Freundesdienste am 18. Januar 1836 will de Valenti zu den kommenden Veilchen auf der Uferweise bei Riehen locken. In diesem Jahre siedelte de Valenti auf Einladung der Evangelischen Gesellschaft nach Bern über und errichtete die Evangelistenschule „Zur Hoffnung“ auf einem gleichnamigen Gute. Zu ihrer Sicherung bei der Reformierten Kirche legte er in Bern 1837 das Theologische Examen ab. Außerdem wirkte er auf jenem Gute seines Freundes Dr. med. Jakob Emanuel Niehans (1801-71) als Nervenarzt. Schon in Halle hatte er um den Bestand der Kirche gekämpft, jetzt schrieb er grundlegende Auslegung, Glaubens- und Enderwartungslehre. Blumhardt hatte die Freundschaft mit ihm, als man schon in Basel von ihm abrückte, aufrecht erhalten. Jetzt leitete der Berner ihm fast alle seine Flugschriften zu. Wegen gewissensmäßiger theologischer Angriffe nach allen Seiten (Hegel und Strauß, Schleiermacher, Marheineke und de Wette oder goethische Schöngesterei, auch gegen die Basler Mission und Tobias Beck usf.) stand de Valenti allmählich ganz allein. Als seine Frau 1842 im Irrenhaus gestorben war, heiratete er Jucunde von Brunn (Jucunda, Liestal 15.5.1811-Basel 13.8.1871, ist die Nicht des Präsidenten der Basler Mission Nikolaus von Brunn). Schließlich griff er „Die Wunder von Möttlingen“ und die dortige von Blumhardt verursachte Bewegung an. Das ergab, wie wir später entfalten werden, 1850 Blumhardts „Verteidigungsschrift“. Der Streit der beiden Sendboten entwickelte sich so traurig wie heilsam, schließlich im Alter schlossen beide friedvolle Freundschaft.

Blumhardts evangelistische Reisen

Bei seinem häufigen Predigt dienst kam Blumhardt in auswärtige Gemeinden sogar fortgesetzt. Da war ihm seit Ende 1835 weithin die Vertretung in Ötlingen anvertraut, das als Markgräfler Weinort nördlich anderthalb Stunden von Basel im Badischen liegt. Dort brauchte der „an einer langwierigen Zehrkrankheit leidende“ Pfarrer Johann Jakob Huttinger (1792 – Ötlingen 2.3.1837; in Ö. seit 1834) Hilfe. Das Pfarrhaus war schon vor der Basler Mission mit der Christentumsgesellschaft verbunden.

Gottlieb Blumhardt, der wegen seines lutherischen Bekenntnisses in Basel selbst noch kein Kanzelrecht bekam, hat Huttingers Vorgänger öfter vertreten. Nach des Neffen und Vetters Tagebuchrest hielt Christoph dort eine seiner ersten Predigten Ende November über das Gleichnis vom Feigenbaum (Luk. 13,6-9), also einen Bußruf mit Verkündigung der Barmherzigkeit des Heilandes; den Konfirmandenunterricht brauchte er nicht zu übernehmen. Ein Erlebnis mit einem zwanzigjährigen Dörfler, „den ich kannte und der mich liebte“, erwähnt er noch nach fast vierzig Jahren. Jener sollte ihn in beschwerlicher Winterszeit abholen, war aber zur verabredeten Stunde nicht erschienen und Blumhardt ihm mühselig entgegengegangen. Ohne ein Wort setzte er sich verärgert in eine Ecke des Gefährts. Da wurde sein Kutscher auch und erst recht „trutzig“. Am anderen Tage hörte ich durch die Pfarrmagd, daß der Junge, ganz beleidigt, gesagt habe, er hätte nicht geglaubt, daß der Herr Candidat – so nannte man mich – auch zornig werden könne.“ Blumhardt schämte sich tief. Die Gemeinde und die Verhältnisse waren durchweg empfindlich. Als während der Ostertage 1836 Blumhardt anderweitig beansprucht war, wurde ein Bruder des Missionshauses geschickt. Der jedoch verdarb den guten Eingang schon mit der ersten Predigt und mit Traktat-Verteilen in den folgenden Tagen. Gleich am nächsten Feiertag zogen Gemeindeglieder herausfordernd am Pfarrhaus vorbei, Kirchen der nächsten Dörfer aufzusuchen. Sogar der Dekan griff ein, und der Inspektor versprach ihm, die Zöglinge auf ein halbes Jahr zurückzuziehen; nur Blumhardt war zu Pfingsten Predigt erlaubt. In der Gemeinde war unter ihm an neuer Gläubigkeit „manches lebendig geworden“, aber der Evangelist mußte sehr vorsichtig fortsetzen.

Das erste erhaltene Beispiel von evangelistischem tun auf einer Vakanz-Reise erfahren wir aus Blumhardts Tagebuch-Resten 1831/32 für die Weihnachtszeit. Am 22. Dezember war er zu Fuß nach Beuggen gewandert. Unterwegs traf er die Begleitung einer älteren Katholikin und vertieft von Gebetserhörung mit Wallfahrtsgelübde aus ihr Verständnis für evangelisches Beten. Wie seit dem Mittelalter die Handwerksgesellen sich auf Wanderschaft ausbildeten, so lernt jetzt Blumhardt Menschen und Vertreter vieler Berufe beobachten, mit Fremden seelsorgerische Gespräche führen, ihnen von Mensch zu Mensch begegnen und als einfacher Christ zu zeugen. Mit großer Aufmerksamkeit wohnt er vorerst den Handlungen der Amtsträger bei. So erlebt er beim Vater Zeller die ihm ein wenig hart scheinende Behandlung eines ihm von Pfarrer Haag zugeschickten aufrührerischen, nun bereuenden Burschen, Fürsorge für Heimkinder und läßt sich viel erzählen. Dem Konfirmandenunterricht hört er zu und hält sich ebenfalls davon den Hergang genau fest. Am nächsten Tage, bis Laufenburg einen Wagen benutzend, erreicht er Schaffhausen. In Pfarrhäusern wird eingekehrt – in einem konnte er sich ein

Fest zusammen traf. Nun hören wir seinen Bericht der beiden Reisen auf die Wengener Alb:

Fest zusammen traf. Nun hören wir seinen Bericht der beiden Reisen auf die Wengener Alb:

Ehe ich diese Reise antrat, hörte ich, daß der dortige Geistliche, unter dessen Pflege Lauterbrunnen und Wengen steht, früher ein sehr eifriger, mit großem Erfolg gesegneter Christ, in eine schwere Sünde gefallen sei, wodurch das Häuflein Gläubiger, das er gesammelt hatte, völlig auseinander gesprengt wurde. Ich wurde tief von der Sache ergriffen und nahm mir vor, bei einem gläubigen Müller daselbst, an den ich empfohlen wurde, den armen Leutchen, wenn es sich schicken würde, Mut einzusprechen. Ich kam an, und es schickte sich, daß das Regenwetter mich einen vollen Tag noch in Lauterbrunnen fesselte. Diesen Tag konnte ich gut benutzen; die Leute waren sehr zutraulich, und an zwei Abenden konnte ich mich mit sichtbarem Segen mit einem kleinen Häuflein unterhalten. Freudig zog ich dann weiter, wurde noch in einem christlichen Bauernhaus in Wengen erquickt, und zwei Stunden darauf führte mich der Herr zu Ihnen, die ich zugleich an dem Traktate, den Ihre liebe Frau in den Händen hielt, teilweise erkennen konnte (d.h. eine Flugschrift in Hand der niederländischen Urlauber deutet ihm die innere Einstellung an).

Ich kam wieder nach Basel. Im November bekam ich von jenem Müller einen Brief, ich sollte doch ihm die Liebe erweisen und an Weihnachten sie besuchen. Ich konnte nur einen Ruf des Herrn darin erkennen und unternahm die schwierige Winterreise. Die Leute konnten nicht genug hören; man sah es ihnen an, daß ein großer Druck wegen ihres Pfarrers auf ihrem Herzen lag; zahlreich wurden die Versammlungen, zu denen sie mich aufforderten, besucht.

Endlich drangen auch die Leute von Wengen aufs heftigste darauf, ich soll auch zu ihnen hinaufkommen. Was konnte ich machen? Sie gaben mir große mit Nägeln tüchtig beschlagene Schuhe, mit welchen ich den Berg hinanglimmte; zum Glück war der Winter ganz besonders günstig. Hier kamen sie am zahlreichsten, schon wegen der Neuheit der Sache, zusammen. Bei allem dem hatte ich ein wehmütiges Gefühl bei dem Gedanken, daß niemand da sei, der sie in diesem Eifer erhalten könnte; ich sagte ihnen auch: ich fürchte, wenn ich wieder fort sei, werde alles bald wieder vergessen sein. Nach der Versammlung blieben etliche zurück, unter anderem ein Maurer, der viele Reisen gemacht und ziemlich viele Welterfahrung gesammelt hatte. Seine Wißbegierde war mir auffallend; sein ganzes Benehmen bezeugte, daß er tief in seinem Innersten erschüttert war. Ich hegte im stillen den Gedanken, ob nicht dieser in dem verlassenen Dorfe die Leute zum Gebet und Lesen zu versammeln imstande wäre. Ohne ihn zu nennen, forderte ich sehr nachdrücklich zu letzterem auf. Sie versprachen es, zu tun; und so schieden wir voneinander. Die Bauern hatten mir nach ihrer Weise eine liebliche Nachtherberge bereitet.

Was ich fürchtete, geschah: es kamen in der Folge, wie sie mir schrieben, kaum fünf bis sechs Leute zusammen. Ein Freund indessen, den ich im letzten Sommer zu den Leuten schickte, brachte mir die überraschende Nachricht, daß ein Mann dort sei, der mit dem größten Eifer Versammlungen halte und

einen ungemeinen Zulauf habe. Bald darauf kam ein Brief von jenem Maurer an mich, voll Geist und Salbung geschrieben, in welchem er mir meldet, daß jener Abend ihm schwer aufs Herz gefallen sei; zwar habe er den Eindruck später im Leichtsinn wieder vergessen, aber eine Krankheit habe ihm vollends zum Durchbruch geholfen. Nun habe er angefangen, die Seinigen um sich zu versammeln, um ihnen den Heiland, der ihm seine Sünden vergeben habe, anzupreisen. Sein Wort sei auch an vieler Herzen gesegnet.

Vor etlichen Wochen vernahm ich, daß der neue Pfarrer und etliche Ortsvorsteher eine Klagschrift wider ihn an die Regierung eingereicht haben; es sei, schrieben sie, fast kein Haus mehr in Wengen, das nicht von diesem Gift angesteckt sei – man solle doch ernstliche Maßregeln dagegen ergreifen; aber jener Tavel (I) verteidigte sie ernstlich; so geht die Sache ungestört ihren guten Gang fort.

Wie die Basler Mission in der Schweiz Erweckte sammelte und sie bis Genf verwurzelte, so hatte die Gesellschaft nicht weniger Helfer im Elsaß, nahe Freunde sogar in Paris (unter vier Hilfsvereinen ebenso in Toulouse und in Montpellier). Auf diesem Hintergrund ist Blumhardts Verbindung mit Frankreich zu sehen. Sein Vetter, der Inspektor Blumhardt, hatte am 4. April 1822 die Société des Missions Evangéliques de Paris (bestand bis 1971) mitgegründet, Christoph hatte von ihm, von Barth u.a. viel aus jener Missionsgesellschaft und aus dem Werden der Pariser Inneren Mission gehört und hat ständig auf dem Basler Jahresfest genug Abgeordnete erlebt; schließlich war er zumindest 1853 selber in der französischen Hauptstadt. Noch stärker war natürlich Basels Verbindung mit Straßburg, wo Freunde des Inspektors schon 1821 den dortigen Hilfsverein ins Leben gerufen hatten (vor allem durch Prof. Karl Wilh. Krafft, 1792-1854, Direktor des nicht zuletzt durch Albert Schweitzer berühmten theologischen Studienstifts St.Thomä. Und 1834 hat Pfarrer Franz Härter (1797-1873) die Evangelische Gesellschaft gegründet; dazu trat mit alljährlichem Beitrag aus Straßburg seine Kirchliche Missionsgesellschaft. Die Münsterstadt, die zur Reformationszeit ganz evangelisch war und samt dem Elsaß unter Ludwig XIV. gewaltsam katholisiert wurde (heute hat die Stadt nicht ein Viertel Protestanten, wohnen im Elsaß fast alle Lutheraner Frankreichs) und dann durch die Französische Revolution rationalisiert, und führende elsässische Städte erlebten damals eine Erweckungszeit, der die Brüdergemeinde hundert Jahre früher vorgearbeitet hatte. Unter dem unvergessenen Straßburger Johann Heinrich Oberlin (1746-1826, seine Mutter zählte sich zur Brüdergemeinde) war das Steintal von innen her aufgeblüht, er hatte die Gebirgsgegend des Vogesenabhangs fast zu einem Garten gemacht. Einer seiner Söhne wäre beinahe der erste Basler Missionsinspektor geworden. Auch Christoph Blumhardt, der Oberlin selber nicht mehr erleben konnte, dem dieser aber durch Freunde lebendig wurde, war dem Steintal und dortigen Fabrikantenfamilien waren ihm sehr verbunden, ohne daß wir seinen Besuch nachweisen können. Jedoch – um nur den wichtigsten Rothauer, später deutlicher wiederkehrenden Namen zu nennen – ohne Dieterlen wäre kein Kauf Bad Bolls zustande gekommen. Briefe ins Elsaß sind nahezu haufenweis erhalten, leicht läßt sich eine Liste mit einem Schock Elsässer Namen sammeln. Bad Boll hatte beinahe laufend Besucher aus dem Elsaß – und nicht nur Deutsch Sprechende -, 1858 eine Konfirmandin und länger Pflögetöchter. Schließlich wurde Blumhardts Sohn Theophil, der 1868/69 Vikar in Barr war, im Herbst 1880 zum Leiter der Inneren Mission in Straßburg berufen (folgte jedoch nicht). Diese Streiflichter mögen genügen, Blumhardts bleibende Verbindung mit dem Elsaß zu beleuchten. Von Basel aus und später hat er Vorträge und Predigten und Stunden dort viele gehalten.

Ein Doppelpes: der Anteil an neuer Erweckung und die Stärkung der Freundschaft bewogen die Basler Bibel- und Traktat- und die Missions-Gesellschaft, besuchsweise immer wieder viele Leute ins Elsaß zu schicken. Von Blumhardt ist ein Elsaß-Reisebüchlein vom 13. bis 24. Juli 1833 auf uns gekommen. In Reinschrift sind bis zum 19. auf sieben sorgfältig und eng beschriebenen Seiten die Ereignisse geschildert, das übrige ist nur auf weiteren fünf losen Seiten in allerdings sorgsamer Abkürzungsschrift festgehalten. Am Vortage hatte er das Reisehemd als Geburtstagsgeschenk empfangen und ferner wird vermerkt: „Silberne Brille. - (Bruder) Wilhelm nach Zürich . - (Bruder) Karl mit (einem anderen Zögling:) Eipper nach Stuttgart.“ Am Samstag (13.7.) Vormittag erreichte er auf dem Eilwagen das ihm von mehreren Besuchen vertraute Mühlhausen. Der Leiter der dortigen Versammlung (namens Gilbert) empfängt ihn und erzählt seine Bekehrung, anfangs auch verfolgt... Ein gewisser Bott von Colmar, um 1820 von dem namhaften Erweckungsprediger Ami Bost bekehrt, richtete die Mühlhausener Stunde vollends ein. Ihn hatte Blumhardt schon 1831 besucht. Er war die Seele der Versammlungen in Colmar, die noch 1950 in gleicher Straße blühten, und der Vater mehrerer in christlichen Werken oder der Mission Dienender – worunter am Sonntage Josua Bott „mich als Missionsbruder duzte“. „In langen Gesprächen bis tief in die Nacht“ (denen auch der Basler Kolporteur beiwohnt) war am Vorabend der Streit der Pfarrer, die Not von Mischehen, waren Sittlichkeitsfragen und dergleichen verhandelt worden. Sonntags hält die Versammlung nach der Predigt Blumhardt über Matth. 7, 13-23 und nachmittags eine über 2.Kor. 5, 14-21. Nachwirkungen der Kinderstunde (Gilbert), gemeinsame Besuche (auch beim führenden Wiedertäufer) und Bekehrungsgeschichten füllen den Montag. Abends ist Frauenversammlung; während der Näharbeiten fürs Missionshaus erzählt Blumhardt im Anschluß an Luk. 14; „sodann wurde gebetet.“ Nach gegenseitigen Stärkungen bricht er Dienstag nachmittags nach Colmar auf. Im Postwagen las er „Das Milchmädchen“ vor „und fand, daß es doch gar zu viele unnütze Worte enthalte.“ Wieder wird er von Bekannten empfangen. Am nächsten Tage hat er entsprechende Besuche, erlebt nach dem Mittagessen einen vierstimmigen Choralgesang und hält abends die Versammlung (2.Kor. 6,14-7,1). Am nächsten Tage finden sich auch von auswärts Besucher ein, bis fünf Stunden weit. Fein gebildete Lehrerinnen danken Blumhardt „für meinen herrlichen Vortrag“. Abends ist er wieder in Mühlhausen zurück und hört dem ansprechend predigenden Versammlungsleiter zu. Vom nächsten Tage schreibt er sich die Erzählung der Zeughändlerin von einer Jüdin auf, die sie im Weiterhandel betrog, doch die Sache leugnete und nach dem Schwur „Das Brot, das ich esse, soll mir zum Tod werden, wenn es nicht so ist, wie ich sage“ einige Stunden später in den Kanal fiel und ertrank. Es folgen viele ähnliche Besuche als Hauptarbeit der Belebung und Seelsorge. Dabei verweist Blumhardt brüderlich seinen Führer, daß er die Kinder zu barsch anfasse. Der berichtet seine Gründung der Versammlung bei Markkirch, was Blumhardt einige Wochen darauf zu seinen Bemühungen bei Lauterbrunnen angestachelt haben mag. Der Mühlhauser Pfarrer will Blumhardt einmal in der Kirche predigen lassen. Mit Persönlichkeiten gibt es immer wieder organisatorische Mitteilungen über Abspaltungen von der Christentumsgesellschaft und theologische Gespräche (Wiederbringung, Abendmahl). Berichte aus Frankreich oder über Auftreten von Sektierern sind eingestreut, ferner vom Umtrieb von Simonisten (in Badenweiler traten, von zwei Herren begleitet, fünf Frauenzimmer mit bloßen Brüsten auf). Den nächsten Montag (22.) wurde mit Gilbert nach Müllheim jenseits des Rheins abgereist. Dienstag werden in Badenweiler, wo sich gerade Frau Inspektor Blumhardt mit Tochter Julie aufhält, die

römischen Badruinen und das Bergwerk besichtigt. Mittwoch geht es mit Büchelen und Julie und wahrscheinlich auch ihrer Mutter nach Basel zurück. Zwischen den Kurzangaben finden sich Bemerkungen über unterwegs empfangene Briefe. Die letzte Seite vermerkt ab Donnerstag (25.7.1833) die ersten beiden Tage der Schweizer Reise. Diese bunte Fülle aus einer reichlichen Elsaßwoche möge Blumhardts Erfahren und Wirken auf evangelistischen Reisen mit anschließendem Studieren und einen Tag Erholen veranschaulichen.

An den zufälligen Einzelberichten haben wir Beispiele, wie Christoph Blumhardt in seiner Zeit zu Basel sich außerhalb und neben bloßem Predigtamt betätigte und in der weiten Umgegend erweckend wirkte. Pfarrer Haag, den Erwecker bei Sitzkirch in Baden, besuchte er auch. Während seiner Kur in Sebastiansweiler hielt er in Stunden der dortigen Gegend Südwürttembergs Andachten. Das südbadische Ötlingen brachte ihm Gemeindefahrung bei schwierigen Verhältnissen. Am jungen Kutscher mußte er, der schuldbewußt zur eigenen Änderung bereit war, lernen, das leitende Herr, Bleiben mit Herzensgüte zu verbinden: „Lieber ein wenig gezankt, nur icht getruz. Das kränkt die Liebe tiefer als alles.“ Die Kinder liebte er besonders und wird – was weder in Ötlingen noch in Bern oder dem Elsaß möglich war – über sie den Zugang zu den Eltern wählen. Mit vielerlei Menschen übte er auch bei Fremdsprache das Umgehen und erfuhr, wie Seelsorge meist bei Geschlechts- und Ehefragen beansprucht wurde. Er kümmerte sich um den Einzelnen und bekam schon ein Gefühl, daß Erweckungen vergehen und ohne Nachhilfe Versammlungen leicht wieder aufhören. Aber bei seiner bleibenden Verbundenheit mit der Schweiz nimmt es nicht wunder, daß die letzte Ausgabe „Gesammelte Schriften“ von ihm (dreibändig durch Otto Bruder 1947-49) und vorher die Werkausgabe seines Sohnes Christoph (vierbändig durch Robert Lejeune 1925-37) ausgerechnet in Zürich erschienen. Ebenso wird es verständlich, daß Lebensbeschreibungen und Hinweise auf beide (nächst der englischen Fremdsprache) gerade in Französisch veröffentlicht sind.

Oekumene

„Die ganze bebaute Erde“ (nach dem griechisch-lateinischen oekumene) hatten die Menschen des kleinen Hauses im Städtchen Basel im Blick. Das lag schon in den Anstößen des nach London ausgewanderten Württembergers Dr. Steinkopf. Man war übernational, indem man nicht nur Freunde in Schwaben und in der deutschen Schweiz hatte, sondern auch in der französischen und in Frankreich selber besaß, im Elsaß und in Österreich arbeitete, rheinabwärts Beziehungen ins Wuppertal und bis zur Flußmündung in Holland angeknüpft hatte. Zöglinge kamen nicht nur, soweit die deutsche Zunge klingt – damals bis ins Baltikum -, sondern auch aus Schweden (Peter Fjellstädt, 1802-1881, der mit Blumhardt anfangs Lehrer war und dessen Frau aus Stuttgart er in Bad Boll begrub)..., aus Polen (Zaremba)..., dem Balkan. Zusammen mit den politischen Einigungsbestrebungen in Deutschland und ihnen voraus versuchte Basel eine Arbeitsgemeinschaft aller Missionsgesellschaften „vom Fels zum Meer“ – es haben sich aber im vorigen Jahrhundert immer mehr nach Ländern und Bekenntnissen mit dem Zug zur Absonderung gebildet. 1837 hielt dagegen Basel ein Jahrhundert voraus die erste internationale Missionskonferenz ab. Die Basler Gesellschaft war von vornherein nicht das Unternehmen einer Kirche und nicht verflochten mit einem Volke und seinen jeweiligen Ausdehnungsplänen, sondern sie wollte Mission des Reiches Gottes treiben.

Entsprechend benutzte man im Katechismus-Unterricht sowohl den lutherischen von Brenz wie den reformierten Heidelberger ... und band sich an keinen, sondern allein an die Heilige Schrift. Das war von Bengel her Tübinger Tradition, das war aber genauso für die Vereinigung der Zöglinge verschiedener Heimat nötig. Der Unionsstandpunkt hat Blumhardts Freund Hoffmann als zweiter Basler Inspektor (Leiter) einmal so ausgedrückt:

Was die kirchlichen Grundsätze betrifft, die das Komitee bei seinem Verfahren leiten, so beruft es sich vor allem auf seinen Namen als Evangelische Missionsgesellschaft.“ Diese war von Anfang an der Überzeugung, daß es die Absicht eines evangelischen Missionars sein müsse, die reine Lehre des Evangeliums, nicht ihre besondere Färbung in irgendeiner kirchlichen Fassung, sei es nun die lutherische oder kalvinische oder irgendeine andere, den Heiden zu bringen. Sie hat von jeher geglaubt, daß die Gliederung der Einen evangelischen Kirche in verschiedene Erkenntnisformen eine Folge der menschlichen Beschränktheit sei und daß keine dieser Bekenntnisformen eine ewige, sondern alle vergänglich seien, daß keine durchaus und allein die Wahrheit habe, sondern daß sie sich gegenseitig ergänzen. Darum war auch der theologische Unterricht in der Missionsanstalt stets darauf gerichtet, die großen und tiefen Grundlagen des gemeinsamen Glaubens der evangelischen Kirche zur Hauptsache zu machen, während die freie wissenschaftliche Untersuchung die Unterschiede der Konfessionen ohne Ansehen der Personen und der Kirchen nach der Schrift beurteilte. Es war nie darauf abgesehen, weder Luther noch Calvin noch Zwingli, sondern stets Christum den Zöglingen teuer und klar zu machen. Sie bekennt sich als Missionsgesellschaft zum Worte Gottes oder, wenn man je eines kirchlichen Ausdruckes bedarf, zu dem Gemeinsamen aller evangelisch-protestantischen Erkenntnisse. Einzelnen Personen in ihr, Lehrern, Zöglingen, Missionaren verwehrt sie dabei nicht im mindesten, von dem in den Bekenntnissen Verschiedenem dasjenige sich anzueignen oder festzuhalten, was ihnen laut der Heiligen Schrift als das richtige erscheint. Sie läßt aber ihre ausgehenden Missionare kein Symbol unterzeichnen, weil sie höhere Bürgschaften als diese hinfalligen hat, daß ihre Missionare schriftgemäß lehren werden. Sie weiß wohl, daß ... kindlich gläubige Prediger in der Heidenwelt trotz dieser Unterschiede im Frieden stehen können und wirklich stehen, daß keinerlei Verwirrungen durch die geringen Unterschiede, die auch so noch bleiben, unter die Heidenchristen kommt.

Zu betonen ist, daß Basels Schriftverständnis heilsgeschichtlich ist (von Bengel her); d.h. man schafft sich
nich

iniert, in englischen Dienst nach Afrika (Sierra Leone, Ägypten und Abessinien) und nach Indien gegeben. So geschah es noch mit Karl Blumhardt, der in dieser kirchlichen Verpflichtung unter dem Auslandsbischof Indiens ordiniert wurde. Als die Engländer (CMS, die bis 1850 von Basel etwa 80 Missionare erhielt) gegen die ewige Verdammung vor und ohne Evangelium Verstorbener bei ihren Baslern den Zug zur Wiederbringung entdeckten, erhoben sich Lehrstreitigkeiten, hingegen die Basler mochten nicht gern in Hochkirchliche Ordination willigen. 1833 kam es durch Inspektor Blumhardts Englandbesuch noch einmal zu rechter Arbeitsgemeinschaft – wobei man in Indien den Baslern jedoch gesonderte Gebiete gab -, nach seinem Tode aber zur Auflösung des Verhältnisses.

iniert, in englischen

Dienst nach Afrika (Sierra Leone, Ägypten und Abessinien) und nach Indien gegeben. So geschah es noch mit Karl Blumhardt, der in dieser kirchlichen Verpflichtung unter dem Auslandsbischof Indiens ordiniert wurde. Als die Engländer (CMS, die bis 1850 von Basel etwa 80 Missionare erhielt) gegen die ewige Verdammung vor und ohne Evangelium Verstorbener bei ihren Baslern den Zug zur Wiederbringung entdeckten, erhoben sich Lehrstreitigkeiten, hingegen die Basler mochten nicht gern in Hochkirchliche Ordination willigen. 1833 kam es durch Inspektor Blumhardts Englandbesuch noch einmal zu rechter Arbeitsgemeinschaft – wobei man in Indien den Baslern jedoch gesonderte Gebiete gab -, nach seinem Tode aber zur Auflösung des Verhältnisses.

iniert, in englischen Dienst nach Afrika (Sierra Leone, Ägypten und Abessinien) und nach Indien gegeben. So geschah es noch mit Karl Blumhardt, der in

dieser kirchlichen Verpflichtung unter dem Auslandsbischof Indiens ordiniert wurde. Als die Engländer (CMS, die bis 1850 von Basel etwa 80 Missionare erhielt) gegen die ewige Verdammung vor und ohne Evangelium Verstorbener bei ihren Baslern den Zug zur Wiederbringung entdeckten, erhoben sich Lehrstreitigkeiten, hingegen die Basler mochten nicht gern in Hochkirchliche Ordination willigen. 1833 kam es durch Inspektor Blumhardts Englandbesuch noch einmal zu rechter Arbeitsgemeinschaft – wobei man in Indien den Baslern jedoch gesonderte Gebiete gab -, nach seinem Tode aber zur Auflösung des Verhältnisses.

iniert, in englischen Dienst nach Afrika (Sierra Leone, Ägypten und Abessinien) und nach Indien gegeben. So geschah es noch mit Karl Blumhardt, der in dieser kirchlichen Verpflichtung unter dem Auslandsbischof Indiens ordiniert wurde. Als die Engländer (CMS, die bis 1850 von Basel etwa 80 Missionare erhielt) gegen die ewige Verdammung vor und ohne Evangelium Verstorbener bei ihren Baslern den Zug zur Wiederbringung entdeckten, erhoben sich Lehrstreitigkeiten, hingegen die Basler mochten nicht gern in Hochkirchliche Ordination willigen. 1833 kam es durch Inspektor Blumhardts Englandbesuch noch einmal zu rechter Arbeitsgemeinschaft – wobei man in Indien den Baslern jedoch gesonderte Gebiete gab -, nach seinem Tode aber zur Auflösung des Verhältnisses.

Christoph Blumhardt war nicht nur mit der Ausbildung von Religionslehrern in fremden Diensten beschäftigt, noch mehr mußte ihn das Basler Werk ums Kaukasus-Gebirge bewegen. Schon um 1820 plante man nach einem Hilferuf aus Petersburg die eigene Missionsgesellschaft für die deutschen und schweizerischen Kolonien an der unteren Wolga. Zur Erkundung sandte man im Einverständnis mit der CMS und in Verbindung mit der schottischen Judenmission in Odessa die ersten beiden Brüder ans Schwarze Meer. Im nächsten Jahre bahnte Zarembo, mit einem Sachsen für dies Werk eingeseget, von Astrachan nahe dem Kaspischen Meer und entlang den deutschen Siedlungen von Odessa bis Tiflis südlich vom Kaukasus eine Mohammedanermision an. Zunächst sollte (seit 1825) von Schuscha aus (etwa 47. Längsgrad unterhalb des 40. Breitengrades) mit seinen fünfhundert armenischen Familien bei fünf Kirchen die armenische Kirche belebt werden. Man eröffnete Schulen und zur Schaffung von geeignetem Schrifttum eine Druckerei in Armenisch und Arabisch, dazu (1829) eine Schullehrerbildungsanstalt mit Internat. Blumhardt erlebte die Freude mit, daß das Neue

Testament und die Psalmen in Neuarmenisch erschienen (1833), und die Enttäuschung, daß auf Anklage durch die armenische Geistlichkeit auf die Fortsetzung der Schulen verzichtet werden mußte. Als nach zehnjährigem Bestand der Armeniermission die Botschaft Eingang gewann, war der Abbruch schmerzlich. Doch lief das gleichzeitige Unternehmen (seit 1822 unter den Deutschen und von Karaß aus) unter den Tartaren und Tscherkessen Kaukasiens. Ferner bestand (seit 1827) unmittelbare Missionstätigkeit unter den mohammedanischen Persern, im Irak 1820 von Bagdad am Mittelauf des Tigris aus. 1833 wurde unter einem Ludwigsburger, der sich in die Sprache der Kurden einarbeiten sollte, in Oberpersien (Iran) die Missionsstation Täbris eröffnet. Zwei Jahre darauf wurde die Mission auf russischem Boden durch Ukas des Kaisers (28.10.1835) aufgehoben, weil die griechisch-orthodoxe Kirche mit ihrem staatlichen und missionarischen Alleinanspruch gegen Neugewinnung von Evangelischen war. Es blieb die Arbeit unter den Deutschen ab Odessa und durch Grusien hin (einer hatte das Werk auch durch seine ärztliche Praxis gefördert; 1836 wirkten dort 14 Basler Missionare). Und unter dem Schutz des englischen Gesandten war nun Persien das Arbeitsgebiet. Doch setzten die Armenier die Muslime gegen die Missionare, so daß persönliches Zeugnis, Schriftenverbreitung und christliche Schulen ihren Tod bedeutet hätten. Eine bloß allgemeine Schulanstalt, durch europäische Bildung vermeintlich auf den Unterricht im Christentum vorzubereiten, lehnte die Basler Leitung ab und hob gegen Ende von Blumhardts Lehrzeit nun selber die persische Mission auf. Jedoch eine Hauptschrift („Wege der Wahrheit“, 1829 zunächst deutsch abgefaßt) über die Auseinandersetzung des Christentums mit dem Islam war in drei Sprachen gelungen und wurde, noch mehrfach übersetzt, ein halbes Jahrhundert ihr Klassiker (und 1910 erneuert). Eher noch größer war Blumhardts Miterleben dessen, was sich in Indien tat. Seit 1832 wirkte Johann Häberlein, später Blumhardts Schwager, hoffnungsvoll in Nordindien; 1836 standen in Südindien vierzehn Basler im CMS-Dienst. Inzwischen öffnete sich Indien einer eigenen Missionsarbeit! Die Basler sandten 1834 drei Brüder einschließlich Hebuch mit dem Ziel von Schul- und Kirchengründung, zunächst an der Westküste. Allmählich wurde man über ganz Indien verbreitet und im Heimatland das schon in jeder Hinsicht wache Kulturinteresse gespeist. Näher geht Blumhardt das Leiden der Sendboten an. In Liberia in Westafrika, wo die Basler 1827 eine Mission begonnen hatten, wurde diese nach großen Opfern und vielen Fehlschlägen 1831 aufgegeben. Die Ende 1828 an der Goldküste gelandeten vier Sendlinge verschlang in drei Jahren das Tropengrab. Mit diesem ernsten Hintergrund gab Blumhardt seinen Unterricht. 1832 sandte man drei weitere, einer unter ihnen war auch Arzt, zwei starben im gleichen Jahre. 1835 machte man einen neuen Versuch im (gesünderen) Inlande. Man dachte auch an China ... Blumhardt wußte ebenso um die Mission in Westindien und hatte Freunde in der Arbeit an den deutschen Auswanderern in Nord- und Südamerika.

Diese äußere Mission in wichtigen Gebieten des Erdballs bildete also im Heimatland für Christoph Blumhardt, wenn ihm auch Heidenpredigt versagt und fremd blieb, vorwiegend das Herzenerlebnis. Wenige Jahre darauf hat er aus eigenem Trieb mit fünfhundert Seiten über die gesamte Mission sein „Handbüchlein der Missionsgeschichte und Missionsgeographie“ (1844) geschrieben. Es war in Kenntnis aller evangelischen Gesellschaften Europas und katholischer Arbeit das Handbuch über die neuere Verbreitung des Christentums um den ganzen Erdball überhaupt. Die französische Übersetzung war sofort angekündigt, die englische (2 Bände 1845/46) erschien in zwei Auflagen und

war z.B. in den Gemeindebüchereien Schottlands vorhanden. Es ist demnach verkehrt, Blumhardt mit Zündel wurzelhaft nur als den Möttlinger Erwecker zu sehen, und ist heutzutage zu eng, ihn nur von den Gemeinschaften Schwabens (oder von den Evangelikalen) für den deutschen Hausgebrauch beschlagnahmen zu wollen. Sondern er arbeitete stets allgemein-wissenschaftlich mit Anteil z.B. an medizinischen Gesprächen und lebte in allen möglichen internationalen Verhältnissen, hatte etwa laufend Briefwechsel mit Holland. 1833 hatte ihn die Gattin des königlichen Kabinettssekretärs Willem Groen van Prinsterer (in einem Brief 15.8.) geschildert als „een allerliefst eenvoudig mensch, zoo warm en hartelijk ingenomen met Jesus en om Hem met de leden des ligchaams“ (ein ganz lieber einfacher Mensch, so warm und herzlich für Jesus und um Seinetwillen auch für die Glieder des Leibes eingenommen). Dabei hatte er neben den christlichen schon damals auch nationale und soziale Belange im Blick. Sein (oben angeführter) veröffentlichter Brief von 1835 an den späteren einflußreichen christlich-nationalen Politiker und Führer der anti-revolutionären Partei in den Niederlanden (1801-1876) erwähnt revolutionäre Umtriebe in der Schweiz und schließt:

Gerne schreibe ich weiter, da ich so im Flusse bin, aber der Raum gestattet es nicht mehr. Ich verspare es auf einen späteren Brief, der nicht mehr so lange ausbleiben soll. Empfangen Sie noch nebst Ihrer teuren Frau Gemahlin meinen herzlichsten Gruß und Dank und denken Sie auch ferner in Liebe Ihres aufrichtigen Freundes und Bruders.

Ähnliche herzliche Verhältnisse mit Holländern gab es noch in den Siebziger Jahren.

Es ist nicht zuviel gesagt, daß Blumhardts Bad Boll über alle Grenzen weltbekannt wurde. Wie gern nahm es Missionare auf! Man sollte noch den Ton seiner Stimme hören können, in dem Blumhardt auslandsdeutsche und fremde Gäste – besonders aus Rußland – begrüßte. Die Begeisterung, mit der er 1877 einen Priester aus Persien (Malek Markus) herbergte, läßt sich nachlesen. Außer mehr oder weniger kirchlichen Menschen evangelischen Bekenntnisses gingen ebenso Katholiken und Israeli aus und ein. Schon das Basler Tagebuch zeigt Umgang mit Gliedern der römischen Kirche; von der Reise nach Stuttgart her kann er sich einem jüngeren Münchner Kaufmann tagelang widmen (24.-27.7.1832). „Er lud mich zum Mittagessen im ‚Waldhorn‘ ein, wo er sehr honett mich bediente und in traulicher Freude Niersteiner kommen ließ“. Ein holländischer Jude, ebenfalls Kaufmann, hat im Anfang von Umnachtung zu Bad Boll commers 1861 noch besonderen Kummer gemacht. Obwohl Blumhardt sich zu den Lutheranern zählte, stand ab Basel seine Haltung und Wirksamkeit frei über den kirchlichen Bekenntnissen und war die Heilige Schrift Quelle und Richtschnur allen christlichen Lebens.

Als vereinheitlichender Zug seiner Frömmigkeit muß immer wieder das eschatologische Moment, die Erwartung einer nahenden allgemeinen Gnadenzeit genannt werden. Es galt weltgeschichtlich der Ruf „Jesus ist Sieger!“ Stärker als alle Vaterlandsliebe war die Hingabe an Zion. Als Lieder der täglichen Andacht, so regelmäßig die Strophen des Losungsbuches verlesen wurden, wurden allmählich keine mehr aus irgendwelchen Gesangbüchern genommen, sondern gesungen wurden Blumhardts eigene Übertragungen von Stücken der Heiligen Schrift in „Bibelliedern“. Rundum war er nach dem Aufriß dieses Teiles ökumenisch.

Köllner, Vater und Sohn

Zu den Sendboten der Gemeinde Jesu, die in der Nähe von Basel wirkten, gehören Vater und Sohn Möllner. Christoph Blumhardt kannte beide – Wilhelm und Karl – gut und sehr gut: sie sind ihm verwandtschaftlich nahegetreten, indem Karl Ende 1836 Blumhardts Schweigervater wurde. Im Zusammenhang mit Barth haben wir beide schon im Ersten Buch am Ende des Schul-Kapitels eingeführt und dürfen die dortigen Hauptsachen hier als Stützen wiederholen. Wie sein eigenes Geschlecht und mit ähnlicher Berufsentwicklung lassen sich die Köllner bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen. Da waren die Vorfahren Bauern und Schultheiß im Thüringischen (Friedelshausen, Kreis Meiningen). Übers nächste Jahrhundert waren sie (zu Wiesental) Heiligenmeister (Verwalter des Kirchenvermögens), Wagner und Gardereiter, schließlich Wilhelms Vater war als Bürger in Eisenach Münzarbeiter, dann Salzmesser; Husar und Geleitsdiener. So kommt der Familienname nicht von der Stadt Kölln, ist jedoch nicht eindeutig erklärbar; er kann Kelle, Kölle (Quelle mittelhochdeutsch), Köhler meinen, ebenso von Kellner (dem Kellermeister, Schaffner und Amtmann) abgeleitet sein. Der Sohn Wilhelm Matthäus Elias wurde in der Lutherstadt unterhalb der Wartburg am 25. März 1760 geboren. Er studierte, von einem frommen Gönner seiner Vaterstadt unterstützt, in Halle Theologie und war zwischen alter Gläubigkeit und aufgeklärter Bibelkritik hin und her gezerrt. Da damals in Sachsen die Kandidaten auf ein Pfarramt fünfzehn bis zwanzig Jahre warten mußten, ging er ins Ausland, d.h. ins nassauische Herrschaftsgebiet. So ist er 1784-94 in Idstein, das zur Zeit der Franzoseneinfälle am Rhein sogar Residenz wurde, an der Höheren Schule Kantor und Schreibmeister. Bald hat er eine Tochter des dortigen Ersten Predigers geheiratet. Mit reicher Kinderschar wurde er armer Pfarrer in Naurod unweit Wiesbaden. Neue Franzoseneinfälle entwendeten in seinem Filialort das versteckte Altartuch und die Abendmahlsgeräte und brachten ihn in Lebensgefahr; gerade in diesen Notzeiten aber erlebte er seine Bekehrung zu persönlichstem Glauben an den sorgenden Gott, den Vater unsers Herrn Jesu Christi. In den nächsten Jahren einschließlich der Befreiungskriege hat Köllner mit schweren Kosten noch Österreicher, Preußen und Sachsen und schließlich tief aus Rußland Kosaken und Kalmücken als Einquartierung erlebt und wurde auch in Heftrich, wo er näher bei Frankfurt am Main ab 1810 wirken durfte, nie mehr Schulden über Schulden los, so sehr er sich anstrengte. Freilich hielt er es im Hungerjahr 1816 auf 17 für wichtiger, mit seinem Korn vom Pfarracker Arme zu speisen, als es mit Gewinn zur Tilgung seiner Restschulden zu verkaufen. Der älteste Sohn war ihm als angehender Kaufmann beim Kundenbesuch über Land in Geldgier ermordet worden, ein zweiter starb ebenso neunzehnjährig gegen Ende seiner Kaufmannslehre später in Stuttgart. Nachdem der Dorfpfarrer recht schwerhörig geworden war und seine Frau 1817 verloren hatte, trat er in den Ruhestand. Aber nun beginnt erst seine weitreichende Tätigkeit über die Christentumsgesellschaft, mit deren Frankfurter Zweigverein er schon lange Verbindung hatte. Nachdem die „Basler Sammlungen“ bereits 1808 „Glaubens- und Gebetserfahrungen eines wackeren Geistlichen am Rheinstrom“ gedruckt hatten, nötigte ihm Spittler in Basel auf 1809 die Selbstbiographie „Die Rückkehr zum Glauben“, dargestellt in der merkwürdigen Führung eines protestantischen Geistlichen in Deutschland“ ab. Das schmale Pappbändchen bildet eine hervorragende Quelle für die Geschichte der Frömmigkeit vom 18. zum 19. Jahrhundert, für die persönliche Überwindung der rationalistischen Verführung. Fortgesetzt erschien die Selbstdarstellung 1829 in zweiter Auflage mit zweieinhalb Hundert Seiten und

einer Vorrede des (ungenannten) Verfassers der Schrift „Die Verbindung des Sichtbaren mit dem Unsichtbaren“ und wurde um den Sterbebericht und die Nachrufe vermehrt (knapp 100 S.) ferner verlegt. Auch Zündel las in seiner Jugend das weitverbreitete Buch. Im Titelbildnis trägt der alte Pfarrer ein gewaltiges Hörrohr – nach ihm war er als „der Horn-Köllner“ bekannt.

1818 wurde der achtundfünfzigjährige Witwer von der Deutschen Christentumsgesellschaft zum Sekretär zu Frankfurt für das nördliche Deutschland berufen. Noch im gleichen Jahre hielt ihn das rührigste Vorstandsmitglied, C.F. Spittler, in Basel fest und machte ihn fürs nächste Jahrsiebt zum Vorsteher der dortigen Erbauungs-Versammlungen. Aus nächster Nähe erlebte er so auch den Aufbau der Basler Missionsgesellschaft und freute sich über das Gedeihen der Erziehungsanstalt in Beuggen mit. Als Herold und Begleiter vieler Taten im Reiche Gottes hat ihn Christoph Blumhardt kennengelernt. Köllner empfing alle Nachrichten von der Reichsgottesarbeit in der Nähe und bis in die fernen Heidenländer und verbreitete sie. Immer wieder war er auch einige Zeit bei einer Kinderfamilie, die er ins Badische geholt hatte – wie im nächsten Abschnitt zu schildern ist.

Wilhelm Köllner war sehr rede- und schreibfreudig. Briefe von ihm sind z.B. in Nürnberg aufgetaucht. Die Stuttgarter Forschungsstelle besitzt, wie gesagt, jene an den Schwiegersohn Ohly. Und er ist nicht nur zu seinen Kindern viel gereist. In Stuttgart kehrte er regelmäßig bei „Marie und Martha“ genannten Schwestern der Engemann-Familie ein. In Möttlingen war er der Gemeinde bekannt; anscheinend Barth zeichnete ihn im Profil mit dem Hörrohr. Das sind nur herausgegriffene Beispiele für seine Bekanntheit, besonders in Pfarrhäusern weit und breit. Sein Wesen spiegelt sich noch in Mitteilungen der Enkelin von Begebnissen bei seinen Besuchen in Sitzenkirch. Gesättigt mit Erfahrungen von Gott trotz aller Not gnädigen Führungen und von vielfachen merkwürdigen Gebetserhörungen, gab Wilhelm Köllner seinen Kindern viel Trost und Rat. Seine Ankunft verbreitete stets innigste Freude, wenn er vom ältesten bis zum jüngsten Familiengliede alle teilnahmsvoll begrüßte, seinen herzlichen Willkomm sogar bis zum kleinen Schoßhund und der zahmen Drossel herab bot. Im früheren Klostergarten nahm er jedes Bäumchen in Augenschein, kein neuer Sprößling entging seinem Blick. Selbst gezogen und in Pflege hatte er eine Laube, in der er gern mit den Enkeln saß und beim Erkundigen nach ihren Rechenaufgaben und grammatischen Regeln unvergeßlich mit lebensnahem Wort in ihr Herz wirkte. Am fruchtbarsten wurde wohl, daß er zu allen Tageszeiten mit ihnen in kindlicher Einfalt so dringend und ernst betete. Auch im Dorfe war seine Erscheinung außerordentlich beliebt. Seine heitere Freundlichkeit und seine fesselnde Mitteilungen sprachen Weltkinder wie Gläubige an; ja es schien, als ob die Leute mit ganz besonderem Vertrauen ins dargehaltene Hörrohr sprachen. In Sitzenkirch ist der Pilger ziemlich plötzlich fast fünfundsiebzigjährig heimgegangen. Den Nachruf in Basel hielt ihm als einem unserer treuesten Väter und Brüder in Christus noch am gleichen Abend sein Nachfolger in der sinntäglichen Erbauungsversammlung zu St.Martin: Dr. de Valenti. Grab und Tafel sind nicht mehr erhalten; der Heimatforscher des Ortes hat den Stein freilich noch im ersten Viertel unseres Jahrhunderts als Schutz auf der Kirchhofmauer gesehen.

Als fünftes von zehn Kindern wurde Philipp Peter Karl Köllner am 3. März 1790 zu Idstein dem Kantor Wilhelm Köllner und seiner Ehefrau, der Pfarrerstochter (Charlotte Christiane Kraus), geboren. Im Pfarrhaus zu Naurod, in das der Vierjährige mit dem nun selbständigen Vater einzog, ist er arm und nur mit Dorfschule aufgewachsen. Etwas Unterricht hatte er vom Vater erhalten, doch Latein hätte er

gern noch am Lebensende zu lernen begonnen. Studium war vor allem wirtschaftlich ausgeschlossen. Aus Vaters Bücherei und in der Kaufmannslehre zu Frankfurt, in die er für den ermordeten Bruder noch nicht dreizehnjährig getreten war, bildete er sich selbst. In der Mainstadt wurde er konfirmiert. Vor den Versuchungen des welt- und geldsüchtigen Ortes bewahrte ihn gründlicher als die Aufnahme beim Handelsherrn und vertieft vom Segensernst des Bruderverlustes sein Gebetsleben. Seine Liebe zur Musik lockte ihn in die Oper, aber nie im Leben besuchte er ein Theater. Sonntäglich spielte er die Orgel der Nikolaikirche. Er ging in die Versammlungen eines Freundes seines Vaters. Auch machte er, der seine Bekehrung nach einem Traum vom Jüngsten Gericht erlebt hatte, gern Kranken- und Armenbesuche. Viele Lieder und Bibelabschnitte lernte er auswendig. Am liebsten wäre er in die Mission gegangen. Doch sein Vater wußte keine Möglichkeit (die Berliner und die Basler waren noch nicht gegründet). Durch einen befreundeten jungen Kaufmann namens Naumann aus Nürnberg kam ihm die dortige Erweckung nahe. Ein anderer, Samuel Schumann aus Windsheim (40 km vor Nürnberg auf Rothenburg ob der Tauber zu), der die Geschäftsführung seines an Lähmung (Einsatz bei Main-Überschwemmung) erkrankten Schwagers, des Weinhändlers Keerl aus Seegnitz übernommen hatte, holte ihn 1811 bei eigenen Blutstürzen zur Hilfe. Im westlichen Steigerwald am Mairdreieck (zwischen Kitzingen 10km und Würzburg 25 km) gelegenen Weinorte hat Karl Köllner im täglichen Dienst und inneren Beistand noch die letzten Wochen Valentin Keerls miterlebt. Maria Amalia Johanna Schumann, am 12. Januar 1777 in einem bedeutenden Borten- und Polstergeschäft geboren, hatte auf Wunsch der Eltern als blühende Neunzehnjährige den nicht ganz so gläubigen, doch ihrer Gastfreundschaft für christliche Versammlungen nicht das geringste in den Weg legenden Mann geheiratet. Sie und ihre Mutter entstammten der Nürnberger Erweckung unter Schöner (Dichter des Gesangbuchliedes „Himmelan, nur himmelan soll der Wandel gehn“ und 1804 Gründer der ersten deutschen, 1806 nach Basel verlegten Bibelanstalt). Sie führte einen reichen Briefwechsel. Von ihren fünf Kindern gab die Witwe die drei ältesten zur Erziehung ins Heim der Brüdergemeinde zu Neuwied am mittleren Rhein. Auf der Reise lernte sie auch Karl Köllners Elternhaus kennen und brachte ihm klug und hilfreich eine seiner Schwestern mit zurück in ihr Haus. Die Weinhandlung und das Gemeinschaftswesen belebten sich weiter. Wie ein Roman aus dem damaligen Zeitalter der Romantik liest sich die Wirklichkeit jener Jahre, da die Geschwisterpaare Schumann und Köllner zu viert im Segnitzer Geschäftshaus lebten. Zu dem kranken Freund Schumann wurde noch der leidende Bruder jenes Freundes Naumann und der Genesung suchende Sohn des Nürnbergers Fabricius (Schöners Helfer) aufgenommen. Die Witwe Maria hieß diesen eine „teure Mutter in Israel“ (Deboras Ehrenname Richter 5,7). Die drei Jünglinge lebten in innigster Glaubensgemeinschaft und blickten schon in die Ewigkeit, ehe sie der Tod nacheinander dahinnahm. Dann holte Maria Keerl ihre drei älteren Kinder aus Neuwied zurück und wurde am 17. Juli 1814 (Friedenszeit nach den Befreiungskriegen) Frau Köllner. Mit dem dreizehn Jahre jüngeren Mann, dessen Schwester sich schon kurz vorher in Segnitz verheiratet hatte und den Marias bisherige Kinder liebgewannen, hat sie noch eine über dreißigjährige glückliche Ehe geführt. Ihren Gatten hat man als ein Haupt der Erweckungsbewegung Unterfrankens gefeiert.

1819 siedelte aus Geschäftsgründen und zur Ausbildung der älteren Söhne die Familie Köllner nach Würzburg über. Von den sechs Kindern Keerl war das älteste schon 1800 an Blattern gestorben und wurde das jüngste in Würzburg nach zehnjähriger Krankheit 1822 erlöst. Zu den zwei Kindern Köllner

aus Segnitz kamen noch zwei in Würzburg. In dieser bischöflichen Residenz am katholischen mittleren Main wurde der Vater, der in Segnitz seine Erbauungsstunden schon in mehrere Gruppen teil mußte, Kirchenältester der protestantischen Gemeinde. Trotz dieser Konfessionszugehörigkeit wurde er nebenamtlich Verwalter des Armenwesens der ganzen Stadt. Auch wurde er in die Judenmission hineingezogen und Pate eines übergetretenen Israeliten, späteren Pfarrers in Bayern. Die Beziehungen zu den Erweckten gingen weit, so war z.B. Ami Bost, dem Vater Köllner bekannt, beim Würzburger Gast. Auf einer Stuttgarter Reise hörte und begrüßte er Inspektor Blumhardt und Dr. Steinkopf aus London (August 1820), mit Korntal wurde er befreundet, mit Erlangen vertraut. Dem von Spittler 1820 zu Basel gegründeten „Verein der Freunde Israels“ trat er bei. Sein 1821 geborenes jüngstes Kind bekam alle Glieder der Kommission zur Förderung des Evangeliums unter den Israeliten zu Taufpaten und erhielt nach Jesu Jünger am Ende des 1.Joh.-Kapitels den Namen Nathanael (zu deutsch: Der Herr hat's gegeben). Das Christsein fühlte er durch den Kaufmannsberuf beschwert, die Wirtschaftslage war den Weingeschäften nicht günstig, Karl wäre lieber Landwirt. Gemäß seiner alten inneren Berufung entwarf er mit dem Vater und dessen Basler Freunden einen ganz besonderen Plan. Schloß Bürglen, südlich von Badenweiler am Schwarzwaldabhang gelegen mit dem Blick über das Rheintal bis zu den Vogesen und Schweizer Bergen – wovon Vater Köllner geradezu schwärmte (Johann Peter Hebel sang) und der noch heute die Tagungs- und Ausflugsstätte berühmt macht -, war von der fürstlichen Abtei St.Blasien nur zur Verwaltung des weltlichen Besitzes (die Propstei hatte durch die Einführung der Reformation ihre religiöse Bedeutung verloren) im schönsten schlichten Rokokostil neu erbaut (1762-64) und in der napoleonischen Zeit an den badischen Staat übergegangen. Nachdem es ein Landwirt der Sitzenkircher Gegend gekauft hatte, war es – er hatte sich offenbar übernommen – um 1820 wieder käuflich. Den Basler Freunden aus der Christentumsgesellschaft schien es für eine Anstalt zur Förderung des Reiches Gottes günstig, und zwar zur christlichen Erziehung von Judenkindern, womöglich von Missionaren für Israeliten. Wenn man bedenkt, was Basel für die Äußere Mission, Chrischona für die Innere bedeutet hat, läßt sich die Wirkung solcher dritten Gründung für ein mehr als gefährliches Jahrhundert der Judenfrage nicht ermessen. Samt Landwirtschaft sollte Karl Köllner die Anstalt übernehmen. Als er nach zwei Wagenreisen bis Basel und nach persönlichen Zusagen von der Karlsruher Regierung schließlich zum Frühjahr 1822 den Kaufvertrag in Würzburg empfangen hatte, wurden jedoch die Basler Arbeiter zurückgeschickt und vom katholischen Besitzer, der unter dem Einfluß der Geistlichkeit (sie nutzte die Kapelle für wenige Katholiken) sich anders besonnen hatte, zurückgenommen. Karl Köllner in Würzburg hatte sein Geschäft aufgelöst und konnte nicht zurück. Nun kaufte er zu gleichem Plan das ebenso unter der Sausenburg-Ruine, dem einstigen Sitz der Land- und späteren Markgrafen Badens noch etwas südlicher gelegene Kloster Sitzenkirch, das er bei den letzten vergeblichen Bemühungen auf dem Weg von Weil bei Basel aus kennengelernt hatte, trotz des ungünstigen ersten Eindrucks. Vor der Reformation war das kleine Nonnenkloster von den Mönchen Bürglens betreut worden, nach ihr im Besitz St.Blasiens geblieben, am Jahrhundertbeginn ebenfalls an den Staat übergegangen. Die Sitzenkircher Einwohner – wenige Häuslein – hatten weithin die Äcker erworben, um den eigenen spärlichen Besitz lebensfähiger zu machen. Die Gebäude wurden von einer Elsässer Rotfärberei gepachtet, waren aber unter der Ungunst der napoleonischen Kriegszeiten verfallen. Der „Tannenwirt“ des Ortes hatte sie preiswert erstanden und verkaufte sie an Köllner mit Gewinn.

Wenn man von den Abhängen des Blauen am Lippisbach herabkommt, erkennt man noch heute sehr wohl die alte Klosteranlage: Vor einem ruht das für die Fastenspeise zum Teich gestaute Fischwasser. Die vom Abfluß getriebene behäbige Klostermühle erstreckt sich nach rechts. Vor allem ragt hinten, das quer nach Kandern ziehende Haupttal abriegelnd, der staatliche Klosterbau mit seinen Fensterrahmen aus rotem Sandstein im hellen Gemäuer auf. Zwar wird seit der Reformation diese Wohnstätte der mittelalterlichen Klosterfrauen als Scheune gebraucht, und bei Dacherneuerung in der Besatzungszeit nach dem letzten Kriege wurde das Gebäude sogar um ein Stockwerk erniedrigt. Nun etwas großartiger leuchtet links davon der Giebel des ehemaligen Klosterverwalters. Wie die Gesamtanlage zur Rechten vom Bach geschützt ist, denkt man sich zur Ritterzeit hinter dem Zellenbau wohl Brücke und Tor und vielleicht nach links um den Gurtshof herum weiteren Mauer- oder Wallschutz. Mitten drin grüßt, jetzt tannenumragt, das romantisch-gotische Kirchlein mit seinem Giebelreiter. Und der Friedhof darum ging in Richtung Klosterbau gewiß einst ungestört in den Klostergarten oder gar zum Verwalter hin in den landwirtschaftlichen Hof über. Karl Köllner vereinigte den Rest des Klostergrundes wieder mit der Klostermühle und richtete sich selber im damals noch weit größeren Verwaltungsgebäude ein. Es war wohl gehobener als ein Bauernhaus ausgestattet – in einer Anmerkung des Heimatbuches wird z.B. daraus späterer Verkauf eines alten Ölgemäldes erwähnt, das vermutlich aus dem Spätmittelalter eine der letzten Klostervorsteherinnen darstellte. In diesem Bezirk ums Sitzenkircher Kirchlein herum hat die Köllner-Familie zunächst neun arme – etliche schon getaufte – Judenkinder aufgenommen und, von Spenden unterstützt, sich der schwierigen Pflege und Unterrichtung gewidmet, nicht ohne verheißungsvolle Erfolge. Allein Barth, der – wie wir bei seiner endenden Schulzeit schilderten (dabei half er zwei Keerl-Söhnen beim Besuch des Stuttgarter Gymnasiums) – über seine Mutter ganz entfernt verwandt war und seit seinem Studium in Karl Köllner eine väterlichen Freund besaß (und der Briefwechsel ist teilweise erhalten), versuchte Sommer 1823 vergeblich, fünf volljüdische Heimatlose nach Sitz

en verwitweten Pfarrer Friedrich Schäfer (103-1865) geheiratet. Wilhelmine (Mina, geb. 1803) wurde schließlich die Wirtin der Korntaler Gemeindegaststätte (starb 93jährig). Charlotte Köllner (geb. 1815), war die nächste Schwester im Schweizer Pensionat ausgebildet und hat Französisch unterrichtet und die Lebenserinnerungen an den Vater geschrieben. Dorothea, die im Zeichnen anleiten konnte, widmen wir einen eigenen Abschnitt. Luise (geb. 1819), später Korntaler Pfarrfrau als Gattin von Blumhardts Basler Mitlehrer und Freund Staudt, wuchs ebenfalls in die Haushaltung. Gelehrt und gelernt wurde alles, große Wäsche war ein besonderer Tag. Die Mutter war ein Muster an Ordnungsliebe und häuslicher Treue, der Vater gab Bibelunterricht. Das Hauptziel unter allem Arbeiten und Sichausbilden war das Einleben in die tägliche Andacht und Bewährung. Wo sollte Nathanael, der Jüngste, Ausbildung finden? Zunächst wollte er Landwirt werden – mit vierzehn Jahren kam er nach Beuggen auf die Schullehrerbildungsanstalt und geworden ist er ein hochgestellter Geistlicher in Berlin.

en verwitweten Pfarrer Friedrich Schäfer (103-1865) geheiratet. Wilhelmine (Mina, geb. 1803) wurde schließlich die Wirtin der Korntaler Gemeindegaststätte (starb 93jährig). Charlotte Köllner (geb. 1815), war die nächste Schwester im Schweizer Pensionat ausgebildet und hat Französisch unterrichtet und die Lebenserinnerungen an den Vater geschrieben. Dorothea, die im Zeichnen anleiten konnte, widmen wir einen eigenen Abschnitt. Luise (geb. 1819), später Korntaler Pfarrfrau als Gattin von Blumhardts Basler Mitlehrer und Freund Staudt, wuchs ebenfalls in die Haushaltung. Gelehrt und gelernt wurde alles, große Wäsche war ein besonderer Tag. Die Mutter war ein Muster an Ordnungsliebe und häuslicher Treue, der Vater gab Bibelunterricht. Das Hauptziel unter allem Arbeiten und Sichausbilden war das Einleben in die tägliche Andacht und Bewährung. Wo sollte Nathanael, der Jüngste, Ausbildung finden? Zunächst wollte er Landwirt werden – mit vierzehn Jahren kam er nach Beuggen auf die Schullehrerbildungsanstalt und geworden ist er ein hochgestellter Geistlicher in Berlin.

Nicht nur der Vater Wilhelm Köllner hat seine Kinder (und die Enkel) in Sitzenkirch besucht und bei ihnen verweilt. Es gingen viele Basler Herren bei Köllners aus und ein. Kirchlich gehörte Sitzenkirch zu

Oberreggenen, das damals ein Basler verwaltete. In Feuerbach, eine halbe Stunde von Sitzenkirch, amtete ein wegen Pietismus Strafversetzter, von dem der alte Köllner schrieb (15.3.1833): „Dieser Pfarrer Haag evangelisiert so vortrefflich, daß er alle Sonntage fremde Gäste die Menge in seiner Kirche hat.“ Besuche aus dem Basler Missionshaus in Feuerbach haben wir gestreift und die Entwicklung in die Vorstufe der Basler Pilgermission verfolgt. Mit dem Nachfolger stand der junge Köllner ebenso in traurem Nachbarschaftsbund. Doch auch ihm selber wurden seine dörflichen Erbauungsstunden verboten und dies polizeilich überwacht. Mit Barth kamen auf der Durchreise manche Besucher der Basler Feste. Für die Missionszöglinge war das Kloster auf Wanderungen z.B. zur Gesteinskunde ein beliebtes Ausflugsziel, auf Ferienfahrten ein bequemer Rastort. Auf solche Weise war es eben auch dem Lehrer Blumhardt gut bekannt geworden. Und wenn er in diese Familie heiraten wollte, so lag dann seine Verwandtschaft etwa auf der Ebene der Familie des Freundes Mörike. Vorerst aber müssen wir eine besondere Gemeindegründung zu Sitzenkirch abhandeln.

Das Sitzenkircher Gemeinlein

Die politischen Verhältnisse, welche die bisherige Schilderung des Lehrers Blumhardt in Basel außer acht ließ, wurden Anlaß zur überraschenden Gründung einer neuen Kirche im Hause seines zukünftigen Schwiegervaters Karl Köllner. Die Juli-Revolution 1830 in Frankreich strahlte über Europa erneut Unruhe und Aufruhr aus und erregte im selbständigen Kanton Basel die Landschaft gegen die Patrizierherrschaft der Stadt. Dabei gab es im Unterschied zu südlicheren Kantonen weniger zu beklagen; die Basler Regierung ähnelte mehr einem entgegenkommenden, rechtlichen Vater, als daß sie einem Tyrannen glich. Im heutigen Bewußtsein handelt es sich um kleine Ereignisse, für die Basler dagegen war – wie einst in antiken Stadtstaaten – der Umsturz Drehpunkt der Geschichte. Die Auseinandersetzung mit den Aufständischen geschah in Scharmützeln. Doch steht hinter geringen Beispielen zuweilen große Gefahr und es kann sich weltweiter Einfluß ergeben. Nach dem letzten Treffen wurden von den Radikalen Verwundete der Stadt ermordet! Überhaupt ging durch die nächsten Jahrzehnte namentlich von der Schweiz eine antichristliche und revolutionäre Propaganda aus, so daß einzelne deutsche Regierungen Studenten und jungen Handwerkern den Besuch verboten. Im neuen Jahrhundert, wo die Schweiz Zuflucht russischer Revolutionäre, bedeutete 1917 der Transport Lenins von dort durch die deutsche Heeresleitung in den Osten neben den Auswirkungen des aus Deutschland stammenden Karl Marx schließlich den Versuch der Weltrevolution.

In den Basler Wirren blieb das Missionshaus keineswegs unbeteiligt. So vermerkt der Wochenzettel (9.-15.1.1831), daß Brüder zum Sanitätsdienst an Verwundeten bei dem Ausfall der Basler gegen die Aufständischen mitgingen. Am 7. Januar des Jahres sah Spittler bei Vorsorge der Stadt für Reserve „unsere guten Missionszöglinge zum erstenmal mit Ober- und Untergewehr sich zu dem ihnen angewiesenen Hauptmann begeben. Das Herz möchte einem bluten.“ In Basel-Land wurden die Geistlichen (fast alle Bürger der Stadt, z.T. aus hochgestellten Familien), die ja vom Kirchenrat auf den Dörfern eingesetzt waren und gegen die Revolution standen, verhaftet oder vertrieben. Nach Zündel hat Blumhardt dem bedeutendsten (Johannes Linder, 1790-1853, später Obersthelfer in Basel

und von de Valenti geschmäht) aus Menschenfreundlichkeit und ohne Kenntnis in seinem Wagen zur Fahrt in die Stadt Deckung geboten, und er blieb ihm verbunden.

Die Basler unterlagen entscheidend am 3. August 1833; dabei gab es auf ihrer Seite über ein halbes Hundert Tote. Das bedeutete eine gewaltige Erschütterung der gesamten Bevölkerung und besiegelte die Trennung von Landschaft (beide Baselbiet) und Stadt. Für manchen war der Tag der Anfang vom Weltuntergang oder sein drohendes Vorzeichen.

Ein Erdbeben hatte schon 1830 erschreckt. Nach dem Vorbild der Urchristen, die beim Untergang Jerusalems nach Pella gezogen waren, und im Anschluß an die Weissagung des Johannes suchte eine kleine besonders erregte Schar einen Bergungsort (Offbg. 12,14). Ihr Anführer war Johann Jakob Wirz (1778-1858), Seidenweber in Basel. Als Mitglied der Christentumsgesellschaft erlebte er seit 1820 Offenbarungen, wegen harter Mahnworte wurde er ausgeschieden. Die Fabrikarbeit kann der Kränkliche aufgeben und lebt von Unterstützung Einzelner von ihm Beeindruckter. Eine Tochter Karl Köllners beschreibt ihn:

Seine Sprache war der Ausdruck innerer Erkenntnis und Erleuchtung, die sein Auftreten unter die Erscheinungen besonderer Berufung, deren jene Zeit viele aufzuweisen hatte, stellte; er wurde wegen seiner klaren apokalyptischen Ansichten, einer auffallenden Gabe, Geister zu prüfen, und treffenden Urteilskraft viel aufgesucht; das kleine, arme Stübchen war selten leer von solchen, die ihn hören wollten. Sein Äußeres, das dem eines Asketen und Theosophen ähnlich war, hatte dabei etwas sehr Imponierendes.

Eintreffen von Voraussetzungen zur Revolution erhöhte sein Ansehen. Der für Sittenkirch zuständige Pfarrer (Johann Jakob Schneider, in Oberreggenen 1824-32, Sohn des Basler Pietismus-Verlegers Felix Schneider und damals durch geistliche Dichtungen bekannt) schuf die Verbundenheit mit Karl Köllner. Aus dieser ging noch 1844 ein Gutachten von Wirz über den Möttlinger Blumhardt hervor; ebenso hat sich Blumhardt 1850 berufen auf eine Schrift des Gründers der Nazarenergemeine, von dem selbst Wunderheilungen berichtet sind.

Schon in den Zwanziger Jahren war durch Verbindung mit dem befreundeten Pfarrer in Obereggenen eine „Seherin“ ins Sittenkircher Köllner-Haus aufgenommen worden, nachdem die Bekanntschaft mit zwei russischen Edelleuten sowieso wie die Frau von Krüdener die Sehersache nahegerückt hatten. Friederike Sophie Franziska (= Fanny) Ehrmann (1802-28) war die hochbegabte Tochter eines Straßburger Professors und über ihre Mutter Enkelin des seinerzeit bekannten Fabeldichters Gottlieb Konrad Pfeffel (1736-1809). Man glaubte die Verheißung Joels (in Apg. 2,17) „eure Söhne und eure Töchter sollen weissagen“ erfüllt. Die erwähnte Tochter Karl Köllners gibt folgende Schilderung:

Mit tiefem Gemüt für alles Höhere auf besondere Weise erschlossen und durch ausgezeichnete Naturgaben und Erziehung reich ausgestattet, hatte sie nach der, wie sie glaubte, so köstliche Gabe des Hellsehens gestrebt und darum gebetet. Ihre Bitte ward ihr gewährt; da ihr aber das Reden im unbewußten Zustande nicht genügte, so bat sie noch weiter um die Befähigung, es mit Bewußtsein zu tun, und auch dies wurde ihr zuteil. In reiner, geistreicher Sprache hielt sie so ausgezeichnete

ansprachen in größeren und kleineren Kreisen, daß ihre Eltern und Freunde sie beinah als ein überirdisches Wesen betrachteten und behandelten. Sie selbst erkannte die Gefahr solcher Behandlung für ihr Inneres, und als sie einmal mit ihrem Vater (von Obereggenen aus) Sitzenkirch besuchte, fühlte sie sich in dem stillen Kreise so angezogen, daß sie ihren Vater bat, sie einige Zeit daselbst weilen zu lassen. Durch ihre Anwesenheit wurde der Eltern Haus von vielen Freunden der Sehersache besucht und sie (die Eltern) selbst so recht in die Mitte derselben hineingestellt... (Wirz) durchschaute die Sehersache klarer, als es gewöhnlich geschah; er sah ihre Unzuverlässigkeit ein und riet ernstlich der jungen Rednerin, ihre Gabe als Opfer auf des Herrn Altar zu legen. Die innig fromme Seele, die nur ihrem Herrn nachzufolgen und Ihn zu ehren suchte, tat es auch ohne weiteres; kurze Zeit nachher aber durfte sie, den Ihrigen und uns allen unerwartet, ehe sie in ihre Heimat zurückkehren konnte, die irdische Hülle ablegen, und ihr sehender, strebender Geist am Urquell des Lichts sich sättigen.

Sie starb am 5. Februar 1828 und wurde in Sitzenkirch begraben. Fast unsterblich hat Justinus Kerner „Die Seherin von Prevorst“ gemacht. Ein reichliches Jahrzehnt später erzwingt die Möttlinger Dittus-Geschichte Auseinandersetzung.

Mit Wirz zogen am 5. August 1833 aus Basel namhafte Glieder der „Neuen Kirche“ (seit 1852 „Nazarenergemeine“) nach Sitzenkirch aus. Neben ihm, der kinderlos verheiratet war und die Enthaltung von der Ehe empfahl und vielleicht von seiner Frau getrennt lebte, übersiedelte im Herbst vor allem Professor Friedrich Lachenal (1772-1854). Der vermögliche Mann wohnte mit seiner Frau und Pflgetochter (die schon vorher in Köllners Mädchenheim lebte) in der Klostermühle. 1816 war er sogar Rektor der Basler Universität gewesen, hatte aber im Januar 1817 sich von seiner Professur entbinden lassen und aus dem Rektorat und allmählich allen öffentlichen Ämtern entlassen. Im Juni hatte er sich dem Zuge der Frau von Krüdener durch die Schweiz und das südliche Baden angeschlossen, jedoch im September von dieser Gesellschaft sich getrennt. 1824 war er auch aus dem Basler Missionskomitee, weil der Inspektor Blumhardt größeres Sprachstudium einführte, geschieden. In diesem und dem nächsten Jahre gab er zwei Bände „Reden von Hellsehenden über religiöse Gegenstände“ heraus. Darin waren auch zwei Botschaften von Wirz aufgenommen, den er nunmehr – auch geldlich – unterstützte. Ihm sind Glaubensformulierungen der Nazarener zuzuschreiben; in Sitzenkirch verfaßte er ferner Gedichte. Das andere bedeutsame Unterhaupt dort war der Basler Kunstmaler Alois Keigelrin (lebte in Basel 1808 – Tod 1847), ein Katholik aus dem Elsaß. Er war dort Porträtmaler – das Ölbildnis Karl Köllners stammt offenbar von ihm, wohl auch die Vorlage zum entsprechenden seiner Frau – und nicht unbedeutender Lehrer der Malkunst; vor Sitzenkirch gab er außerdem Unterricht an der Gewerbeschule. Er verstand die Mittel seiner früheren Kirche zur Beherrschung der Seelen, wußte als Magnetiseur zu fesseln und entwarf – sofern die Offenbarungen von Wirz darüber deutlich genug und nicht sich widersprechend waren – die Kultgegenstände, die die Gemeinde am endgültigen Bergungsort brauchen sollte. Das Geld dazu kam besonders von einer Engländerin, Mrs. Blackwell, die als Gattin eines englischen Gouverneurs die westindischen Tropen aus gesundheitlichen Gründen verlassen und sich in einem Landgut vor den Toren Basels niedergelassen hatte. Jetzt lebte auch sie im Sitzenkircher Kloster. Sie erkrankte im

nächsten Jahre am Gemüte, wurde von Keigerlin vergeblich behandelt und schließlich durch ihren Sohn nach England zurückgeholt.

Karl Köllners Teilhabe an der „Neuen Kirche“ hatte vielfach Befremden und Mißfallen erregt. Sein Vater, der ehemalige Pfarrer Wilhelm Köllner und Sekretär der Basler Christentumsgesellschaft, war durchaus gegen die Abspaltung; ebenso machte der Obereggener Pfarrer Schneider die Trennung von der Landeskirche nicht mit. Der Grund für Karl und seine Frau war kein Stolz der Absonderung, sondern

Die Spaltung der äußeren Kirchen, durch welche sich eine jede über die andere zu erheben sucht und Andersdenkende ausschließt. Wir hassen alles Sektenwesen und glauben Eine heilige allgemeine Kirche, die da ist eine Gemeinschaft der Heiligen im Himmel und auf Erden, die besteht in allen Konfessionen, Sekten und Parteien, wo nur (immer) eine Seele auf Jesum Christum, den einzigen Grund- und Eckstein, wahrhaft gegründet ist.

In dieser Kirche waltete Karl, der laubbahnmäßig nicht Volltheologe werden konnte, priesterisch und übernahm im Sitzenkircher Gemeinlein die Priestergeschäfte der vielen Versammlungen. Doch keinem der Kinder wurde jemals mit Überredung oder gar Druck der gleiche Schritt zur Wirz-Gemeinschaft nahegelegt. Und die Spannung des Basler Missionshauses zu Köllner war nicht so stark, als daß nicht z.B. im Juli 1834 der Möttlinger Andreas Stanger eingekehrt wäre und in seinem Ferienbericht von Lachenal dankbar rühmte: „Er erzählte uns viel von der Gründung des Basler Missionshauses und von den ersten Brüdern“. Vom urchristlichen Ursprung der Gemeinde her kann man sie alle zu ihren Sendboten rechnen.

Im Unterschied zu Karl Köllners Ehe und Familie „entstanden bei einigen der Mitglieder traurige Familienzerwürfnisse“; auch machte den Gastgeber stutzig, daß er von den hochverehrten Brüdern, denen er für das innere Leben damals so manchen Segen verdankte, „Unlauterkeit“ erfuhr.

Gegenüber den Weisungen des Hauptes Wirz behielt das Ehepaar Zweifel und bekam immer neue. Dabei stehen die Glaubensanschauungen etwa über die kirchengeschichtlich beginnende dritte Haushaltung, nämlich des Heiligen Geistes, von der Keuschheit und der Wiederbringung aller, die Verehrung Marias und der Schutzengel – jedoch ohne sie wie Keigerlin und die Sitzenkircher anzurufen! - nicht einmal Blumhardt völlig fern. Gut lassen sie sich aus den Grundschriften der noch heute bestehenden Sekte belegen oder finden sich verkörpert in ihrem Gliede – Karl Köllner schon um 1820 bekannt – Ignaz Lindl (1774-1845), dem katholischen Theologen aus Bayern, der für die Erweckungsbewegung gewonnen wurde und 1813 auch bei Spittler in Basel war. 1819 wurde er durch den Ruf des Kaisers Alexander von Rußland Prediger in Petersburg, dann Probst in Odessa, schließlich mit seiner Verkündung vom baldigen Anbruch des Tausendjährigen Reiches Gründer der Gemeinde in Sarata (bayrische und württembergische Auswanderer). 1823 wurde er aus Rußland verwiesen, trat im nächsten Jahre in Leipzig zum Protestantismus über und wurde eine Zeitlang Lehrer am Seminar der Rheinischen Missionsgesellschaft. Mit Wirz seit 1825 in Verbindung, erweiterte er dessen Wirksamkeit auf seine eigenen Anhänger in Bayern und brieflich bis eben Rußland. Von weiteren Persönlichkeiten um Wirz und Lachenal sei als anfänglicher Anhänger nur noch der Basler Kaufmann Lukas Forcart-Respinger (1789-1869) genannt, dessen Tochter ebenfalls in Sitzenkirch erzogen wurde, weil er als Freund Karl Köllner zur Entscheidung gegen Wirz half, da

dessen Offenbarungen doch in Streit mit der Bibel gerieten. Aus gleichem Grunde (Jesus war nach Wirz im Grab nicht völlig tot) hat Kachenal 1850 sich wieder von ihm getrennt. Wirz sah im Unterschied zu seinem Urteil über die Sitzenkircher Seherin bei sich selbst

6) lateinisch Matth. 5,13-16 auszulegen und 7) zu erörtern, ob gemeinsamer Schul- oder privater Unterricht vorzuziehen sei. Die ersten 13 Aktenseiten wurden „abgegeben 12 $\frac{3}{4}$ Uhr“, die nächsten knapp 10 nachmittags „abgegeben 6 Uhr“. Die Predigt über Phil. 4,7 vom Frieden Gottes höher als alle Vernunft, zu der die Disposition vom 16. Juni wie die genannten Seiten bei den Personalakten des Landeskirchlichen Archivs liegt, wurde am nächsten Tage gehalten; sie war keine leichte, aber Christoph liegende Aufgabe. Das vorgedruckte und gesiegelte Zeugnis, mit „Gut“ ausgefüllt, fand sich im Nachlaß. Es traf am 2. Juli im Missionshaus ein. Blumhardt hatte laut Tagebuch „mehr erwartet“, doch mahnte er sich deshalb in Demut. Zu einer Repetententätigkeit im Tübinger Stift hätte es gelangt. Aber solche war schon nach der Ersten Prüfung nicht für ihn in Aussicht genommen, wie Aktenvermerke auf dem ersten Beurlaubungsgesuch besagen. Die Basler waren mit Blumhardt sehr zufrieden.

6) lateinisch Matth. 5,13-16 auszulegen und
7) zu erörtern, ob gemeinsamer Schul- oder privater Unterricht vorzuziehen sei. Die ersten 13 Aktenseiten wurden „abgegeben 12 $\frac{3}{4}$ Uhr“, die nächsten knapp 10 nachmittags „abgegeben 6 Uhr“. Die Predigt über Phil. 4,7 vom Frieden Gottes höher als alle Vernunft, zu der die Disposition vom 16. Juni wie die genannten Seiten bei den Personalakten des Landeskirchlichen Archivs liegt, wurde am nächsten Tage gehalten; sie war keine leichte, aber Christoph liegende Aufgabe. Das vorgedruckte und gesiegelte Zeugnis, mit „Gut“ ausgefüllt, fand sich im Nachlaß. Es traf am 2. Juli im Missionshaus ein. Blumhardt hatte laut Tagebuch „mehr erwartet“, doch mahnte er sich deshalb in Demut. Zu einer Repetententätigkeit im Tübinger Stift hätte es gelangt. Aber solche war schon nach der Ersten Prüfung nicht für ihn in Aussicht genommen, wie Aktenvermerke auf dem ersten Beurlaubungsgesuch besagen. Die Basler waren mit Blumhardt sehr zufrieden.

6) lateinisch Matth. 5,13-16 auszulegen und 7)

zu erörtern, ob gemeinsamer Schul- oder privater Unterricht vorzuziehen sei. Die ersten 13 Aktenseiten wurden „abgegeben 12 ¾ Uhr“, die nächsten knapp 10 nachmittags „abgegeben 6 Uhr“. Die Predigt über Phil. 4,7 vom Frieden Gottes höher als alle Vernunft, zu der die Disposition vom 16. Juni wie die genannten Seiten bei den Personalakten des Landeskirchlichen Archivs liegt, wurde am nächsten Tage gehalten; sie war keine leichte, aber Christoph liegende Aufgabe. Das vorgedruckte und gesiegelte Zeugnis, mit „Gut“ ausgefüllt, fand sich im Nachlaß. Es traf am 2. Juli im Missionshaus ein. Blumhardt hatte laut Tagebuch „mehr erwartet“, doch mahnte er sich deshalb in Demut. Zu einer Repetententätigkeit im Tübinger Stift hätte es gelangt. Aber solche war schon nach der Ersten Prüfung nicht für ihn in Aussicht genommen, wie Aktenvermerke auf dem ersten Beurlaubungsgesuch besagen. Die Basler waren mit Blumhardt sehr zufrieden.

6) lateinisch Matth. 5,13-16 auszulegen und 7)

zu erörtern, ob gemeinsamer Schul- oder privater Unterricht vorzuziehen sei. Die ersten 13 Aktenseiten wurden „abgegeben 12 $\frac{3}{4}$ Uhr“, die nächsten knapp 10 nachmittags „abgegeben 6 Uhr“. Die Predigt über Phil. 4,7 vom Frieden Gottes höher als alle Vernunft, zu der die Disposition vom 16. Juni wie die genannten Seiten bei den Personalakten des Landeskirchlichen Archivs liegt, wurde am nächsten Tage gehalten; sie war keine leichte, aber Christoph liegende Aufgabe. Das vorgedruckte und gesiegelte Zeugnis, mit „Gut“ ausgefüllt, fand sich im Nachlaß. Es traf am 2. Juli im Missionshaus ein. Blumhardt hatte laut Tagebuch „mehr erwartet“, doch mahnte er sich deshalb in Demut. Zu einer Repetententätigkeit im Tübinger Stift hätte es gelangt. Aber solche war schon nach der Ersten Prüfung nicht für ihn in Aussicht genommen, wie Aktenvermerke auf dem ersten Beurlaubungsgesuch besagen. Die Basler waren mit Blumhardt sehr zufrieden.

6) lateinisch Matth. 5,13-16 auszulegen und 7) zu erörtern, ob gemeinsamer Schul- oder privater Unterricht vorzuziehen sei. Die ersten 13 Aktenseiten wurden „abgegeben 12 $\frac{3}{4}$ Uhr“, die nächsten knapp 10 nachmittags „abgegeben 6 Uhr“. Die Predigt über Phil. 4,7 vom Frieden Gottes höher als alle Vernunft, zu der die Disposition vom 16. Juni wie die genannten Seiten bei den Personalakten des Landeskirchlichen Archivs liegt, wurde am nächsten Tage gehalten; sie war keine leichte, aber Christoph liegende Aufgabe. Das vorgedruckte und gesiegelte Zeugnis, mit „Gut“ ausgefüllt, fand sich im Nachlaß. Es traf am 2. Juli im Missionshaus ein. Blumhardt hatte laut Tagebuch „mehr erwartet“, doch mahnte er sich deshalb in Demut. Zu einer Repetententätigkeit im Tübinger Stift hätte es gelangt. Aber solche war schon nach der Ersten Prüfung nicht für ihn in Aussicht genommen, wie Aktenvermerke auf dem ersten Beurlaubungsgesuch besagen. Die Basler waren mit Blumhardt sehr zufrieden.

6) lateinisch Matth. 5,13-16 auszulegen und 7) zu erörtern, ob gemeinsamer Schul- oder privater Unterricht vorzuziehen sei. Die ersten 13 Aktenseiten wurden „abgegeben 12 $\frac{3}{4}$ Uhr“, die nächsten knapp 10 nachmittags

„abgegeben 6 Uhr“. Die Predigt über Phil. 4,7 vom Frieden Gottes höher als alle Vernunft, zu der die Disposition vom 16. Juni wie die genannten Seiten bei den Personalakten des Landeskirchlichen Archivs liegt, wurde am nächsten Tage gehalten; sie war keine leichte, aber Christoph liegende Aufgabe. Das vorgedruckte und gesiegelte Zeugnis, mit „Gut“ ausgefüllt, fand sich im Nachlaß. Es traf am 2. Juli im Missionshaus ein. Blumhardt hatte laut Tagebuch „mehr erwartet“, doch mahnte er sich deshalb in Demut. Zu einer Repetententätigkeit im Tübinger Stift hätte es gelangt. Aber solche war schon nach der Ersten Prüfung nicht für ihn in Aussicht genommen, wie Aktenvermerke auf dem ersten Beurlaubungsgesuch besagen. Die Basler waren mit Blumhardt sehr zufrieden. Die Missionsleitung hatte daher im Herbst 1834 über die üblichen vier Jahre hinaus auf Urlaubsverlängerung gedrängt. Blumhardt selber hatte schon von der Stuttgarter Behörde die Erlaubnis für weitere eineinhalb Jahre erfragt: er erhielt die neuerliche Freistellung. Mit dem Basler Kursausschluß hätte er dann Ostern 1836 aufhören sollen. Sein Freund Werner, der schon im Gemeindedienst der Heimat stand, riet ihm Ende Januar, da er hauptsächlich Prediger, nach Württemberg zurückzukommen und Anstellung zu suchen. Dem Missionshaus in seiner Lehrernot gelang noch einmal die weitere Beurlaubung um ein Jahr. Der die unständigen Geistlichen verwaltende Oberkonsistorialrat (D. Karl Christian von Flatt, früher Stiftsprediger), der ihn vielleicht schon seit der Konfirmation kannte, hat die Verlängerung dem Ministerium empfohlen. Sie wurde Blumhardt über seine Mutter mitgeteilt. Das Zeugnis, mit dem Inspektor Blumhardt am 7.3.1836 die nochmalige Verlängerung erbeten hatte und das für Blumhardts gesamte Lehrtätigkeit gilt, lautet und beleuchtet scharf die Verhältnisse:

(er hat) durch seine wissenschaftliche Tüchtigkeit, seine Lehrgabe und treue Hingebung an die Pflichten seines Berufes sich die allgemeine Hochachtung und Liebe sowohl von seiten der Missions-Direktion als seiner bisherigen Schüler, der Zöglinge der Anstalt, erworben ... so legt das laute Bedürfnis unserer Anstalt, einen durch längere Erfahrung in seinen Lehrfächern durchgeübten Lehrer noch längere Zeit zu besitzen, unserem Herzen die untertänige Bitte nahe, daß es Seiner Königlichen Majestät wohlgefallen würde, einen bis Ostern 1837 verlängerten Aufenthalt huldreichst zu gestatten, da auch die bisherigen Unterrichtsfächer desselben in unserer Schule seiner Ausbildung zum evangelischen Lehramte wesentliche Förderungsmittel darbieten.

Wenn der gute Pfarrer wie der allgemeine Arzt in ihrer Menschenfürsorge Tag und Nacht im Dienst stehen, so ist zu erwägen, welche tatsächliche Aufopferung, Gewöhnung und Schulung für Blumhardt die sechs einhalb Jahre gerade am Basler Missionshaus bedeuteten, die seine Lebensgestaltung vorschrieben, gesteigerten Fleiß erforderten und gegen Privatinteressen ihn von früh bis spät dienstlich beanspruchten. In der Absicht, nach Ablauf seiner Beurlaubungen Ostern 1837 ins Vaterland zurückzukehren, sah er sich nicht nur nach einer Anstellung um. Die Gemeinden wünschten eine Pfarrfrau und Blumhardt öffnete sich für eine Verlobung. Welch prächtige Lebensgefährtin wurde ihm geschenkt und wie war sie - keine Schwäbin – vorbereitet?

Johanna Dorothea, die mittlere der Schwestern Köllner, wurde zu Segnitz in Mainfranken am 13. Juli 1816 geboren. Der Vater gab ihr den Rufnamen nach seiner in Heftrich verheirateten Schwester, der Pfarrfrau Ohly; genannt wurde sie nur abgekürzt Doris. Die im Dorf mit dem Witwer Krönlein verheiratete Schwester des Vaters war für Doris vertraute Patentante, eine andere Patin lebte in der

Mutter Heimatort Windsheim. Als der Stuttgarter Oberprimaner Barth in den Herbstferien seinen zweiten Besuch in Segnitz machte, hat er das kleine Wesen vierteljährig gesehen und im Heranwachsen immer wieder einmal. Sie selbst konnte auch an die Stadt Würzburg, in welche die Familie mit der Dreijährigen übergesiedelt war, nur wenig Erinnerungen haben, als sie sechsjährig sie nach Baden verließ. Dennoch findet sich noch in ihrem Boller Leben freundschaftliche Verbindung zu manchem Bayern. Sie war ein liebliches und äußerst fröhliches Kind und besonders mit der ein Jahr älteren Lotte verbunden. Die Erziehung im Köllnerhaus geschah ohne harte Strenge oder gar körperliche Strafe. Nur ein glückliches und liebevolles Gemüt konnte Blumhardt, der sich gewiß gerade zu den Betrübten und Bedrückten neigte, selber ansprechen. Heilvoll wurde ein nicht seltener Fehler, eine Trostbedürftige oder dem Bemühen geschickt entgegenkommende zu wählen, vermieden. Sieht man Aufnahmen von Doris als Pfarrfrau und stößt auf das Altersbild des Vaters (z.B. in den „Mitteilungen“ über sein Leben), so fällt sofort die Ähnlichkeit von Kopf und Gesicht auf. Das Vorbild der Mutter schildert die Schwester Lotte so („Mitteilungen“ 2. Aufl. 1856 S. 174):

Sie war gewohnt, frühe aufzustehen. Um eine ungestörte Stunde für den Umgang mit ihrem Heiland zu gewinnen. Oft, wenn eines von uns im Nebenzimmer früh um 5 Uhr erwachte, konnten wir bemerken, daß sie schon angekleidet in betender Andacht vor ihrer großen Bibel saß oder betend davor kniete. Wenn dann die Stunde äußerer Tätigkeit schlug, war sie rüstig dabei, gerüstet von innen und außen für die Pflichten des Tages; Müßiggang war ihr eine Last; nun aber wuchs ihr Sehnen mit jedem Tag nach einem ungestörten Umgang mit ihrem Heiland, da sie wie Hanna nimmer vom Tempel kommen sollte Tag und Nacht. Ihr Wahlspruch war die Verheißung ‚Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes‘ (Hebr. 4,9), und ihr Auge glänzte mit Tränen der Sehnsucht und Freude, wenn sie d a v o n sprach und mit ihrer sanften, eindringlichen Stimme, die uns immer in der Seele nachhalten wird, sagte: ‚O Kinder, was wird's werden, wenn wir Ihn einst sehen, Ihn, der am Kreuz für uns gestorben, wenn wir Seine Wundenmale küssen dürfen! Da will ich Ihm zu Füßen sitzen und nimmer satt werden, in Sein Angesicht zu schauen; einstweilen aber möchte ich wie Maria auch meine irdischen Lebenstage zu Seinen Füßen verbringen (Luk. 10, 39).

Doris soll wie der Vater zu raschen Entscheidungen geneigt haben, die sogar manchmal verletzten. Dagegen kämpfte sie mit Verantwortung und Selbstzucht. Er unterschrieb sein Bild: „Ich grüße alle, die Jerusalem Glück wünschen“ (vgl. Ps. 122, 6). Die Sinnbilder des himmlischen Jerusalem als ihre Lebensausrichtung kamen noch auf die Grabtafel der (6. Juli 1886) fast siebzigjährig Verstorbenen. In ihrer örtlich belebten Jugend kam Doris nach einigem Unterricht durch Hauslehrer auf eine Mädchenschule in Basel. Wir kennen nicht die Zeit, können darin nur Blumhardts Winter 1830/31 und Doris damals vierzehnjährig errechnen. Noch weniger ist uns die Schule bekannt. War es eine private oder die städtische Frauenzimmerschule (Vorstufe des Gymnasiums für mittlere Stände)? Das Schulmädchen wohnte bei Keigerlins. Um ihre Handschrift ist sie zu beneiden. Der Professor gab ihr Einzelstunden im Landschaftszeichnen. Da seine Frau aus der reformierten Gemeinde in Genf stammte, konnte wohl sie gut ins Französische einführen. Auch nahm Doris mangels Klaviers Gitarre-Unterricht. Ihre schöne Stimme und das zu Herzen gehende Singen mit den Geschwistern wird öfter erwähnt. Religionsunterricht hatte sie beim Lehrer aus dem Missionshaus. Neben hervorragender Bibelkenntnisse war es die Sprache, durch die sie Christoph Blumhardt auffiel. Sie sprach weder die fränkische Mundart ihrer Heimat noch die alemannische des badischen Wohnsitzes

oder den noch etwas rauheren Laut der Volksschichten Basels, sondern drückte sich fein hochdeutsch aus. Richtig schwäbisch hat Doris vielleicht nie gesprochen? Blumhardt wußte von beginnendem Liebesgefühl bei Mädchen und warnte in seiner Katechetik die Zöglinge vor Streben nach Unterricht bei ihnen. Irgendeine besondere Beziehung zwischen Doris, die elf Jahre jünger als er, und ihm dürfen wir nicht annehmen. Aller Neigung zum anderen Geschlecht hatte er sich entschlagen. Das Missionshaus (der Inspektor wie Barth, auch Spittler und Komiteemitglieder) war damals aus Dienstgründen sowieso gegen Heirat der Zöglinge. Da mußte Christoph Vorbild sein. Auch die württembergischen Geistlichen mußten wegen hinausgeschobener Anstellung acht bis zehn Jahre auf ihre Verheiratung warten. Äußerlich mag Christoph höchstens die Verwandtschaft (Enkelin) mit dem greisen Wilhelm Köllner gewußt haben; doch wohl kaum die Zusammenhänge, daß er im Missionshause einen Stiefsohn der Patentante Krönlein unterrichtete: Georg Krönlein aus Segnitz (1811-1883), der natürlich in besonderen Beziehungen zu Sitzenkirch lebte. In den 40er Jahren wurden auch seine Besuche im Möttlinger Pfarrhaus Blumhardt auch diese Verwandtschafts-Verhältnisse vertraut. Zum 1. März 1831 kam Doris wie vorher ihre Schwester Lotte (einige Monate noch zusammen) ins Pensionat der Mademoiselle Calame in Le Locle, das in der französischen Schweiz liegt (bei Neuchâtel, Luftlinie 85 km südlich Basels). Die Dame hat sich ebenfalls durch Armenpflege hervorgetan. Doris schrieb erfreute und dankbare, noch vorhandene Briefe. Am 31. August 1832 – also sechzehnjährig – wurde sie zum Abschluß daselbst konfirmiert. Den September verlebte sie in Basel. Vor ihrer Rückkehr schrieb der Großvater (2.10. an den Schwiegersohn Ohly): Gestern abend kam unsere Doris von Locle und Basel glücklich wieder hier (Sitzenkirch) an. Aus diesem Mädchen ist in den siebzehn Monaten ein Weibsbild geworden, so breitschultrig wie die Frau Pfarrer in Meilingen (am jetzigen Pfarrort im Taunus Ohlys Frau).

Vier weitere Jahre waren vergangen, Doris also zwanzig, Blumhardt einunddreißig Jahre alt. Mit Zöglingen auf glücklicher mineralogischer Lehrfahrt (z.B. 1835) im südlichen Schwarzwald war er wahrscheinlich bis Sitzenkirch gekommen, doch noch ohne beglückende Begegnung mit Doris („Du zogst Dich in die Küche zurück“). Erst im Herbst 1836 fand die erregende statt. Stichhaltiger als Zündel oder Familiennachkommen können wir aus Blumhardts eigener Feder berichten (16. Februar 1837 an Mögling in Indien):

... ich Dir ur melden, daß ich nicht mehr frei bin, sondern Bräutigam. Was wirst Du dazu sagen? Gern erzählte ich Dir's umständlich, will mich aber begnügen zu sagen, daß ich ungesucht dazu kam und eine Menge zu tiefer Anbetung der Gnade Gottes mich beugende Beweise in Händen habe. Daß es des Herrn Weg ist, den ich geführt wurde. Meine Braut ist Doris Köllner von Sitzenkirch, eine durchaus mit mir zusammenstimmende, gründlich zum Herrn bekehrte, stille, liebenswürdige Seele, deren Gemeinschaft jetzt schon die wohlthuendsten Wirkungen auf mich hat, von der ich weiß, daß sie mit mir meinen künftigen Beruf recht treulich auf dem Herzen tragen und gern um des Herrn willen Aufopferungen sich gefallen lassen wird.

Ich hatte sie vorher nur zweimal auf flüchtigen Besuchen in Sitzenkirch gesehen, nicht kennengelernt, dabei auch ganz und gar nicht in meine Gedanken gefaßt, schon weil meine Zukunft noch im Ungewissen war. Durch Werners Verlobung (der frühere Mitlehrer mit Tochter von Zeller/Beuggen) wurden aber manche Leute auch auf mich aufmerksam, dachten wenigstens daran, wie es auch mich ankommen könnte. So kam ,s, daß ich an sehr verschiedenen Orten Ermunterungen zu jener Person

erhielt, die ich aber immer unbeachtet ließ. Einmal aber traf mich's (nach Zündel ein Händedruck der Begrüßung), und ich darf wohl sagen mir jetzt noch unerklärlich, mit augenblicklicher völliger Entschiedenheit.

Sogleich wurde durch Herrn Inspektor die Sache eingeleitet, und nach sechs Wochen – denn (Herrn) Köllner's verfuhr gern langsam und suchten, den Willen Gottes ganz gewiß zu werden – war ich Bräutigam. Am 28. Dez. – ein Tag, der mir vom vorangehenden Neujahr als Losung gezogen worden war – kam ich nach Sitzenkirch, um den Segen der Eltern zur Verlobung zu empfangen. Seitdem bin ich Sohn des Hauses. ...

Es war in den besseren Kreisen Sitte, daß man nicht selber seine Werbung vortrug. Gar vorausgehende Verabredung mit dem Mädchen war unmöglich. So ließ Blumhardt seinen Onkel (die Tante war ebenfalls für diese Verlobung) anfragen. Das Schreiben des Missionsinspektors als Freund der Köllner-Familie verschob sich wohl vom Novemberende auf den 2.12.1836. Als Karl Köllner am 12.12. geantwortet hatte, er habe des Inspektors Brief Doris zum Bedenken und zur Entscheidung gegeben, muß ihm Blumhardt selber am 16.12. geschrieben haben. Er war den Eltern annehmbar und als Kind Gottes bekannt, doch ließ man sich Zeit zur Überlegung und Beratung. Bei der Tochter, die ebenfalls die Angelegenheit zum Gebetsanliegen machte, werden das frühere Aufsehen der Halbwüchsigen zu ihrem Basler Lehrer, das große Vertrauen aus seinem Religionsunterricht, die jugendliche Verehrung mit Dankbarkeit gemischt ihre Zuneigung beeinflußt haben. Die lange Antwort des Vaters vom 23.12. an Christoph ist erhalten. Sechs bange Wochen waren vergangen. Karl Köllners Zusage ist sowohl förmlich wie fromm:

so kann ich Ihnen heute ... in dem selben teuren und heiligen Namen (des hochgelobten Herrn und Heilandes) die Versicherung geben: daß der Herr unserer lieben Tochter die Überzeugung und Freudigkeit geschenkt hat, ihren Antrag als einen Ruf von Ihm anzunehmen und demselben in kindlichem Glauben und Gehorsam zu folgen.

Das Ja-Wort mündlich hat sich Blumhardt dann um die Jahreswende geholt. Die Losung vom 28.12. war der Beginn des 103. Psalms „Lobe den Herrn, meine Seele“. In einer Boller Andacht unter diesem lebenslang geliebten Wort hat Blumhardt den Silvestertag 1836 als seinen Verlobungstag angegeben. Die Ringe wurden erst Ende Februar fertig; in den für Doris ließ Christoph „Liebe, Treue durch Gottes Gnade“ gravieren (Brief 28.2.37 an Doris). Gegenüber der Allgemeinheit wurde die Verlobung erst im März bekanntgegeben, wenn nicht noch später festgelegt. In seinem Möttlinger Lebenslauf sagte Blumhardt, er habe seine Braut (erst) im Frühjahr 1837 kennengelernt. Diese Aussage liegt nur eineinhalb Jahre später und ist schwerlich Irrtum oder eine Verschleierung. Sondern er hat Doris tatsächlich erst im beginnenden Briefwechsel tiefer erfahren. Leider sind ihre Schreiben nicht mehr im Nachlaß, sondern vernichtet. Mehrere briefliche Glückwünsche von Schweizer Freundinnen an sie sind dagegen immer noch aufbewahrt. Blumhardts Mitarbeiter im Missionshaus widmeten ihm am Rückkehrtag vierzehn teilnehmende Strophen; auf einem Festessen des nächsten Abends (mit den Eltern Köllner – ohne die Braut) schenkte ein Basler Freund (Dr. med. Rudolf Burckhardt) ihm sieben Jesus erhebende Strophen mit Bruderkuß. Barth, der doch ein entfernter Vetter der Doris war und sich mit Blumhardt nun auch in dieser Verwandtschaft verbindet, antwortete dem Freunde (9.1.37):

Das hätte ich Dir (im Mineralogisieren) nicht zugetraut, daß Du in der Gegend Edelsteine und Perlen suchen würdest, und noch weniger, daß Du eine gefunden habest. Aber item, es ist so, und ich brauche Dir's aus meiner zwanzigjährigen Bekanntschaft mit Deiner Erwählten nicht erst zu versichern. Des vertrautesten Freundes Hoffmann Segenswünsche kamen ein Vierteljahr verspätet, waren aber um so herzlicher.

Zündel hat gemeint, der kleine und „schwarze Blumhardt“ sei nicht gerade das Ideal eines Mädchenherzens gewesen. Nun, Doris zeigt sich kein Schwarm und keine berechnete Verbindung, sondern gleich tiefe Verbundenheit. Der Prälat Dr. von Kleiber hat bei ihrem Heimgang bezeugt: „Noch als alte Frau hat sie mir einmal gesagt: ‚Bis ans Ende der Welt wäre ich mit meinem Gatten gegangen‘.“ Die Ehe wird keine Verbindung, sondern (wie die chemische) Verschmelzung. Wiederum er erschloß sich seinen Schwiegereltern wie Vater und Mutter. Die Geschwister der Doris nahmen ihn ins Herz an, er fand in ihnen die Umwelt seiner Laufbahn und seines Berufes. Familienzugehörigkeit wird auch bei ihren Kindern höchste Berufsgenossenschaft einschließen. Im Kloster Sitzenkirch noch zuhaus waren sämtliche Töchter: Mina Keerl, die nicht geheiratet hat, Sophie, die sich später mit dem Pfarrer Friedrich Schäfer verheiratete; gleichfalls die ältere und Weihnachten noch die jüngere Schwester Köllner, nämlich Charlotte und Luise, die dann ohne Blumhardts Zutun vom bekannten Missionar Häberlin und befreundeten Mitlehrer Staudt zur Ehe geholt wurden. Im Verlobungswinter freilich war Luise einige Zeit außerhalb, um dann als Lehrerin aufgenommener Kinder dienen zu können. Vorerst war die zweijüngste, Doris, die einzige Verlobte. Der älteste Sohn, Lic. Dr. Friedrich Keerl, war nach Theologiestudium in Leipzig, Halle und Berlin 1832 in den badischen Kirchendienst getreten. Am Jahresanfang 1836 hatte ihm die Mutter Köllner zu Sitzenkirch die Hochzeit mit einer Weise ausgerichtet (Pfarrerstochter Amalie Schäfer, 1807-1878, deren Bruder dann die Stiefschwester der Do

r zu sagen? ...Diese allergrößte Gnade, die Dir und mir

geschenkt worden ist, wollen wir, wenn sie auch in noch so großer Schwachheit bei uns getragen wird, preisen, auch damit, daß wir sie anerkennen. In Ihm, unserem Herrn und Heilande, wollen, ja wollen wir uns wenigstens lieben ...

r zu sagen? ...Diese allergrößte Gnade, die Dir und mir geschenkt worden ist, wollen wir, wenn sie auch in noch so großer Schwachheit bei uns getragen wird, preisen, auch damit, daß wir sie anerkennen. In Ihm, unserem Herrn und Heilande, wollen, ja wollen wir uns wenigstens lieben ...

r zu sagen? ...Diese allergrößte Gnade, die Dir und mir geschenkt worden ist, wollen wir, wenn sie auch in noch so großer Schwachheit bei uns getragen wird, preisen, auch damit, daß wir sie anerkennen. In Ihm, unserem Herrn und Heilande, wollen, ja wollen wir uns wenigstens lieben ...

r zu sagen? ...Diese allergrößte Gnade, die Dir und mir geschenkt worden ist, wollen wir, wenn sie auch in noch so großer Schwachheit bei uns getragen wird, preisen, auch damit, daß wir sie anerkennen. In Ihm, unserem Herrn und Heilande, wollen, ja wollen wir uns wenigstens lieben ...

r zu sagen? ...Diese allergrößte Gnade, die Dir und mir geschenkt worden ist, wollen wir, wenn sie auch in noch so großer Schwachheit bei uns getragen wird, preisen, auch damit, daß wir sie anerkennen. In Ihm, unserem Herrn und Heilande, wollen, ja wollen wir uns wenigstens lieben ...

(Der zweite Brief, 5.1., erinnert ans gemeinsame Sich-Stellen unter die Tageslosungen. Der drittletzte, 26./27.3., wünscht in der Trennung fortlaufend täglich gemeinsames Lesen eines Psalms. Der letzte Brief, als Blumhardt den Unterricht am 18. März abgeschlossen und allerorten Abschiedsbesuche gemacht hatte, lautet vom Reisetage nach Stuttgart: Basel, 30.3.39):

Herzlich geliebte Braut! – Noch ein Wörtlein und Grüßlein von der ersten Station Beuggen. Ich schreibe es zwar auch noch (wie den vorausgehenden vom Tage) in Basel. Aber ich weiß nicht,

warum ich dachte, Mitfolgendes noch bis Beuggen (d.h. auf die deutsche Rheinseite) mitzunehmen. Ich schicke Dir nämlich zwei Ringe, die Dir zum Petschaft dienen können. Ein Kreuz und Herz und Anker ist darauf. Beide sind gleich; denn Du magst einen großen oder kleinen Brief zusiegeln, so hat doch Dein Herz zu allen Zeiten einen Anker am Kreuze Christi. Das Symbol paßt besonders gut auf die Zeit unserer Trennung. Ja, liebe Braut, laß uns bei dem Vers bleiben: ‚Ich habe nun den Grund gefunden ...‘ (heutiges evang. Gesangbuch Nr. 269). Das mag unsere Trennungszeit versüßen, wenn wir mit Freudigkeit der ewigen Hoffnung gedenken, die unserer erwartet. – Der Herr ist treu; er wird's wohl machen; es wird alles recht werden. Unser Mund wird einst loben und lobe jetzt schon den Namen des Herrn. Halleluja! Lebe-wohl! Lebewohl! Mit zärtlichstem Kuß. Nochmals allen Lieben den aufrichtigsten Kindes- und Bruderkuß. Lebewohl! Und denke fleißig vor dem Herrn Deines in treuer Liebe Dir zugehörenden Bräutigams Christoph.

Kap. 7: P f a r r g e h i l f e i n I p t i n g e n (1837/38)

Antritt der Stellung

Gewissenhaft hatte Blumhardt seinen vieljährigen Unterricht in Basel abgeschlossen, ebenso konnte er das Lehramt beruhigt seinem Nachfolger in die Hände geben. Schon im März war Albert Ostertag (Stuttgart 18.4.1810 – Basel 17.2.1871) im Missionshaus eingetroffen. Ihn kannte der Missionsinspektor als Stiefsohn seines Bruders Christoph Blumhardt und wünschte den Neffen. Verwandtschaftsverhältnisse über die vom Stuttgarter Gymnasial-Präzeptor geheiratete Witwe des Hofgürtlers haben wir einst für unseres Christoph ?? Kindheit klargelegt. Durch seinen Pflegevater war Albert zur ernsten Frömmigkeit der Stundenkreise gekommen und war vom Garnionsprediger Moser und vom Pfarrer Dann wie vom Erweckungsprediger Ludwig Hofacker beeinflusst. Darin ähnelt er dem fünf Jahre älteren Christoph. Gemüt und Gesundheit sind zarter. Mit dieser verwandtschaftlichen und der gesinnungsmäßigen beiderseitigen Grundlage entsinnen wir uns der Tübinger Freundschaft zu Christoph und ihrer Gemeinschaft in der Studentenstunde und bei persönlichem Gebet. Seit Ostern 1828 in Tübingen, konnte Albert jedoch nicht ins Stift, da dort schon sein älterer Bruder studierte (solche Freistelle stand gleichzeitig nur einem Familienglied zu). Auch in Blumhardts Basler Zeit hat die Verbindung nicht aufgehört. (Blumhardts Tagebuch Juli 1832). Ostertag war seit seinem zweiten Vikarsjahr (Januar 1834) Hofmeister bei einem Stuttgarter Kammerherrn und zugleich Stadtvikar; er war angesehener Prediger und kümmerte sich um Kleinkinderschulen. Die zweite Dienstprüfung legte er erst vier Jahre nach der ersten ab (1836). Im nächsten Jahre unternahm er eine große Reise über Basel in die Schweiz, nach Paris und den Niederlanden und kam über Antwerpen den Rhein herauf zurück. In begrüßter Verbindung von Wissenschaft und Einübung waren seine Unterrichtsfächer die Sprache (Griechisch mit Klassikern, Englisch, ferner Deklamation), Allgemeine Kenntnisse (mit Geometrie und Geographie) und Kirchen-, Missions- und Weltgeschichte; im Theologischen Biblische Geschichte und Alttestamentliche Einleitung und vor allem Neutestamentliche Auslegung, Religions-, Katechismus- und Glaubenslehre und nicht zuletzt Predigtlehre mit Übungen. Die Aufgaben waren eher noch umfänglicher als beim Vorgänger Blumhardt; dazu brachte ihn mit einem gewissen aristokratischen Zug die Leitung ansehnlicheren Aufgaben näher. Im Herbst 1838 reiste er zur Verbindung mit der Christian Mission Society (CMS) nach England. Nach des Onkels Tod Ende des

Jahres war er stellvertretender Leiter der Missionsanstalt, wurde aber gegen des Onkels Wunsch und zu eigenen Enttäuschung auch nicht teilweise zum Nachfolger gewählt. Hinsichtlich seiner zarten Kräfte und Neigung zur Betrachtung statt Handlung war diese Entscheidung verständlich. Er betätigte sich nun vor allem als Schriftsteller (gab die Basler Zeitschriften und wesentliche Beschreibungen der Anfänge heraus), kam (1848) in die Gesamtleitung und hob das Ansehen der Basler Mission und Reich-Gottes-Arbeit. Mit einem Aufsatz über chinesische Anthropologie (1854) wurde er Dr.phil. Er hat sich in Basel einbürgern lassen und eine Witwe geheiratet (Marie Forcart von Speyr mit Landsitz Gundelfingen bei Basel). Die Ehe blieb kinderlos. Sie boten Missionskindern Heimat und adoptierten ihre spätere Pflegerin. Am politischen Geschick Deutschlands (1848, 1866, 1870 f.) nahm er dennoch lebhaften Anteil. Sein Lebenslauf beleuchtet vielseitig und fruchtbar die Erkenntnis von Blumhardts; seine einstige Bedeutung mag man an der Aufnahme in die Allgemeine Deutsche Biographie (1887) ermessen.

Nach der vielseitigen Tätigkeit als Missionslehrer und im Dienst vieler Gemeinden, besonders in der Stadt Basel und ihrer besseren Gesellschaft war der zurzeit stellungslose Blumhardt am 1. April 1837 in Stuttgart eingetroffen. Mit Hilfe der väterlichen Freunde aus der Bruderschaft (Häring und Enßlin) ging er sofort zu seinem Vorgesetzten (Oberkonsistorialrat Flatt). Der bedauerte etwas, daß er für eine Ernennung zum Stuttgarter Stadtvikar verspätet eintreffe; sonst hätte er diese angesehene Stellung – schon aus Altersgründen – statt des Gewählten bekommen. Für Christoph war diese Entscheidung recht schmerzlich. Wie gern schon wäre er bei den Seinen geblieben! Die Spannung regt auch sie und die Braut ziemlich auf. Was ihm angekündigt wird, ist zudem eine unangenehm heikle Aufgabe, die er im ersten der Briefe an Doris, die die Hauptquelle für Christophs Iptinger Erleben bilden, im Anschluß an Flatt so ausdrückt:

„Strafprediger“, nicht einer Gemeinde, sondern einem Pfarrer zur Strafe gesetzt.

Es handelt sich um Iptingen, wo vor allem die Jugend einen besseren Religionsunterricht bekommen muß. Der kleine, erst recht heute sehr unbedeutende Ort acht Stunden ein wenig nordwestlich von Stuttgart auf die badische Grenze zu (im Bezirk Vaihingen/Enz) war nicht die schlechteste Pfarrstelle. Ja, wenn Blumhardt als Pfarrverweser hätte wirken können! Aber so war er als „Pfarrgehilfe“ gesetzt, das heißt, er war nicht selbständig und sollte doch mit Übernahme der meisten Predigten, Katechisation, besonders auch allen Feiertagsdiensten die Gemeinde wie ein neuer Pfarrer wieder heben ... Vor dieser großen und zwiespältigen Aufgabe fürchtete sich trotz aller Arbeitslust und bekanntem Einpassungsgeschick auch ein Blumhardt. Mit dem Ausdruck „gerade für Sie – ein Missionsberuf oder Missionsdienst!“ wollten der Vorgesetzte und Freunde unterwegs ihm die Zukunft schmackhaft machen. Die Entscheidung der Behörde fiel am 3. April, wurde am 4. zugestellt, und schon am nächsten Tage war er, z.T. zu Fuß, auf der Reise. Wir müssen betonen, obwohl er meist als Pfarrverweser angesehen wird und es im Grunde war: sein Titel war (immer noch oder wieder) „Vikarius“.

Blumhardt mußte sich einem Umweg unterziehen: er war zuerst zum Herrn Dekan nach Knittlingen befohlen und brauchte darum zwei Reisetage. Dr. Hafner war ihm freilich aus der Dürrmenzer Zeit bekannt. Was er ihm von Pfarrhaus und Gemeinde schilderte, war unerfreulich und ließ die Aufgabe immer schwerer aufs Herz fallen. Erfreuliches hatte Christoph allerdings unterwegs erlebt. Denn er hatte sich nicht enthalten können, u.a. in seinem früheren Vikariat Dürrmenz alte Krankenbesuche zu

machen und war überall aufs liebenswürdigste begrüßt und auf dem Bauerngut in der Nähe beglückend aufgenommen worden. Daher müssen wir auf Wiederholung und überhaupt auf lebhaftesten Verkehr selbst bei Tagereisen durch die ganze Gegend gefaßt sein (nicht zuletzt zu Barth in Möttligen). Soweit sein Tagebuch geführt und noch vorhanden, gibt es zumeist über Briefempfang und Absendung und über Besuche in der Gemeinde und bei Amtsbrüdern Aufschluß. An den weiteren Pfarrorten der Wegstecke findet er besonders unter den Vikaren Nahestehende oder gar Bekannte. Der letzte er bietet sich, nach Iptingen mitzukommen und ihn in die Familie einzuführen. Nachdem das erschreckende Hundegebell überwunden war (Blumhardt fürchtete Hunde), lernt er gleich die ganze Familie kennen: die Pfarrfrau mit Schwester, drei Töchter und zwei Söhne. Der Pfarrer unterhält sich mit dem Begleiter und läßt Blumhardt vorläufig stehen. Die Behörde hatte Blumhardt „die Freiheit gegeben, wenn ich's nicht aushalten könne, auszuziehen und auf Kosten des Pfarrers sonstwo im Orte zu leben.“ Daran dachte natürlich Blumhardt nicht (Brief 4.4.). Es hat der großen Demut und Willigkeit samt Geschicklichkeit, um nicht zu sagen: der Liebe des Vikars bedurft – und sie hatte bald Erfolg -, diese Verhältnisse zum Besten zu wenden. Er wußte, daß ausgesprochen Opfer nötig sind und diese nicht groß ins Auge zu fallen brauchen; an Doris schreibt er (12.4.):
Wenn wir nur ohne Mucken und Murren gehorsamlich nach Iptingen gehen und uns jedes Süppchen schmecken lassen, kann sich's herausstellen, daß wir uns dem Herrn opfern.

Der Separatistenort

Was von der Behörde als Obliegenheit nicht aufgeladen wurde und von uns erst jetzt erwähnt wird, sah Blumhardt als wichtigste Aufgabe an: Iptingen war nämlich der Hauptort der Separatisten. Diese Eigenart war bekannt. Mit dem Leineweber Georg Rapp (1757-1847) hatte sie um die Jahrhundertwende der Kirchenbehörde sehr viel zu schaffen gemacht. Nur ein kleiner Rest hielt sich unter den knapp achthundertfünfzig Pfarrgenossen (gegenwärtig noch weniger) bei Blumhardts Antritt von Kirche und Abendmahl fern; die Kinder schickten diese Frommen zu Religionsunterricht und Schule. Der Geist des einstigen Hauptes, der seine Entfernung von jeglichem öffentlichem Gottesdienst begründete, daß er „in der Kirche mehr von der Kraft als zur Kraft kam“ (17.4.1785), ging noch um. Trotz Vorbehalts gegen einen Eid (dafür Handschlag) war Rapp kein bürgerlicher Aufrührer, sondern er hatte zu Gehorsam gegen die Obrigkeit und dem Steuerzahlen gemahnt. Aber als aufsehenerregender Laienprediger, der nach sechsjähriger Wirksamkeit in privaten Versammlungen Hundert von Familien zu getreuen Gefolgsleuten gewonnen hatte, war er samt seinen Anhängern schwer bekämpft und stark bedrückt worden. 1804 erwarb er in den Vereinigten Staaten Land und zog siebenhundert Gesinnungsgenossen nach. 1817 (Hungerjahr) war er nach einer zweiten Auswanderung dorthin „New Harmony“ (nach Apg. 4,32) auf tausend Seelen angewachsen. Nach Aufgabe auch dieser zweiten Siedlung wurde bei Pittsburgh in Pennsylvanien 1825 die kommunistische Kolonie „Economy“ gegründet (Bezug auf „Haushaltung“ des Heiligen Geistes als der dritten Entwicklung in Gottes Bundesgeschichte). Schon 1807 war die Ehelosigkeit eingeführt, wonach Verheiratete nun als Bruder und Schwester lebten. Unter Rapps umsichtiger Leitung als eines Propheten, Herrschers und Priesters in einer Person – so streng wie väterlich – war das Gemeinwesen aufgeblüht und kam, nachdem der Weinbauernsohn auch Fabriken gegründet hatte, zu

sehr großem Reichtum. Die „Harmonisten“ wollten abgeschlossen leben, ihr Gerücht wurde jedoch bis heute sehr weit verbreitet. Fast neunzigjährige ist Rapp gestorben. Theodor Heuß, der spätere Bundeskanzler der Republik Deutschland, hat ihn in „Schattenbeschwörung“ (1947) als christlichen Kommunisten gezeichnet; der berühmte Theologe Paul Tillich in Amerika hat seine Urne in New Harmony beisetzen lassen (1965).

„Die Separatisten betreffend“ teilt Blumhardt seiner Braut Doris mit (12.5.1837):

Derer sind etliche hier, die seit dreißig Jahren nicht mehr in die Kirche gekommen sind und die man für ganz besonders wunderliche Leute hält. Kürzlich nun erhielt ich den ersten Besuch von einem Pietisten, der mich dringend bat, ihn doch zu besuchen. Ich versprach's auf den folgenden Tag um 1 (13) Uhr. Kaum war ich das, so erschienen, still herschleichend, vier Häupter der Separatisten. Gottlob! dachte ich: nun hab ich sie. Was fand ich an ihnen? Liebe, wackere Leute. Bis 4 ½ Uhr saß ich unter ihnen ohne Zank und Streit; wir kamen brüderlich miteinander aus. Selbst in etlichen Hauptpunkten ließen sie mit sich reden; und wenn ich hier bliebe, wollte ich sie bald in meiner Kirche sehen, wie sie selber sagten. Für jetzt hält sie nur noch eine gewisse Scheu(e) zurück; aber zwei Frauen sind doch schon in der Kirche gewesen. Will sehen, wie's weitergeht.

In Rapps Gemeinschaft gaben die Reicheren für ihre Genossen her: es war ein Liebes- oder Gebekommunismus (dann im Unterschied zu Apg. 4 eine harte Erwerbsgemeinschaft). Der Nimmkommunismus konnte in Iptingen ebenfalls auftreten. Wie dortige Fromme ihn behandelten und was Blumhardt als Vorbild empfiehlt, dafür noch eine bezeichnende Erzählung des alten:

Die alte Hausfrau (in Iptingen 1838) erzählte mir unter vielen, wie einmal ein alter Mann in den Hofraum neben ihrem Hause am hellen Tag hereingekommen sei, auf einen großen Mehlsack zu, der neben der Haustüre stand. Die Hausfrau merkt's und springt unter die Haustüre. Ganz unbefangen und frei öffnete der Alte den Sack und füllt sich ein Säckchen, das er in der Hand hielt, mit Mehl. Wie er die Hausfrau ansichtig wurde, schnurrte er, den Kopf mit zorniger Miene schüttelnd, vor sich hin: ‚Die reichen Leute wollen alles allein haben und unser einer soll nichts haben: ich brauche auch etwas.‘ Die Frau wurde innerlich gehalten, gegen den Alten vorzutreten, und mußte sich's gefallen lassen, tat's auch mit heiter drei sehenden Blicken, weil's ihr komisch vorkam. Der Alte ging endlich mit dem gefüllten Säckchen knurrend fort, als hätte er sich nur Recht gegen ein Unrecht verschafft. Die Frau aber, auch daß Alter an dem Alten ehrend, kehrte laut lachend ins Haus zurück, wie sie's auch mir wieder lachend unter viel Humor erzählte, fast meinend, der Alte haben von seinem Standpunkt aus auch wieder Recht daran getan. – Was hätte sie aber, frage ich nun, sonst machen sollen? Etwas einen Stecken nehmen oder um Hilfe schreien oder zum Schultheiß schicken? Welch ein Skandal hätte das gegeben? Einfach ‚widerstrebte sie nicht dem Übel‘ nahe daran, zu denken: ‚Wer mit mir rechten will um ein Säckchen Mehl, dem lasse ich auch den Sack‘. (Vgl. Matth. 5,40)

Blumhardt hatte erkannt, daß nichts den Aufbau der Gemeinde so hindert wie die fromme Ablehnung durch schroffe Pietisten. Die Separatisten haben „über Eid, Kirche, Ehe, Abendmahl, Taufe besondere Ansichten“ und besuchen keine Kirche (Brief an Doris 21./22.4.1837), lehnen auch die volkskirchlichen Begräbnissitten ab usf. Auch die geschwisterliche (Josefa-) Ehe fand er bei seinen Besuchen. Blumhardt wich nicht von seiner Überzeugung und wollte bei allem Mitdenken die Abtrünnigen eines

Besseren belehren. Aber er begegnete ihnen nicht in dem versteckten Hochmut der Herablassung, edelmütig auch noch bei ihnen etwas Gutes zu vermuten. Trotz Besuchsdrangs mußte er sich äußerlich zurückhalten, schon um nicht zu sehr von seinem Pfarrer abzustecken und ihn zu verletzen. Er handelte nach dem anscheinend widersprechenden, öfter richtigen Grundsatz „Kommen lassen“. Statt die Leute zu „bearbeiten“, stellte er sich einfach nur mit rechtem Tun hin. Er suchte das Beste der Menschen, und es gelang ihm, beider Glück zu finden.

Die Erfolge als Gemeindeglieder

Friedrich Zündel hat Blumhardts Briefe an die Braut fleißig über das Iptinger Gemeindeleben ausgezogen und hat die Zeit als einen Frühling geschildert und über den Pfarrgehilfen das lieblichste Kapitel seines Buches geschrieben. Wir wollen ihn nicht wiederholen noch in der Weitergabe von Blumhardts Erleben zu überbieten versuchen. Uns kommt es auf nüchterne Feststellungen der Taten und Ereignisse an; auf abschließendes sachliches Urteilen. Das Iptinger Gotteshaus, noch vor der Reformation erneuert, nimmt als Ortsmitte den kleinen Berg wie eine Burg ein; der befestigte Kirchhof birgt gewölbte Räume, in die in Kriegszeiten die Vorräte gerettet wurden. Die Anlage gilt als Württembergs besterhaltene Wehrkirche. Zu Blumhardts Predigt strömten die Leute. Er schreibt schon am gleichen 12. Mai der ersten sieben Wochen (vor den Sätzen zu den Separatisten):
Meine Gemeinde? D.h. Iptingen? Sie ist mir bereits ins Herz gewachsen; denn ich nehme die herzlichste Zuneigung wahr so verstohlen sie mir auch zukommt. Wenn ich auf die Kanzel komme und sehe die vollgepfropfte Kirche, da standen mir schon die Tränen nahe. Ich habe noch in keiner Gemeinde solchen Hunger gesehen.

Das Iptinger Verkündbuch mit den sonntäglichen Kanzelabkündigungen ist noch erhalten. Während die sonstigen Kirchbücher vom Pfarrer geführt sind – so das Totenbuch, obwohl Blumhardt beerdigte, wie das Eheregister -, enthält die Mitte jenes Büchleins fast durchweg Blumhardts Handschrift: von Exaudi 1837 bis zum 7. Sonntag nach Dreieinigkeitsfest 1838, in weit über einem Jahr hat demnach der Ortspfarrer nur fünfmal den Hauptgottesdienst gehalten (als Urlaubsvertretung für Blumhardt). Erst recht die Nebengottesdienste, die Beichte und die Vorbereitung zum Abendmahl und aller Pfarrdienst an der Jugend lagen in Blumhardts Händen.

Von Blumhardts Predigten sind noch vier unvollständige Niederschriften und sechzehn Gliederungen („Dispositionen“) vorhanden. Auch wenn er seine Verkündigung anfänglich und selten vorher schriftlich abfaßte, sprach der Pfarrgehilfe frei: sein Vortrag suchte und hatte Verbundenheit mit den Hörern. Während die Darbietung des altgewordenen Kanzelinhabers Fragen um die Wahrheit abhandelte, ging es dem jungen Gehilfen um Glaubensdurchbruch. Es kamen Erweckte und Hungrige und auch wohl Neugierige aus den umliegenden Ortschaften, selbst aus dem Badischen bis in die Gegend von Durlach (6.6.38). Blumhardt tat dies für die geschädigten Amtsbrüder leid, doch war solch Herumziehen in Württemberg üblich, geduldet und jedenfalls nicht zu ändern.

Die Kanzelabkündigungen in jenem Büchlein beginnen gewöhnlich (oder die Geschlechter umgekehrt):

Heute nachmittag wird mit den ledigen Söhnen die Kinderlehre gehalten werden; und in der Sonntagsschule haben die ledigen Töchter zu erscheinen.

Die Sonntagsschule war Fortbildungsunterricht durch den Schullehrer. Es wurde Singen und Beten, Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion getrieben, dabei hielt den Religionsunterricht und den Schulschluß mit Gebet und Gesang wohl meist der Geistliche. Er hatte ja die Aufsicht und Verantwortung für das gesamte Schulwesen. Im Kirchenkonvents-Protokollbuch findet sich über Fehlen in der Sonntagsschule und Bestrafung der Eintrag Blumhardts. Die Achtzehnjährigen wurden von der Sonntagsschule freigesprochen, aber zum weiteren Besuch ermahnt. Zur Kinderlehre kamen vor allem die Konfirmanden – etwa ein Dutzend, doch wohnte die Gemeinde bei. Während in den Konfirmandenstunden der Woche anfangs die Verwahrlosten Blumhardts Eintritt nicht beachteten, sondern schwatzten und dann laufend sich gegenseitig und den Unterricht störten, hat er sie in wenigen Stunden ohne Strenge und Strafe zu willigen Hörern und geweckten Antwortern umgeformt. Er gab von dem nachzuholenden Unterricht täglich zweimal eine Stunde (auch im nächsten Jahre eine täglich); zuletzt wünschten die Kinder Zugaben an Stunden und Unterricht über die Konfirmation hinaus. Die Dorfschule hatte etwa hundertfünfunddreißig Schüler, hälftig Knaben und Mädchen. Vermutlich wurden zwei Klassen unterrichtet. Es gab dafür nur ein „Lokal“: die „Große Ratsstube“. Bei der Schulvisitation durch den Dekan war Blumhardt freiwillig gleich in seinen ersten Tagen dabei (Kirchenkonvents-Protokollbuch 13.4.37), und er ist gern täglich zu viel Unterricht den Buckel zum Rathaus hinaufgestiegen.

Zum Schluß seiner Dienstzeit hat er die große Freude erlebt, daß nebenan (zwischen Kirche und Rathaus) ein neues Schulgebäude eingeweiht werden konnte. Diese Weihe nahm am 25. Juli 1838 (wegen vieler auswärtiger Gäste:) nachmittags Blumhardt vor, wie im Kirchenkonvents-Protokoll eingetragen wurde (S. 99 ff.): Nach vollendetem Gottesdienst begab man sich in die neue Schule, welche von dem Pfarrgehülfen dahier und designierten Pfarrer Blumhardt in Möttlingen eingeweiht wurde mit Gesang, Rede und Gebet. Es wurde gesungen das Lied Nr. 447 (Herr Gott, dich loben wir! Herr Gott, wir danken dir!) und die Rede wurde gehalten über Psalm 135, 1-3, wo die Schule als Vorhöfe oder Vorhallen des Tempels betrachtet werden. Die Rede enthielt drei Hauptgedanken: 1) Dank, 2) Bitte, 3) Gelübde. In der Schule erhielt jedes Schulkind einen Kreuzerweck ...

Der große Erfolg von Blumhardts Arbeit lag nicht allein an seiner lebendigen Verkündigung. Sie erschien vor allem wahrhaftig. Die Leute meinten, gegen seine Basler Stellung sei er in zu kleinen Ort geworfen und ziemlich zurückgesetzt, dennoch einverstanden, und im Pfarrhaus ließe er sich alles gefallen. Mit solcher ernsthaften Arbeit am eigenen Christwerden durfte er sie bis zur Schärfe anpacken. Man muß sich ferner bewußt bleiben, daß nicht nur die Frage nach Ewigkeit und Seligkeit in der damaligen Zeit noch eine beherrschende Rolle spielte, sondern daß das Volksleben sich außerhalb der Kirche keine Betätigung aufgebaut hatte. Kein Sport zog vom Kirchenbesuch ab (von Zeitungen, buntem Lesestoff und Medien zu schweigen), kein Vereinsleben nahm Planen und einzelne Wochentags-Abende in Anspruch. Als viele am Sonntag noch eine Versammlung wünschten („Stunde“), erklärte Blumhardt: zwei schon am gleichen Tage (Gottesdienst und Kinderlehre) sei

genug. Die „Lichtkärze“ der Jugend, d.h. ihre winterlichen Spinnstuben mit mancher dörflichen Lustigkeit und leider nicht ohne Unfug ..., waren teilweise nicht gestattet.

Dafür hat Blumhardt im Winter mit „Abendunterhaltungen“ begonnen, bei denen er viermal in der Woche volkshochschulartig der Jugend Fesselndes vortrug und, zumal auch Ältere kamen, besprach. Damit gewann und hielt er gerade die blühendsten Jahrgänge bei der Kirche. Für die jungen Mädchen richtete er eine wöchentliche Bibelstunde ein (12.2.38) und, nachdem er schon im Orte eine private „Versammlung“ aufgerichtet hatte, schließlich doch noch für die Pietisten eine „Sonntagabendversammlung“ – sie bekam über hundert Besucher (29.1. u. 26.3.38). Am wirksamsten war die Hausseelsorge mit ihren Besuchen der Kranken, und Umgang mit allen Familienmitgliedern, der Dankbarkeit der Frauen, dem Anfreunden mit den bewährten Alten. Die erste Lebensbeschreibung schildert ihren Erfolg – und auch nicht befriedigend – unter manchen Erlebnissen des Dorfes mit vielen Briefauszügen. Im späteren Leben so starkes Ankämpfen gegen das Zauberwesen, mit dem man etwa Blindheit heilen wollte, ist als Warnung schon am damaligen Blumhardt feststellbar.

Karl Köllner, von dessen Briefwechsel mit dem Iptinger Schwiegersohn ebenfalls noch Wichtiges nachzulesen ist, lag an der richtigen Behandlung der Separatisten und ihrer Heimkehr. Sie gewann Blumhardt alle für die Pfarrgemeinde. Am 4. Mai des folgenden Jahres kann er dem Dekan berichten, daß sie „nun sämtlich (der letzte folgt an Pfingsten nach) durch den Genuß des heiligen Abendmahls zur Kirche zurückgekehrt sind.“

Verfeinerte Charakterzeichnung

Bei allem anschaulichen Erzählen kommt es uns in unserer Lebensdarstellung Blumhardts auf ein Charakterbild an. Wie wir es im ersten Buch umrissen, widmen wir gegen Ende des zweiten der Verfeinerung bisheriger Zeichnung einen eigenen Teil. Im Menschlichen machen nicht die großen Entscheidungen den Wert eines Charakters aus, sondern er bewährt sich im Alltag, der leider auch die Schwächen zeigt. Als Pfarrer Georg Christian Schöpflin (1775-1863) im Alter von 56 Jahren nach Iptingen ernannt wurde, trug die Behörde der wankenden Gesundheit Rechnung und wollte ihm wohl bei seiner fünfköpfigen Kinderschar größere Einkünfte zukommen lassen. Das amtliche Urteil lautete: „ein ziemlich guter Prediger und Katechet, im Amte pünktlich, im Wandel unanständig.“ In Iptingen jedoch fand er bei der dortigen Frömmigkeit keinen Eingang, kam mit den Behörden nicht gut aus und erschien jedenfalls unfähig und hilflos. Allmählich waren die Kinder, deren Namen sich Blumhardt am ersten Tage aufschrieb: Friederike, Lisette, Mathilde, Karl und Eduard, alle längst erwachsen, aber immer noch im Elternhaus; ebenso lebte bei ihnen eine Schwester der Frau. Dieser Frau Pfarrer (eine geborene Schätzlein, Tochter eines Amtmannes und Schwester eines angesehenen Beamten, den Blumhardt kennenlernte) und den Töchtern wurde übermäßige Tanzlust auf Hochzeiten nachgesagt. Die fast 30jährigen Söhne kamen mit ihrem Lebenswandel ins Gerücht. Blumhardt war schon vor seinem Aufzug das Pfarrhaus „in einem außerordentlich ungeordneten Zustan

farrerhaltung konnte ihm im Unterschied zu mancher Freundschaft der Umgegend nicht nahekommen. Doch er versuchte, ihn wieder auf die befohlenen amtlichen Versammlungen mitzunehmen und im Ort, bei den Ämtern und überhaupt wieder „in besseren Kredit“ (25.8.37) zu bringen. Das gelang dem Pfarrgehilfen.

fa

rerrerhaltung konnte ihm im Unterschied zu mancher Freundschaft der Umgegend nicht nahekommen. Doch er versuchte, ihn wieder auf die befohlenen amtlichen Versammlungen mitzunehmen und im Ort, bei den Ämtern und überhaupt wieder „in besseren Kredit“ (25.8.37) zu bringen. Das gelang dem Pfarrgehilfen.

Blumhardt war, wie wir wissen, im Grunde empfindlich. Sein Leiden in Iptingen war daher groß. Aber eben seine Feinfühligkeit erlaubte ihm die Einfühlung in fremde Wesensarten. Im Pfarrhaus wie bei der Seelsorge in der Gemeinde erfaßte er ohne lange Erörterungen die Lage eines anderen. Alles Heuchlerische und Scheinheilige war ihm im Innersten zuwider. Er anerkannte in der Pfarrfamilie den guten Willen und suchte sich selber täglich zu bessern. Als ihm einmal ein Wort entfuhr, das die Frau Pfarrer verletzte, trug er lange Schmerz und Reue (27.3.38). Mit dieser Sanftmut ertrug er auch arge Verhältnisse. So hatte er lange keinen Schrank, sondern behielt die Wäsche in seinem ledernen Felleisen; die wenigen Bücher lagen neben dem Tisch auf dem Fußboden. Drückend waren die geldlichen Umstände – „an jedem anderen Ort“ wäre er besser daran gewesen. Der Pfarrer mußte ihm

nicht nur Wohnung und Kost geben, sondern ihn überhaupt unterhalten, aber „Was kann ich meinem armen Pfarrer viel abnehmen?“ (19.6.37). Es war nicht nur für das Haus eine große Freude, als die Behörde achtzig Gulden wegen des Vikars zuteilte. Denn es schmerzte Blumhardt tief, wenn er seine Mutter nicht wie gewohnt unterstützen konnte.

Das Leben läuft unzerschnitten fort; Abteilungen in der Darstellung sind willkürliche Trennungen. Ihre Begründung nehmen sie aus Ausbildungsstufen, sichtbar in bestandenen Prüfungen. Es macht sich gut, daß in Blumhardts Leben vom Studium bis zum Pfarramt vierzehn Jahre abgelaufen sind – wie einst vom Schüler bis zum Studenten. Berechtigt ist es, die Tätigkeit in Iptingen – so sehr Möttlingen als Fortsetzung und Wiederholung erscheint – zu den Bildungsjahren zu rechnen. Blumhardt selber hat sie noch als ausgesprochenes Lernjahr aufgefaßt, dabei seinen Dekan dankbar verehrend. Und in der Haltung als Geistlicher ist er von seiner pietistischen Jugend her fast nur auf „Durchbruch“ des einzelnen aus, Seelen in den Himmel zu helfen. Erst Möttlingen nimmt die Leibsorge in die Seelsorge und gibt Blumhardt den umfassenden Blick nicht nur auf das Heil, sondern auch auf das Wohl eines ganzen Dorfes.

Für alles Schwere schöpfte Blumhardt die Kraft aus seiner Religion. Er war äußerlich ziemlich bedürfnislos; neben anstößiger Unordnung belastete ihn am meisten der Mangel an jeder seelischen Kost im Pfarrhaus. Die heiklen Aufgaben in der Gemeinde konnte er gar nicht leicht nehmen. Aber das wurde nun deutlich: Er macht stets das Beste aus den gegebenen Umständen. Jedoch ließ er die Nöte nicht leichtsinnig auf künftige Tage liegen, sondern packte sie an, meisterte sie sogar mit einem hervorragenden Durchhaltewillen. Daß er noch nicht so bald ins eigene Pfarramt kam, daß deswegen das Brautpaar noch lange nicht so schnell wie gedacht heiraten konnte, belastete ihn beinahe Tag und Nacht, lesbar in fast jedem Brief. Er nahm viel Trost und eine überirdische Freudigkeit von Gott her. Mit Erstaunen und tiefer Zustimmung hörte er über sein Kommen nach Iptingen sogar von Ungläubigen den Ausdruck „Gottes Schickung“ (6.9.37). Sein Glaube gebar völlige Ergebenheit, oft Lobgesänge. Für Doris gilt das Gleiche. Sie zeigt bei Mitteilung fehlgeschlagener Stellenbewerbung außerdem „zu Gott fröhlichen Humor“ (16.8.37). Bei beiden taucht ihr Verlobungs-Psalms 103 immer wieder auf. Blumhardt konnte viel Schweres in ihm und außer ihm tragen. Da die eigene Hingabe an seinen Schöpfer, Herrn und Meister so echt und stark war, war ihm, seelsorgerisch angesprochen, die Hilfe doppelt dringlich und sein Einfluß groß. Und hatte er die Fähigkeit, anderen Menschen Freude zu bereiten und sie womöglich aus Not hinauszuleiten.

Nahezu einzigartig sind seine Brautbriefe. Die gegenseitige Stärkung in Gebet, Fürbitte und Zuversicht ist das Beherrschende. Als täglich fortlaufend den gleichen Psalm, zu lesen, durchgehalten war, kam (seit 30.8.37) kapitelweise das Lukasevangelium an die Reihe; ab 1. September wieder die Psalmen (fünf Monate). Die wesentlichen Pfarraufgaben und die Erlebnisse in der Gemeinde sind Inhalt des Schreibens. So soll die Lebensgefährtin sich rüsten, soll das Zusammenwachsen immer stärker werden Sie „muß Pfarrer werden“ (29.1.38). In der Gemeinde wird Blumhardt bei aller Leutseligkeit nicht vertraulich, sondern übt, dadurch erst recht Beichtvater, kluge Zurückhaltung und will einmal nutzen, daß Doris „mehr Takt“ habe (5. u. 16.3.38). Einmal meint Blumhardt selber, seine Braut vermisse wohl „den Bräutigamsstil“ (19.6.37; vgl. 21.2.38). Damit ist der Austausch zugehöriger Empfindungen gemeint. Der Bräutigam ist zurückhaltend, weil in Sitz8enkirch 1837 die Familie seine

Briefe meist mitliest. Vater Köllner – daß sein Geburtstag der Todestag von Blumhardts Vater, ist diesem Hinweis auf den Ersatz (28.2.38) – äußerte sich laufend sehr teilnahmsvoll zu allen Berufsanliegen; auch die Mutter schrieb dem neuen Sohne. Um die nächsten Ostern hilft Blumhardt Doris' Bruder Nathanael – der ihn dann Pfingsten in Iptingen besuchte (6.6.38) – zum nachträglichen Gymnasiumsbesuch in Stuttgart. Geschlechtsfragen, die gegenwärtig die auffallende Rolle spielen, blieben damals in jenen Kreisen sowieso unter dem Tisch. Doch ist es verkehrt, von heute aus an Verdrängung zu denken. Im nächsten Frühjahr sind unendliche Liebesehnsucht, auch Vorzugsstolz und die Kinderwartung und –vorfrende mit gutmütiger Zartheit ausgedrückt und angesprochen. Der Körper ist nicht vergessen; ein Absatz am 6.9.37 redet von der neuen und empfehlenswerten Erfindung des Duschens; ebenso ist bei Krankenbesuchen an Schutz vor Ansteckung gedacht (26.3.38). Die Natürlichkeit bleibt in unserem Falle unbeschadet, der Ausdruck jungfräulich keusch und über aus stetig treu und zart. Es mögen vielleicht ein oder zwei besonders zärtliche Briefe jetzt fehlen, eine Gefühlsschwärmerei ist bei Blumhardt ausgeschlossen. Nur der Beruf formt sein Leben.

Als die Grundlage von Blumhardts Charakter, die ziemlich alles Tun bis in die Kleinigkeiten des Alltags durchdringt, hat sich ein Pflichtbewußtsein gegenüber der Ewigkeit herausgestellt. Seine besonderen Kennzeichen dabei sind eine Vorliebe für Sanftmut und ein Wille zur Demut. Beides entspringt nicht einer Anwendung von Schwäche – wie vielleicht bei dem Ortspfarrer -, sondern entstammt dem Gewissen und betätigt sich bei allem Selbstbewußtsein und aller männlichen Tatkraft. Siegeswillen herrscht.

So waren die Verhältnisse besser geworden. Blumhardt wäre es lieber gewesen, wenn kein neuer Strafgehülfe verordnet würde. Bei Ankündigung seines Weggangs unternahm er daher nichts wegen eines Nachfolgers. Doch legte er ihm übers Dekanatsamt die rechte, liebevolle Schicklichkeit aufs dringendste ans Herz. Der nächste Vikar hat sich alle Mühe gegeben und durchgebissen. Der übernächste (1840) hat Wohnung und Kost im Orte genommen. Es gibt keinen rührenderen Beleg für die Iptinger persönlichen Belastungen und für Blumhardts geduldiges Verhalten als die Zeilen aus dem Abgangsschreiben des ersten Nachfolgers an den Dekan (Vikar Ed.Chr.Ferd.Colb, geb. als Pfarrerssohn 1813, am (5.2.39): Was die Pfarrleute betrifft, so bin ich soweit entfernt, ihnen im mindesten schaden zu wollen, daß ich vielmehr von Herzen wünsche, mein dereinstiger Nachfolger möchte mich, wenn es möglich ist, an christlicher Geduld noch übertreffen. Geduld ist nämlich die Haupteigenschaft, die ein Vikar in reichem Maße haben muß, der für das Pfarrhaus in Iptingen passen soll ... Wo es Riesen-Rettiche gibt und eine feste riesenmäßige Empfindlichkeit, da muß Riesen-Geduld sein! Gäbe es einen Gedulds-Orden, so würde ich meinen Vorgänger, Herrn Blumhardt, als Ritter desselben empfehlen; er hätte ihn gewiß wohlverdient.

Fleiß eines Bräutigams

Wer von Jugend auf arbeiten mußte, um seinen Bissen Brot zu haben, der kann gar nicht anders als fleißig sein. Blumhardt hat die Schöntaler Klosterschule und das Tübinger Stift nicht durchlitten, sondern diese Schulung und Strebsamkeit sich zu eigen gemacht und auf seine Basler Zöglinge übertragen. In täglicher Dankbarkeit zum ihn liebenden Herrn schafft er, um Gott, seinen Angehörigen

und dem Nächsten zu gefallen. An der Oberfläche liegt der Antrieb, zu einer festen Anstellung zu kommen, d.h. demnächst Ortspfarrer zu werden und heiraten zu können. Es nimmt nicht Wunder, daß unser Bräutigam in der Iptinger Gemeinde mehr als seine Pflicht tat.

Gerade in dieser Gemeinde (mit seinem damaligen Pfarrhaus) wird es erklärlicher, daß sich manche Glieder um Blumhardts Verheiratung sorgen, und zwar: sein Eifer möchte dann nachlassen, ja seine Tätigkeit durch die Ehefrau gefährdet werden. Es ihm zu sagen, hat dem alten Separatistenhaupt Not gemacht, aber „jetzt ist's draußen“ (25.8.37). Zwei Wochen später spricht den Pfarrgehilfen eine Frau an, ob seine Künftige nicht seinem Amt entgegenarbeiten werde (6.9.). Blumhardt kann beiden, ohne viel von seiner Braut zu erzählen, beruhigen. Noch kürzer und genau so nüchtern weist er eine andere, zum Abendmahlsbesuch Zurückgekehrte mit ihrem auf Blumhardt gedeuteten Traum vom Ring zurück: „sie solle nicht vergessen, daß sie mich im Traum nicht erkannt habe“ (1.12.37).

Für Blumhardts Fleiß dürfen wir nicht eine überschäumende Gesundheit ansetzen, sie war für sein Alter höchstens durchschnittlich. Zum Winteranfang hatte er mit Zahnweh zu tun, bis „ein stark angefressener“ gezogen war (1. u. 10.11.37). Vor Erkältung mußte er sich hüten, hielt sich daher doch lieber – wenn auch als neunte Person, still im Winkel für sich rauchend und nachdenkend – im allgemeinen Wohnzimmer auf (1.11.37). Von seinen Wegen durchnäßt, borgte er sich von im Dorf gewonnenen Glaubensfreund ein aus Wolle „gestricktes Leibchen“ (20.11.37) – was seiner Braut sehr weh tat. Zuweilen klagt er wieder über „Kopfschwäche“ (z.B. 31.5.37), überwindet aber ähnliche Anfälle durch Andacht und Gebet (16.3.38; 26.3.: „eine Gebetserhörung“). Vor allem machen ihm die „Reste meiner veralteten Hautkrankheit“ (6.7.37 an Dekan) zu schaffen; die Nachwirkungen des „früheren Hautübels“ zeigen sich in „roten Platten“ (1.u.10/11. 7.37 an Doris). Er erstrebt daher als ersten Sommerurlaub eine vierzehntägige Kur wieder in Sebastiansweiler bei Tübingen.

Die zwei Wochen wurden ihm für Juli genehmigt (6.7. für 17.-31.7.37). Der Ausschlag nahm freilich vorerst wieder zu (24.7.), doch wurde das als allgemeine Blutreinigung empfunden. Er achtete sehr darauf, in Iptingen möglichst keinen Gottesdienst zu versäumen oder gar während des Konfirmandenunterrichts um eine Beurlaubung einzukommen. Dennoch war er viel ganz kurz unterwegs, und zwar im Grunde aus Amtsinteresse: z.B. Mitte Mai (Brief 12.5.) zur Schullehrer-Konferenz in Dürrmenz, Pfingstmontag 1837 bis nach Stammheim beim Kinderfest der Barthschen Anstalt oder zu ähnlichem Treffen mit Gesinnungsgenossen unter den Amtsbrüdern auf der Stuttgarter Predigerkonferenz (3. Oktober). Auch besuchte er einmal einen Tag die Seinen in Stuttgart: am 14. Dezember 1837 als dem Geburtstag seiner Mutter. Über Neujahr und an Ostern besuchte ihn sein Bruder Gustav, jetzt Schulprovisor. Ein Wiedersehen mit der Braut oder den ersten größeren Urlaub konnte er erst in der stillen Zeit Januar 1838 einrichten: „unter der Voraussetzung, daß für die pünktliche Vernehmung der kirchlichen und pfarramtlichen Geschäfte während seiner Abwesenheit auf eine genügende Weise gesorgt sei“, erhielt er, „sofern für die Versorgung der kirchlichen Geschäfte von ihm Fürsorge getroffen ist“, für 8. bis 19.1.38 einen zwölf-tägigen Urlaub, und diesen nicht nur für „besondere Familienangelegenheiten“, sondern wesentlich für den „Wunsch, die Hilfsquellen zu einer schriftstellerischen Arbeit über die evangelische Mission im Missionshaus zu Basel sicherer auswählen zu können“ (Gesuch vom 18.12. mit Genehmigung vom 21.u. 28/29.12.37). „Die Kälte machte mir freilich die Reise etwas sauer“ (22.1.38). Im Februar eilte er während dreier Tage nach Stuttgart, um den Seinen mündlichen Reisebericht und nicht zuletzt die Grüße von der immer noch

nicht gesehenen Braut zu bringen. Während sie das Missionsfest des vorausgehenden Jahres besucht und dem Bräutigam geschildert hatte, bekam er für 1838 die Reiseerlaubnis (am 4.5. für 11.-29.6. in Barths Begleitung).

Im Iptinger Pfarrhaus war Blumhardt mit Bett, Tisch und Stuhl, der bescheidenen Ausrüstung seines Schlaf- und Arbeitszimmers, sofort zufrieden, nur das Klavier fehlte im (21./22.4.38). Nach fast einem Jahr hat er es bekommen, und nun übt er wieder das Choralspiel (28.3.38). Wandern scheint eine zweite Liebhaberei gewesen zu sein; so war er gern viele Stunden bis Knittlingen oder Möttlingen u.ä. unterwegs. Auch seine vielen Besuche im Ort tätigte er als Spaziergang nebenbei, der ihm viel lieber als der Aufenthalt im Pfarrhaus. Und darf man nicht das Gedichte-Machen als freudigen Zeitvertreib ansehen? Mit Barth zusammen reimte er ein Spiel mit seinem Namen zu einer Blumenvase als Hochzeitsgeschenk in Calw (25.9.37). In die Sommermonate müssen seine Strophen „Geduld ist not“ gehören. Als Weihnachtsgeschenk hat er der Braut zur Wiederkehr des Verlobungstages (28.12.) zwölf Strophen gedichtet und zu Neujahr zweiundzwanzig vom 103. Psalm. Es bekamen aber auch die übrigen sieben Familienmitglieder, dazu eine zu Besuch weilende „Tante Schumann“ und die dortige Inspektorstochter Julie Blumhardt persönliche Verse gewidmet. Mit einem gemeinsam zu singenden Neujahrs-Eingang und dem –Feierschluß ergaben sich fünfundachtzig Strophen! Im übrigen setzt er seinen Fleiß in Freizeit ans Lernen englischer Wörter; seine Braut beginnt ebenfalls Englisch und er erwartet von ihr einmal Hilfe im Französischen (25.8. u. 25.9.37).

Ein tüchtiger Vikar zeigte seine wissenschaftliche Weiterbildung mit einem Aufsatz. Blumhardt schrieb seinen (s. nächsten Abschnitt) nach den ersten Monaten des Einarbeitens in Iptingen. Neben der Predigtarbeit und Seelsorge in der Gemeinde und neben dem reichen Briefwechsel samt Liebhabereien nahm er sich sogar laufend schriftstellerische Arbeit vor. Die Feder des Fleißigen hatte keine Ruhe. Den Kiel schnitt er sich erstaunlich spitz an. Er braucht das. Allerdings will er sich nicht wie sein Freund Barth die Nebenbeschäftigungen „über den Kopf wachsen“ lassen, sondern Pfarrer bleiben und für die Gemeinde da sein (10.11.37). Jedoch ist es wohl auch die Art seiner Freunde, die ihn anstachelt. Wilhelm Hoffmann will, weil er eine Professur in Tübingen erwartet, ihm eine angefangene Arbeit übertragen (18./20.10.37). Ob Blumhardt nochmals an seinen eigenen früheren Plan einer Darstellung der Reformation gedacht hat, ist mangels Äußerung nicht ausgemacht. Erscheinungen, die er im Tübinger Studium schätzen lernte, nahm er sich schon Ende des zweiten Monats vor: Philipp Marheinecke (diesmal die Reformationsgeschichte, wohl die vierbändige Ausgabe 1831-34), und von G.J. Planck konnte er „zwei Bände“ (wohl von der sechsbändigen „Geschichte unseres protestantischen Lehrbegriffs“ 1791-1800) gelegentlich aus Freundschaft der Umgegend nach Iptingen schleppen (24.5.37). Indes: der Eifer pendelte sich aufs Ziel der Mitarbeit an der Werbung für die Äußere Mission ein. Barth

ste

er Hinleitung (§ 2-6: Eine Urtheokratie vor Mose und Erinnerungen daran bei antiken Völkern) verraten, daß die religionsgeschichtliche Beleuchtung seit der Aufklärung auch an unserem Verfasser nicht spurlos vorübergegangen ist. Im Hauptteil wird Gott 1) wohnend in Israel (ab § 10), 2) als Eigentumsherr (ab § 17), 3) als Oberster Gesetzgeber (ab § 21), 4) als Richter und Regierer (ab § 27), 5) als Landesvater (ab § 38) jeweils mit Untergliederungen besprochen. Der letzte Paragraph (39) zählt als Liebeserweisungen Gottes fünf auf (barmherzig, gnädig, geduldig, gütig, treu); diese Auslegung des Gottesnamens aus 2.Mose 34,6, dem Verfasser seit langem wichtig, birgt Blumhardts lebenslange gesamtbiblische Gründung. Aus Gottes Treue und mit Schriftstellen wird zum Schluß festgestellt, daß Israel nicht verworfen im Sinne von abgeschrieben ist. Darin zeigt sich insbesondere Blumhardts heilsgeschichtliche Ausrichtung. Wir lassen, wie er in Iptingen von den Lehrbüchern die Psalmen durcharbeitete. Von den Propheten ist ihm der längst geliebte Jesaja groß geworden, ihm widmete zum alten Testament später Blumhardt nächst den Psalmen die meiste Auslegung.

er Hinleitung (§ 2-6: Eine Urtheokratie vor Mose und Erinnerungen daran bei antiken Völkern) verraten, daß die religionsgeschichtliche Beleuchtung seit der Aufklärung auch an unserem Verfasser nicht spurlos vorübergegangen ist. Im Hauptteil wird Gott 1) wohnend in Israel (ab § 10), 2) als Eigentumsherr (ab § 17), 3) als Oberster Gesetzgeber (ab § 21), 4) als Richter und Regierer (ab § 27), 5) als Landesvater (ab § 38) jeweils mit Untergliederungen besprochen. Der letzte Paragraph (39) zählt als Liebeserweisungen Gottes fünf auf (barmherzig, gnädig, geduldig, gütig, treu); diese Auslegung des Gottesnamens aus 2.Mose 34,6, dem Verfasser seit langem wichtig, birgt Blumhardts lebenslange gesamtbiblische Gründung. Aus Gottes Treue und mit Schriftstellen wird zum Schluß festgestellt, daß Israel nicht verworfen im Sinne von abgeschrieben ist. Darin zeigt sich insbesondere Blumhardts heilsgeschichtliche Ausrichtung. Wir lassen, wie er in Iptingen von den Lehrbüchern die Psalmen durcharbeitete. Von den Propheten ist ihm der längst geliebte Jesaja groß geworden, ihm widmete zum alten Testament später Blumhardt nächst den Psalmen die meiste Auslegung.

er Hinleitung (§ 2-6: Eine Urtheokratie vor Mose und Erinnerungen daran bei antiken Völkern) verraten, daß die religionsgeschichtliche Beleuchtung seit der Aufklärung auch an unserem Verfasser nicht spurlos vorübergegangen ist. Im Hauptteil wird Gott 1) wohnend in Israel (ab § 10), 2) als Eigentumsherr (ab § 17), 3) als Oberster Gesetzgeber (ab § 21), 4) als Richter und Regierer (ab § 27), 5) als Landesvater (ab § 38) jeweils mit Untergliederungen besprochen. Der letzte Paragraph (39) zählt als Liebeserweisungen Gottes fünf auf (barmherzig, gnädig, geduldig, gütig, treu); diese Auslegung des Gottesnamens aus 2.Mose 34,6, dem Verfasser seit langem wichtig, birgt Blumhardts lebenslange gesamtbiblische Gründung. Aus Gottes Treue und mit Schriftstellen wird zum Schluß festgestellt, daß Israel nicht verworfen im Sinne von abgeschrieben ist. Darin zeigt sich insbesondere Blumhardts heilsgeschichtliche Ausrichtung. Wir lassen, wie er in Iptingen von den Lehrbüchern die Psalmen durcharbeitete. Von den Propheten ist ihm der längst geliebte Jesaja groß geworden, ihm widmete zum alten Testament später Blumhardt nächst den Psalmen die meiste Auslegung.

er Hinleitung (§ 2-6: Eine Urtheokratie vor Mose und Erinnerungen daran bei antiken Völkern) verraten, daß die religionsgeschichtliche Beleuchtung seit der Aufklärung auch an unserem Verfasser nicht spurlos vorübergegangen ist. Im Hauptteil wird Gott 1) wohnend in Israel (ab § 10), 2) als Eigentumsherr (ab § 17), 3) als Oberster Gesetzgeber (ab § 21), 4) als Richter und Regierer (ab § 27), 5) als Landesvater (ab § 38) jeweils mit Untergliederungen besprochen. Der letzte Paragraph (39) zählt als Liebeserweisungen Gottes fünf auf (barmherzig, gnädig, geduldig, gütig, treu); diese Auslegung des Gottesnamens aus 2.Mose 34,6, dem Verfasser seit langem wichtig, birgt Blumhardts lebenslange gesamtbiblische Gründung. Aus Gottes Treue und mit Schriftstellen wird zum Schluß festgestellt, daß Israel nicht verworfen im Sinne von abgeschrieben ist. Darin zeigt sich insbesondere Blumhardts heilsgeschichtliche Ausrichtung. Wir lassen, wie er in Iptingen von den Lehrbüchern die Psalmen durcharbeitete. Von den Propheten ist ihm der längst geliebte Jesaja groß geworden, ihm widmete zum alten Testament später Blumhardt nächst den Psalmen die meiste Auslegung.

er Hinleitung (§ 2-6:

Eine Urtheokratie vor Mose und Erinnerungen daran bei antiken Völkern) verraten, daß die religionsgeschichtliche Beleuchtung seit der Aufklärung auch an unserem Verfasser nicht spurlos vorübergegangen ist. Im Hauptteil wird Gott 1) wohnend in Israel (ab § 10), 2) als Eigentumsherr (ab § 17), 3) als Oberster Gesetzgeber (ab § 21), 4) als Richter und Regierer (ab § 27), 5) als Landesvater (ab § 38) jeweils mit Untergliederungen besprochen. Der letzte Paragraph (39) zählt als Liebeserweisungen Gottes fünf auf (barmherzig, gnädig, geduldig, gütig, treu); diese Auslegung des Gottesnamens aus 2.Mose 34,6, dem Verfasser seit langem wichtig, birgt Blumhardts lebenslange gesamtbiblische Gründung. Aus Gottes Treue und mit Schriftstellen wird zum Schluß festgestellt, daß Israel nicht verworfen im Sinne von abgeschrieben ist. Darin zeigt sich insbesondere Blumhardts heilsgeschichtliche Ausrichtung. Wir lassen, wie er in Iptingen von den Lehrbüchern die Psalmen durcharbeitete. Von den Propheten ist ihm der längst geliebte Jesaja groß geworden, ihm widmete zum alten Testament später Blumhardt nächst den Psalmen die meiste Auslegung.

er Hinleitung (§ 2-6: Eine Urtheokratie vor Mose und Erinnerungen daran bei antiken Völkern) verraten, daß die religionsgeschichtliche Beleuchtung seit der Aufklärung auch an unserem Verfasser nicht spurlos vorübergegangen ist. Im Hauptteil wird Gott 1) wohnend in Israel (ab § 10), 2) als Eigentumsherr (ab § 17), 3) als Oberster Gesetzgeber (ab § 21), 4) als Richter und Regierer (ab § 27), 5) als Landesvater (ab § 38) jeweils mit Untergliederungen besprochen. Der letzte Paragraph (39) zählt als Liebeserweisungen Gottes fünf auf (barmherzig, gnädig, geduldig, gütig, treu); diese Auslegung des Gottesnamens aus 2.Mose 34,6, dem Verfasser seit langem wichtig, birgt Blumhardts

lebenslange gesamtbiblische Gründung. Aus Gottes Treue und mit Schriftstellen wird zum Schluß festgestellt, daß Israel nicht verworfen im Sinne von abgeschrieben ist. Darin zeigt sich insbesondere Blumhardts heilsgeschichtliche Ausrichtung. Wir lassen, wie er in Iptingen von den Lehrbüchern die Psalmen durcharbeitete. Von den Propheten ist ihm der längst geliebte Jesaja groß geworden, ihm widmete zum alten Testament später Blumhardt nächst den Psalmen die meiste Auslegung.

er Hinleitung (§ 2-

6: Eine Urtheokratie vor Mose und Erinnerungen daran bei antiken Völkern) verraten, daß die religionsgeschichtliche Beleuchtung seit der Aufklärung auch an unserem Verfasser nicht spurlos vorübergegangen ist. Im Hauptteil wird Gott 1) wohnend in Israel (ab § 10), 2) als Eigentumsherr (ab § 17), 3) als Oberster Gesetzgeber (ab § 21), 4) als Richter und Regierer (ab § 27), 5) als Landesvater (ab § 38) jeweils mit Untergliederungen besprochen. Der letzte Paragraph (39) zählt als Liebeserweisungen Gottes fünf auf (barmherzig, gnädig, geduldig, gütig, treu); diese Auslegung des Gottesnamens aus 2.Mose 34,6, dem Verfasser seit langem wichtig, birgt Blumhardts lebenslange gesamtbiblische Gründung. Aus Gottes Treue und mit Schriftstellen wird zum Schluß festgestellt, daß Israel nicht verworfen im Sinne von abgeschrieben ist. Darin zeigt sich insbesondere Blumhardts heilsgeschichtliche Ausrichtung. Wir lassen, wie er in Iptingen von den Lehrbüchern die Psalmen durcharbeitete. Von den Propheten ist ihm der längst geliebte Jesaja groß geworden, ihm widmete zum alten Testament später Blumhardt nächst den Psalmen die meiste Auslegung.

er

Hinleitung (§ 2-6: Eine Urtheokratie vor Mose und Erinnerungen daran bei antiken Völkern) verraten, daß die religionsgeschichtliche Beleuchtung seit der Aufklärung auch an unserem Verfasser nicht spurlos vorübergegangen ist. Im Hauptteil wird Gott 1) wohnend in Israel (ab § 10), 2) als Eigentumsherr (ab § 17), 3) als Oberster Gesetzgeber (ab § 21), 4) als Richter und Regierer (ab § 27), 5) als Landesvater (ab § 38) jeweils mit Untergliederungen besprochen. Der letzte Paragraph (39) zählt als Liebeserweisungen Gottes fünf auf (barmherzig, gnädig, geduldig, gütig, treu); diese Auslegung des Gottesnamens aus 2.Mose 34,6, dem Verfasser seit langem wichtig, birgt Blumhardts lebenslange gesamtbiblische Gründung. Aus Gottes Treue und mit Schriftstellen wird zum Schluß festgestellt, daß Israel nicht verworfen im Sinne von abgeschrieben ist. Darin zeigt sich insbesondere Blumhardts heilsgeschichtliche Ausrichtung. Wir lassen, wie er in Iptingen von den Lehrbüchern die Psalmen durcharbeitete. Von den Propheten ist ihm der längst geliebte Jesaja groß geworden, ihm widmete zum alten Testament später Blumhardt nächst den Psalmen die meiste Auslegung. Es erscheint beachtenswert, daß Blumhardt, der aus Basel noch vielen Einzelstoff bereit hatte, zu seinem Thema gerade im Separatistenort kam. Mit den abtrünnigen Gläubigen hat er sich eben vor allem über Theokratie verstanden. In diesem Eingehen war er offenbar verständiger und weniger als die Obrigkeit in Kirche und Staat. Die Herrschaft wurde auf Jesus Christus bezogen. Für Blumhardts Amtsführung bleibt vom Aufwachsen und seinen Bildungsjahren her, jetzt aber über die Einzelseele hinaus entschieden auf die gesamte Menschheit bezogen, die die umfassende Jesusherrschaft oder das Gottesreich die Grundrichtung. Nur wenn man diese Glaubenshaltung im Auge behält, wird man Blumhardts Wirken und Entscheiden bis in die Politik hinein verstehen und das Besondere seiner Erwartung erfüllter Verheißungen. Ihm schwebte noch mehr als eine Erneuerung von Urchristentum, eine Wiederholung des Apostolischen Zeitalters vor: vollendete Theokratie war und blieb sein Idealbild.

Maßgebender als die theologische Befähigung war für die Bewerbung um ein ständiges Pfarramt das kirchliche Zeugnis über die Gemeindetätigkeit. Da hat der Iptinger Blumhardt nur die allerbeste Beurteilung erfahren. So schreibt sein Knittlinger Dekan am 5.Nov.1837 als Beibericht zu einer Bewerbung

Blumhardts:

Mit guten Fähigkeiten und Kenntnissen verbindet der Bittsteller eine schätzbare Gabe, seine wahrhaft christlich erbaulichen Vorträge seiner Gemeinde gefällig und nützlich zu machen, einen unverdrossenen Eifer, lobenswerte Klugheit und gewinnende Freundlichkeit in der Seelsorge, ausgezeichnete Fürsorge für die Schule und die Jugend überhaupt sowie einen in jeder Beziehung exemplarischen Lebenswandel. – Sein Benehmen in Beziehung auf Politik unterliegt durchaus keinem Vorwurf.

Man möchte die Entfaltung dieses Gesamturteils von den nächsten beiden Seiten abschreiben – es würde etwas lang. Folgende Punkte von der Gemeinde her sind erwähnt: Fühlbarer Gegensatz seiner

Leistungen gegen die vorher gewohnten; anhaltende Wirkung mit Zurückführung der uneinigen Parteien zu kirchlicher und vermehrter bürgerlicher Einigkeit, insbesondere nehmen die vieljährigen Separatisten (z.T. noch Zöglinge Rapps) wieder am öffentlichen Gottesdienst teil; dabei hielt er sich im anfachen des religiösen Lebens fern von jedem „Eifer mit Unverstand, mit welchem häufig besonders jüngere Geistliche Leben wirken wollen, aber nur unfruchtbaren Lärm(en) erregen und Parteien machen; dagegen ihm hängt die gesamte Gemeinde an; aus freien Stücken haben (der früher uneinige) Gemeinderat und Bürgerausschuß kürzlich ein Dankeszeichen geboten (Geldgabe zum Kirchweihfest); mit dem Pfarrhause stellte er sich besser, als von vielen anderen zu erwarten wäre; trotz hiesigen Bedauerns über Weggang ist seine Anstellung „ehrfurchtsvollst zu empfehlen“ und für seine ökonomischen Verhältnisse zu wünschen. Der Direktor der Stuttgarter Behörde (Klaiber am 22.6.38) hat der letzten bearbeiteten Bewerbung die Zusammenfassende Empfehlung beigeschrieben:

Nach allen Berichten des Dekanatamtes löst Blumhardt die unter den gegebenen Umständen nicht ganz leichten Aufgabe auf eine ausgezeichnete Weise.

War die Geldgabe eine willkommene Anerkennung durch die Männer, so könnte rühren, daß hinter Blumhardts Rücken – was er sonst wohl als peinlich abgewehrt hätte – vor allem Frauen Lasten Lebensmittel der Mutter ins Stuttgarter Haus schleppten und gewöhnlich bei dem Onkel Blumhardt (zu denken ist an den Stundenhalter) übernachteten (26.3.38). Das heute noch rührendste Zeugnis, wie lieb die Gemeinde den verordneten Pfarrgehilfen gewann, sind nicht nur die Abschiedsgeschenke einzelner Gemeindegruppen. Eine zinnerne Suppenschüssel ist unter Blumhardts Nachkommen noch erhalten. Auf uns kam ein vierseitiger Brief solcher Freundinnen, der (am 3. August 1838) Blumhardts Mutter und Geschwistern den Abschied und die bleibende Verbundenheit, die Abreise im bekränzten und allseits begleiteten Wagen ... lang und breit schildert, wobei man noch die Tränen auf beiden Seiten spürt.

Der Schöntaler Professor Gottfried August Hauff (1794-1862) wollte Blumhardt als Repetenten nach Schöntal bekommen. Daß Hauff sein Lehrer war – gewiß kurz -, erfahren wir nur aus jetziger, so überraschender Briefstelle (9.10.37) an Doris, vgl. 19.5.38, wo Hauff Blumhardt wenigstens in die Gegend wünscht). Einst zog Blumhardt die Basler Lehrerstelle dem Gemeindeamt vor. Jetzt ist das Umgekehrte der Fall, schon um der Braut willen.

Überhaupt ist der Drang nun sieben Jahre später nach Selbständigkeit groß. Höchstens ein paar Monate dachte er in Iptingen zu sein und bewarb sich sofort auf ausgeschriebene Anfangsstellen. Die erste hieß Aurich im gleichen Bezirk, eine reichliche Wegstunde nördlich von Iptingen – ein schmuckes Dorf mit prächtiger spätgotischer Kirche und großem barocken Pfarrhaus. Zur Enttäuschung des Brautpaares wurde sie anderweitig vergeben. Auch bei der nächsten Bewerbung warteten beide sehnsüchtig Tag für Tag auf Entscheidung. Um sie der Braut beim Briefempfang sofort klarzumachen, verabredet Blumhardt, daß er bei Übertragung einer Pfarrstelle sein Schreiben mit der Anrede des vollen Vornamens „Dorothea“ beginnen würde: „denn dann bist Du ‚Von Gott Geschenke‘, mir als treue Gattin und meiner Gemeinde als teilnehmende Seelsorgerin“ (16.8.37). Schließlich entschließt er sich, ohne Rücksicht auf den Ort sich für jeden Anfangsdienst zu melden (31.7. u. 16.8.37). Nach dem Rat Erfahrener bereitet er schon mehrere Gesuche vor, um dann nur

noch den Ortsnamen einzutragen. Immer kommen Fehlschläge. Da geht er an die Überwindung der Aufregungen. „Laß uns unsere Wartezeit nicht mehr schmerzen, sondern als ein freudiges Denkopfer dem Herrn darbringen, meiner hiesigen Gemeinde zulieb“ (1.12.37), denn Iptingen braucht ihn eben. Nach der gesegneten Osterzeit 1838 heißt es: „ich kann getrost warten“ (5.3.38).

Für die erste Bewerbung (Aurich unterm 8.6.37) sind auch die Entwürfe mit späteren Änderungen und geratenen Verbesserungen vorhanden. Da haben wir den bisherigen Lebenslauf und die noch heute beachtliche Erklärung, zu keiner verbotenen Studentenverbindung gehört zu haben. Die nächste lief nach Kocherstetten (6.7.). Trotz der Entfernung wäre Blumhardt gern ins Hohenlohische gegangen; ebenso (5.11.) nach Herbrechtingen, dem alten Ort im mittleren Brenztal – bekannt durch das Kloster und z.B. Bengel als Abt. Auch Freunde erbarmten sich und verwandten sich ohne sein Vorwissen bis von Basel her für Ernennung auf eine nicht genannte Stelle (bei Tuttlingen? vgl. 9.10., 30.10.37 und 5.3.38 an Doris; ebenfalls die Wirkung der Empfehlung durch Hoffmann: 19.5.38) – aber Pietisten waren hohen Orts derzeit nicht gerade beliebt (3.8.37). Darauf bewarb sich Blumhardt sogar um zwei Diakonatsstellen (2. Stadtpfarrer), nämlich nach Balingen (4.1.38) und neu errichtet in Schwenningen (22.1.) – beide mit aufkommender Industrie; in der Besoldung standen sich diese Stellen freilich meist schlechter als die selbständigen Dorfpfarrer. Es folgen Dürrenzimmern in der Nähe von Nördlingen und Frankenbach (3.3.) im Dekanat Heilbronn. Nach diesen sieben vergeblichen Bewerbungen und den fraglichen bei Tuttlingen und mit Hall (18.3.37 an Doris) fiel Möttlingen (Gesuch 4.6.), dessen Zustandekommen der nächste Teil bespricht. Die neunte und zehnte Bewerbung (11.6.) nach Frielzheim (sehr ersehnt: 2.7.38 an Doris) im Dekanat Leonberg, mit dem man der Möttlinger Gegend nahe rückt, und ins Möttlingen benachbarte Simmozheim (im Dekanat Calw), das schon im vergangenen Herbst erstrebt wurde (9.10.37 an Doris), waren glücklicherweise Anfang Juli überflüssig geworden (eine weitere – bei Waiblingen – geplant 2.7.38 an Doris).

Berufung nach Möttlingen

Blumhardt war oft von Iptingen die drei bis vier Stunden (über Frielzheim und Mühlhausen an der Würm) nach Möttlingen gewandert. Nächst dem Pfarrhaus war ihm die Gemeinde gut bekannt und er dieser (predigte z.B. am Dienstag, den 1. Mai 1838, da Barth an diesem Feiertag beim Missionsfest in Calw). Als alter Freund wußte er um die Rücktrittsgedanken des Junggesellen, der von seinem Calwer Verlag gefesselt war und unbefriedigt vom Zustand der Gemeinde. In den Mitteilungen an die gemeinsamen Verwandten in Sitzenkirch urteilt Blumhardt zum kirchlichen Stumpfsinn: „vielleicht darum, weil der Pfarrer außer der Predigt nicht unter ihnen sein konnte“ (10.11.37), und er ist sich trotz Neigung zu Möttlingen klar: „nur hat der liebe Barth seinem Nachfolger manches schwer gemacht“ (13.4.38). Schließlich meint er, die Zurückdrängung ihrer Liebe habe die Möttlinger abgestumpft, „das ist die Hauptsache, warum die Gemeinde ist, wie sie ist“ (23.7.38). Und auch darin will er sich anders verhalten. Barths Entlassung durch den König gibt er im Januar weiter, ebenso das Abgangsdatum „auf Georgii“ Ende April (Briefe 29.1. u. 26.3.38). Zu seinem Erstaunen war die Stelle schon einen Monat später ausgeschrieben (im Regierungsblatt am 23.5. mit der schönen Besoldung von 744 Gulden jährlich –später noch erhöht).

Barth hat Blumhardt sich zum Nachfolger gewünscht (12.2.38) und alles nur Mögliche dafür getan. Auch war eine Abordnung der Gemeinde wie einst mit dem Verlangen nach Barth beim König (6.6.38). Blumhardt selber hat sich trotz den Möttlinger Plans weiter anderwärts beworben und wollte eine Zeitlang Friolzheim vorziehen (trotz minderer, ja schlechter Besoldung: 612 Gulden), weil die dortige Gemeinde und Umgegend hungrig (12.2. und 6.6.). Auf sein Gesuch vom 4. Juni wurde er unter zwölf Bewerbern als zweiter mit seinem Verdient um die Iptinger Gemeinde und der „Entfernung mancher pietistischer Prediger, ihre Vorträge pikant zu machen“ gerade nach Möttlingen empfohlen (22.6.); vom König wurde ihm am 2. Juli die Stelle übertragen (Personalakten Blatt 26, Möttlinger Ortsakten Blatt 18-21). Ein Eilbote brachte ihm die Nachricht in die Schule. So beginnt der Brief vom 4. d.M. „Meine liebe, teure Dorothea“ und enthält die Sätze:

„Wenn auch vor der Entscheidung meine Augen gehalten waren, daß ich lieber anderswo gewollt hätte, so fällt mir's doch jetzt mehr und mehr wie Schuppen von den Augen, daß ich's erkennen kann, wie gar gut es Gott mit uns meint ... Das eingeschläferete Völkchen wird aufwachen dürfen.“

Zwei Tage später geht ein Brief an die Schultheißen in Möttlingen und seine zugeordnete Nachbargemeinde Haugstett ab. Blumhardts Aufzug wurde ein Monat nach der Ernennung: auf 2. August bestimmt (Dekret des Consistoriums 6.7.38 im Nachlaß; Akten Blatt 20; letzter Brief von Iptingen an die Braut 27.7.). Möglichst bis dahin soll die „Heuratserlaubnis“ da sein, für die Braut die Staatsbürgerschaft und das Stuttgarter Bürgerrecht erworben; zur Schnelligkeit will ein Glied der beiderseits seit Jahrzehnten befreundeten Stuttgarter der Familie Engelmann helfen (3.8.37; 4.7.38 an Eltern). Auch die Möbelfrage wird sofort in Angriff genommen und beherrscht den Briefwechsel der letzten Wochen. Die Hochzeit wird Ende August geplant.

Die Zeitung (10. Juli) veröffentlichte die Ernennung. Geschenke wie Kaffeetassen, silberne Löffel und Zinnteller kamen aus der Iptinger Gemeinde – und weitere waren nach Eintreffen der Braut vorgesehen, die Kinder konnten sich mit Blumensträußchen nicht genug tun (18.5. u. 3.8.38). Der Abschied fiel auf den letzten Juli, ein leicht zu merkendes Datum, Blumhardt vertraut als Barths Geburtstag.

Letzten Dienstag, den 31. Juli, bin ich wirklich von Iptingen ab- und nach Möttlingen eingezogen. In jenem Orte war große Wehklage, die den Abschied mir bitter schwer machte. Die guten Leute setzten mich auf einen sehr geschmackvoll mit Blumen bekränzten Wagen; und der ganze Gemeinderat nebst Schultheiß und Schulmeister, im ganzen zehn Personen, führte mich meiner neuen Gemeinde entgegen ... Die Kinder eine Viertelstunde mich begleiteten, dann Blumen auf den Weg streuten und endlich zum Abschied anhielten. Hier auf freiem Felde sagte ich ihnen das Lied zum Singen vor „In Jesu will ich bleiben...“ Dann war's aus. (3.8. aus Calw nach Sitzenkirch).

Daß sich Blumhardt von Gott nach Möttlingen geführt wußte, solcher Glaubensaussage kann vernünftig allgemein nicht widersprochen werden. Die Ansicht stellt sich nachträglich auf die Reihe erfreulicher Tatsachen. Sie ist wie Barths Freude „Das Männle ist Pfarrer!“ (11.7. an Braut) Herzensentscheidung und teilnehmende Erkenntnis. Im Jahresurlaub mit Barth auf dem Basler Missionsfest im Juni mußte Blumhardt anderthalb Jahre nach seiner Rückmeldung immer noch als

Vikar laufen und sich mit seiner Braut deswegen in Basel sozusagen entschuldigen. Nun ist er verwundert und dankbar, das Warten jetzt so abgekürzt. Der Verstand muß dem natürlichen Empfinden recht geben und kann dem Glaubensdenken, das alles geschenkte Gut Gott zuschreibt, nicht außer Kraft setzen. Darum bleibt Blumhardts Ernennung nach Möttlingen so lesens- wie betrachtenswert. Wir müssen das persönliche Glauben später noch tiefer untersuchen. Vorerst ist in der Gottesfrage nicht zu verkennen, daß der Allmächtige nicht sichtbar, sondern nur durch Menschen handelt. Blumhardt wollte nichts zur Wahl und Ernennung seines Ortes tun. Aber ist reine Passivität recht? Die Untertanen haben eine überdurchschnittliche Aktivität entfaltet, der König hat sich wohl überlegt, nach dem als fromm bekannten Möttlingen gerade diesen einschlägigen und dabei als besonnen geschilderten Mann zu senden. Natürlich fiel die zweimalige Versorgung mit gutem evangelischen Prediger auf, wurde aber den Gebeten des berühmten Möttlinger Vorgängers Machtholf zugeschrieben – sie nach seinem Tode hatte er versprochen. Außerdem nahmen sich die Möttlinger vor: „In etlichen Jahren kommen wir und stehlen ihn auch (Euch?) wieder!“ (11.7. an Vater Köllner). Sie haben es tatsächlich 1846 versucht.

Abkürzungen (vorläufiges Verzeichnis)

ADB	=	Allgemeine Deutsche Biographie
Aut	=	Lebenslauf 1838
BBB	=	Blätter aus Bad Boll 1873-77
BF	=	Blumhardts-Forschungsstelle bei der Landesbibliothek
Bl	=	(stets) Johann Christoph (= der ältere) Blumhardt
Bl.	=	Blatt
BlfWKG	=	Blätter für württ. Kirchengeschichte
Btb	=	Basler Tagebuch Bls (Hs)
E	=	Entwicklungsgang 1830
EKG	=	Evang. Kirchengesangbuch Ausgabe Württ. 1953
Hs	=	Handschrift
KG	=	Bls „Krankheitsgeschichte der Gottliebin Dittus“ (1850)
LKA	=	Landeskirchliches Archiv beim Evang. Oberkirchenrat
Mött	=	Möttlingen (samt Ableitungen)
RpT	=	Realenzyklopädie für prot. Theologie
Stgt	=	Stuttgart
TB	=	Täglich Brot 1878-1881
Z	=	Friedrich Zündel: Pfarrer Johann Christoph Blumhardt (gewöhnlich 1. Aufl. 1880, da die 18., 1969, nach zwei Bearbeitungen sehr verändert)
Zf...	=	Zeitschrift für (weitere Abkürzungen)

ANMERKUNGEN zu Buch II: Blumhardts Bildungsjahre

1.Kap.: Studium in Tübingen

Teil 1 (Universitätsstadt)

Blatt

3 Tübingen: übliche Stadt- und Kunstführer

5 Mörike: Brief zu Waiblinger (Lord Lilly) 26.12.1841 an Hartlaub

6 Bls Schloßführung: Briefe an Mörike 26.6., 18.7.1826 = 11.8.1827

Uhland „Die Kapelle“ aus Bls Geburtsjahr; den Großen Wurmlinger Jahrtag wollte er auf Heidnisches (Götteropfermahlzeit?) zurückführen (vgl. Adolf Schahl „Kunstabenteuer Neckarschwaben“ 1966 S. 86 f.)

Teil 2 (Im Stift)

8 Stift: vor allem Martin Leube „Das Tübinger Stift“ (Teil 3) 1770-1950, Neubearbeitung 1954 (weitere Quellen dort S. 690) und Bls bisher unbekannt gebliebene Studentenbriefe an Mörike; zum Studium Karl Klüpfel „Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen“ 1849

„Irrung“ auf dem Markte: BBB 1874 S. 136

9 Hoffmann: im ersten Buch genanntes Lebensbild S. 31

10 Star – später Mörikes Wachtel in Pflege

- Briefstelle 7.11.1826 an Mörike

11 an Mörike ungedruckter Brief (in Weimar, Ablichtung auf BF)

12 Jäger: in Hoffmanns Lebensbild S. 29 und Leube S. 163 u. 170; über die sonstigen Professoren vielfältige Literatur

13 Karzer: Stück 3 der Halbjahresberichte Herbst 1824-29 innerhalb Tübinger Stiftakten, jetzt im LKA.
Ein Unterschied zum

Hausar

igionsgemeinschaften...“ in Zeitschrift f.d.hist. Theologie 1841
(S. 63-142) S. 110. Vgl. BBB 1875 S. 64 „Fleisch im Geist“

igionsgemeinschaften...“ in
Zeitschrift f.d.hist. Theologie 1841 (S. 63-142) S. 110. Vgl. BBB 1875 S. 64 „Fleisch im Geist“

igionsgemeinschaften...“ in Zeitschrift

f.d.hist. Theologie 1841 (S. 63-142) S. 110. Vgl. BBB 1875 S. 64 „Fleisch im Geist“

igionsgemeinschaften...“ in Zeitschrift f.d.hist. Theologie 1841 (S. 63-142) S. 110. Vgl. BBB
1875 S. 64 „Fleisch im Geist“

...“ in Zeitschrift f.d.hist. Theologie 1841 (S. 63-142) S. 110. Vgl. BBB 1875 S. 64 „Fleisch im Geist“
igionsgemeinschaften

igionsgemeinschaften..." in Zeitschrift f.d.hist. Theologie 1841 (S. 63-142) S. 110.
Vgl. BBB 1875 S. 64 „Fleisch im Geist“

igionsgemeinschaften..." in Zeitschrift
f.d.hist. Theologie 1841 (S. 63-142) S. 110. Vgl. BBB 1875 S. 64 „Fleisch im Geist“

igionsgemein
schaften...“ in Zeitschrift f.d.hist. Theologie 1841 (S. 63-142) S. 110. Vgl. BBB 1875 S. 64 „Fleisch im
Geist“

n...“ in Zeitschrift f.d.hist. Theologie 1841 (S. 63-142) S. 110. Vgl. BBB 1875 S. 64 „Fleisch im Geist“
igionsgemeinschaften

igionsgem
einschaften...“ in Zeitschrift f.d.hist. Theologie 1841 (S. 63-142) S. 110. Vgl. BBB 1875 S. 64 „Fleisch
im Geist“

igionsgemeinschaften...“ in Zeitschrift f.d.hist. Theologie
1841 (S. 63-142) S. 110. Vgl. BBB 1875 S. 64 „Fleisch im Geist“

igionsgemeinschaften...“ in
Zeitschrift f.d.hist. Theologie 1841 (S. 63-142) S. 110. Vgl. BBB 1875 S. 64 „Fleisch im Geist“

igionsgemeinschaften...“ in Zeitschrift f.d.hist. Theologie 1841 (S. 63-142) S. 110. Vgl. BBB 1875 S. 64 „Fleisch im Geist“

igionsgemeinschaften...“
in Zeitschrift f.d.hist. Theologie 1841 (S. 63-142) S. 110. Vgl. BBB 1875 S. 64 „Fleisch im Geist“

igionsgemeinschaften...“ in Zeitschrift f.d.hist. Theologie 1841 (S. 63-142) S. 110. Vgl. BBB 1875 S. 64 „Fleisch im Geist“

igionsgemeinschaften...“ in Zeitschrift f.d.hist. Theologie 1841 (S. 63-142)
S. 110. Vgl. BBB 1875 S. 64 „Fleisch im Geist“

igionsgemeinschaften...“ in Zeitschrift f.d.hist.
Theologie 1841 (S. 63-142) S. 110. Vgl. BBB 1875 S. 64 „Fleisch im Geist“

igionsgemeinschaften...“ in Zeitschrift
f.d.hist. Theologie 1841 (S. 63-142) S. 110. Vgl. BBB 1875 S. 64 „Fleisch im Geist“

igionsgemeinschaften...“ in Zeitschrift f.d.hist.
Theologie 1841 (S. 63-142) S. 110. Vgl. BBB 1875 S. 64 „Fleisch im Geist“

igionsgemeinschaften...“ in Zeitschrift f.d.hist. Theologie 1841
(S. 63-142) S. 110. Vgl. BBB 1875 S. 64 „Fleisch im Geist“

igionsge
meinschaften...“ in Zeitschrift f.d.hist. Theologie 1841 (S. 63-142) S. 110. Vgl. BBB 1875 S. 64
„Fleisch im Geist“

igionsgemeinschaften...
“ in Zeitschrift f.d.hist. Theologie 1841 (S. 63-142) S. 110. Vgl. BBB 1875 S. 64 „Fleisch im Geist“

igionsgemeinschaften...“ in Zeitschrift f.d.hist. Theologie 1841 (S. 63-142) S. 110. Vgl. BBB 1875 S.
64 „Fleisch im Geist“

igionsgemeinschaften...“ in Zeitschrift f.d.hist. Theologie
1841 (S. 63-142) S. 110. Vgl. BBB 1875 S. 64 „Fleisch im Geist“

igionsgemeinschaften...“ in Zeitschrift f.d.hist. Theologie
1841 (S. 63-142) S. 110. Vgl. BBB 1875 S. 64 „Fleisch im Geist“

igionsgemeinschaften...“ in Zeitschrift f.d.hist. Theologie 1841 (S. 63-142) S. 110. Vgl. BBB 1875
S. 64 „Fleisch im Geist“

Tübinger Stiftsstunde überkonfessionell: Karl Müller „Die religiöse Erweckung“ 1925 S. 10

29 Neugründung 1826: Karl Kapff „Lebensbild (des Vaters)“ 1881 S. 27 f.

30 Briefwechsel mit Hofacker und Flad: Bl im „Entwicklungsgang“. Flad-Brief 1822 erhalten im Knapp-
Nachlaß des LKA in D2 Bd 81 Nr.25

31 „Blumhärdtle“: Flad Dez. 1826 an Mörike

Teil 5 (Verbindung nach Haus...)

32 Witwensitz: vgl. Buch I Kap.3 Teil 2 Anfang

33 Präzeptor (Bl's Onkel): 23 Briefe an Bruder im Missionshaus Basel

Unfallangst: Aus dem ausführlichen brieflichen Gespräch mit Mörike ist ein längeres Stück schon im
zur vorigen Seite genannten Teil des ersten Buches in der Mitte angeführt

35 Hoffmann vielleicht Arzt: Lebensbild S. 31

Mediziner Werner in Tübingen: Dr. Adolf Neeff „A.H.Werner – ein Arzt, ein Christ, ein Kinderfreund“
1929 bes. S. 20, 39, 58

Gustav Werner: Lebensbild von Paul Wurster 1888 bes. S. 21

Horrheim im Weinbaugebiet Vaihingen, reichlich 30 km von Stgt

Ostermontags-Predigt: Die scheint BI bei Flad gehalten zu haben und dann wäre Bls Brief 20.-23.3. o.J. an Mörike auf 1827 festzulegen

Teil 6 (Theologie)

36 Storrs Lehrbuch gilt bis 1850: H.Hermelink „Württ. Kirchengeschichte“ 1949 S. 304

Steudel: Theologie s. auch Fr.W.Kantzenbach („Theismus“ 1965 S. 35 f.

Schleiermacher in Tübingen: Karl Müller „Erweckung“ 1925 S. 22 vgl. 51 f.

37 Schmid: der seltener als die anderen Tübinger Theologen in der entsprechenden Literatur

Genannte auch ADB 31, 655 f., Rpt 3. Aufl. 17, 645-647

38 Übertreibung des Biblizismus zu Fundamentalismus u.ä. „Entwicklungsgang“ zweimal erläutert:

Hermann Klemm in Zf-Kirchengemeinde Bd 56,1 1937 S. 127-133; Ernst Gerhard Rüschi in

TheologischeZ Bd 13 1957 S. 102-108. Wie BI in seiner Darstellung Quellen und Verfasser nennt,

haben wir in diesem Teil statt Anmerkungen Quellenverweise als hier bes. wichtig eingeklammert in unseren Text genommen.

Bengel: s. schon Buch I 2. Kap. Teil 3 (vgl. 3.Kap. Teil 6)

39 Zündel-Urteil (S. 19) von Eugen Jäckh in „Bl Vater und Sohn“ 1924 S. 15 (namenlos) wiederholt, also bestätigt.

40 Mörike-Brief wie fast immer bei uns ungedruckt, aber in Ablichtung auf BF

41 Noten: genannte Akten im LKA

Tübinger Stift zu BI: Für die Nachsuche 1964 und 76 und für die dortigen Archiv ausdrücklich Dank gesagt.

44 „Auszeichnung“ geht bei Strauß auf Märklin

Studenten-Predigt: Vor der Abschluß-Ausbildung in Schmidts Institut fanden an den vorlesungsfreien Donnerstagen offenbar Übungen (kurze Predigten von mehreren) mit Teilnahme mehrerer Jahrgänge im Stift statt.

Predigt Handschriften Bls auf BF, z.T. (z.B. 4 u. 8) von ihm numeriert

47 Entwicklungsgang Abs. 8 Ende

Teil 7 (Schlußexamen)

BI-Stücke in Personalakten des LKA Nr. A 27, 267,1

48 Die abweisenden Stellen sind nicht eingeklammert: sie also der Behörde wichtiger als die Belege?

Wiederbringungslehre schon Buch I 3. Kap. Ende des 7. Teils behandelt

51 Kant: Schillers Betonung der „Neigung“ gegen Kants Pflichtbegriff der Liebe und überhaupt Sittlichkeitsbegründung ist zu vergleichen und Bls wie Schillers Gemeinsamkeit schwäbischer Herkunft zu bedenken

52 Mündliche Prüfung erübrigt sich, da die Prüfenden die mündlichen Leistungen meist persönlich aus den Stifts-Semester-Schlußprüfungen kannten

53 Recht gut: Vgl. „Classenzeugnisse“ des Vikarbuches 1812-44 im LKA (A 12 Nr. 23 Bd 6 Rep.Nr. 1, Rückseite des Vorblattes vom 1.7.1821)

Anmerkungen zu Buch II, Kap. 2: Freundschaft mit Mörike

Teil I: Voraussetzungen

Blatt

54 Gymnasium: Mörike hatte 1817/18 den berühmten Lehrer Roth (Bruder des Hamann-Hrsg.), den BI nicht erwähnt

55 Lebensbeschreibungen: Mörike zur Investitur 1834 in Cleversulzbach, BI desgl. 1838 in Möttlingen. BI zu Flad vgl. voriges Kap. 4, 4.Abschn.

Forschung: Karl Fischer „E.M.“ 1901 S. 58-64, bes. 75 f.

Harry Maync „Mörike“ (1901) 5.Aufl. 1944 BI S. 119, 387, 415 f., 471

Hanns Wolfgang Rath „M. als Kinderfreund“ (o.J.) S. 7-10, 29; ds. „Ms magnetische Heilung durch BI“ in Deutsche Rundschau Bd 173 Nov. 1917 S. 243-253; ds. „Von des Knaben, der mir so lieb war...“ (Privatdruck Ludwigsburg 1924) S. 13 vgl. 12

Joh. Wilkens „BI und M, zwei Freunde“ in Die Furche 13. Jahr 1922 S. 61-67

Friedrich Seebaß „M und BI“ in Eckart 15. Jahr 1939, S. 432-441 und 1940 in Der Pfarrerspiegel, hrsg. v. Siegbert Stehmann, S. 285-308; 1947 in Seebaß „Christentum und deutscher Geist“ Stück 8 S. 89-99; ds. „BI“ 1949 S. 13-15, 36 f. und „Die beiden Blumhardt“ in Hochland 1949/5 bes. S. 467

Herbert Meyer „M“ 1950 S. 67 f., 3. Aufl. 1969 S. 41, 43

Hans Egon Holthusen „M in Selbstzeugnissen...“ 1971 S. 124 (nicht trefflich)

Briefentdeckung nach Ausstellungs-Katalog 1965 der Mörike-Sammlung Dr. Fritz Kauffmann in den Stadtgeschichtlichen Sammlungen Stuttgart „E.M. und seine Freunde“ (198 S.) zwei Briefe S. 36 u. 37; dazu Walter Scheffler „Sammlung Dr. Fritz Kauffmann“ (Jahrbuch der dt. Schillergesellschaft 1966 S. 506-570) S. 513 (vgl. 541) und 1975 (VIII+528 S.) S. 105-107, 293 f. vgl. 164

Weimar: vgl. H. Reuter „Die Akte Mörike“ (Veröffentlichungen aus dem Archiv der dt. Schillerstiftung 1963) u. Euphorion 1965 S. 432

Terenz: Homo sum, nil humani a me alienum puto (Heautontomoumenos I, 1.25)

Teil 2: Verbindung

55 Zu Mörike vgl. die treffliche Wesensbestimmung durch Waiblinger im Tagebuch 2. April 1822 und Fr.Th.Vischer (6.7.1875 an Kuh) „die Scham vor allem me voilà zu seinen Grundzügen gehörte“

56 Anekdote: Hähnchen im mit der Familie verbundene Hotel Marquardt zuletzt Alfred Ringwald im Stuttgarter Evang. Sonntagsblatt 105,19: 9.5.1971 S. 6, von BI-Enkelin bestätigt. Vgl. Bls Basler Tagebuch 26.7.1832 und freilich René Descartes in Rudolf Walter Lang „Zeiten und Menschen im Spiegel der Anekdote“ 1968 S. 100

hypochondrisch: z.B. März 1825 u. 24.9.18927 an Mährlen, 21.8.26 an Hartlaub, 26.10.26 an Kerner Guguck: „Krankheit und Heilung“, bevorwortet von A.v. Harleß, 2. Aufl. 1864 S. 91

herzwingen: vgl. 1.8.1827 das „sympathetische Stückchen“ Ms, BI aus Tübingen nach Köngen zu holen. Übrigens bloße eingeklammerte Daten des Textes beziehen sich stets auf Bls Briefe an M
57 Kerner s. in Ms Brief 26.10.26 an ihn.

Waiblinger: neben Eduard Grisebach im Anhang der „Gedichte aus Italien“ (2 Bde 1893) und den „Tagebüchern 1821-26“, hrsg. v. Herbert Meyer 1956 bes. Ernst Müller in „Schwäbische Profile“ 1949 S. 137-166

58 Hesse: Ges. Werke Bd 4 1970 S. 387-420

Bauer von BI gegenüber M genannt 7.11. u. 1.12.26; Briefwechsel BI-Bauer 12.6. u. 9.7.27 (Der „Br“ in Bls Briefen 21., 29.6.26 kann nicht Bauer sein, weil dieser schon Herbst 1825 Tübingen verließ)

Strauß-Kreis: s. die ungedruckten Ausführungen im vorhergehenden Kap. Meiner BI-Biographie

59 Nast: Da zwei nicht geprüft wurden, fehlen im LKOA über sie nähere Akten. Nach Mörikes

Nürtinger Brief 20.3.1826 läßt sich der Jüngste „William“ nennen. Verschwägerung nach Wilhelm

Hoffmanns Einleitung zu Kerns Predigten 1837. Die Angabe nach Werner Bemys (M-Briefe 1949) S.

459, „ging 1828 nach Amerika“ stimmte schwerlich zu Bls Dürrmenzer Begegnungen 1830

60 „hängen“ neben der aus Fischer (1901) S. 62 öfter angeführten Stelle s. 7.11.26 „mit welcher Liebe der ?? (Rheinwald) an Dir hängt ...“

Ostertag: vgl. Buch I 2. Kap. Teil 5, BI an M 10.7.1827 und Lebensbild (ohne Vf.) von Ostertag 1876

61 Wohnungsfrage: Den Marbacher Mörike-Bearbeitern sei für Hinweise (z.B. 13.8.1826 bei

Schneidermstr Johann Werner/Tübingen) Dank gesagt! Zündel 3.-5.Aufl. S. 23

62 Beregrina: Zusammenhänge schon bei Fischer (1901) S. 52 f. Daß die Meyer 6 Jahre später,

fälschlich öfter wiederholt. Aufschlußreiche Quellen im Marbacher Katalog „E.M.“ 1975 S. 109-120.

Letzter Besuch in Tagebüchern der Schwester Luise (im Katalog S. 117).

63 Madonnenbild: Kauffmanns M-Katalog S. 49 mit Abbildung nach

64 „Das Kind“: bes. Friedrich Seebaß „BI“ 1949 S. 13

Krüdener: viel Literatur, bes. ADB XVII S. 196-212; von Stoker „Spleiß“ 1858 angefangen fast alle mit

der Basler Mission zusammenhängende Darstellungen. Zu Barth s. Lebensbild von Karl Werner I

1865 S. 75 u. 78 und Barth selber in „Kleine Erzählungen“ I 3. Aufl. 1862 ???. Zu Weissagungen, bes.

an den Preußenkönig, vgl. den pfälzischen Bauern Johann Adam Müller (1769-1832; Wilh. Ehrlich

„Geschichte, Erscheinungen und Prophezeiungen des Joh.Adam Müller“ 1816)

65 Basler Tagebücher 16.12.1831, 24.7.1832 vgl. 16.4.32

Festung: für Lohbauer z.B. Marbacher M-Katalog S. 102 f., für Haas z.B. Schwäbische Chronik 1883

S. 2126

66 Das Neujahrsblatt ist erstmalig und weithin veröffentlicht im Marbacher M-Katalog S. 105 f.

68 Koschlig: „Mörike in seiner Welt“ 1954 (Veröffentlichungen der Deutschen Schillergesellschaft 20)

S. 4 Zeichen schon 7.1.1817 beim Treuebündnis der fünf Brüder Mörike und S. 204 Beleg aus Mörike-

Brief.

Hoffmann wurde im ersten Buch der BI-Biographie ausführlich behandelt

70 Hut zeichnete Mörike stets aus

71 „Krankheitsgeschichte“: Hartlaub kann sie nicht von BI erhalten haben, da diese Erstfassung von BI

geheimgehalten und nur durch unberechtigte Abschriften des Behörden-Stücks bekannt wurde

Teil 3: „Herzle!“

Zündel: 1.Aufl. mit Verdacht „Mörike“ S. 12, ab 2. Aufl. ohne Vf., doch richtig für Tübinger Zeit,

Holzhammer erläuternd; 18.Aufl., S. 18 f. nennt nicht das Gedicht, nur die Holzhammer

Eggert-Windegg: „Vom jungen Mörike“ in Der Schwabenspiegel (Wochenschrift der Württemberger

Zeitung) 6.Jahr 1912 3.Dez. S.75 f.; „Ein unbekanntes Jugendgedicht...“ in Westermanns

Monatsheften 57. Jahr 1912/13 S. 384-386; ds. In Die Lese 5.Jahr 1914/I 14.Heft S.224-226. Dazu

Walter Scheffler „Die Handschriften des Schiller-Nationalmuseum“ Teil 9 Mörike im Jahrbuch der dt. Schillergesellschaft 10.Jahr 1966 S. (511-600) 578

Seebaß s. Anm. zum Anfang „Forschung“

72 Blumhärtdle: Zündel S. 21, angeführt in unserem vorigen Kapitel Teil 3 bei „Stiftsaufsätze“;

„Christoph Blumhardt ... über Johann Christoph Blumhardt“, hrsg. v. Robert Lejeune, 1969 S. 121

Andacht 15 zum 31.7.1885 („Kind“ hier im Peregrina-Abschnitt erwähnt)

Lagerbuch: s. Schwäbische Heimat Dez. 1963 S. 225 ff.; vgl. Mörikes Gedicht 1820 „Dem Senior der ersten Uracher Promotion“

73 Kurzsichtigkeit: u.a. auf sie wies mich freundlicherweise Walter Hagen/Marbach hin.

74 Michaelsfeder: II Strophe 7 Zeile 7ff. „Vogel“

Storm: Ges.Schriften Bd 14 Braunschweig 1882 S.163

Teil 4: Blutsbrüderschaft

75 Sonnenblume: Mörikes Gedicht bekannter Selbstaussage

Blutsbrüderschaft: zwischen M und BI bisher beiderseitiger Forschung völlig unbekannt

Karzer: Der undatierte Brief mit der Tante (nach .../Marbach) 30.1.26 Der vom 26.9.26 mit „Guter E.“ aufs zweite bekannte Einsperren

79 „ausgemacht“: ernstes Reimwort in Bls Kirchenlied im württ. Gesangbuch 1953 Nr. 428

Köngener Predigt Bls: Fischer 1901 und Seebaß 1947 behaupten das Einspringen „im September 1827“; unter den rd. 2000 Predigten im BI-Nachlaß fand sich keine Niederschrift. M. 5.10.27 an

Mährlen: Bls Besuch vier Tage.

Teil 5: Schranke

80 Ms Stellung zum Christentum: bes. Ernst Müller S.333337 von „Mörike“ (S.327 ff.) in „Stiftsköpfe“ 1938 und Helmut Lamparter in Evang. Gemeindeblatt f. Wttbg. 70. Jahr 22: 1.6.1975 S.10

81 Briefsiegel auf studentischem Original in Weimar: Umgebung des Kreuzes schwer zu erkennen und zu deuten

82 Knapp: Lebensbild durch Sohn Joseph 1867 S.147 (2 Bde Gedichte mit 130 guten Nr.) „weil ich fühlte, daß mein Herz so daran hing, daß sie mich vom Heiland abhielten“

Religionsunterricht: Brief vom 6.7.26 ziemlich ausführlich bei F.Seebaß: BI 1949 S.13-15

84 Theol.Aufsätze Ms Juni bis Mitte Juli 1827: Hans Peter Köpf in Jahrbuch der dt. Schillerges.

10.Jahr 1966 S.103-109, der lateinische in Übersetzung

Storm a.a.O.

85 Neujahrslied 1832/33: Manfred Koschig in Stuttgarter Ztg. 31.12.1956

86 „Dein Liebesfeuer“ hier in der genannten Brieffassung

Meyer „Huttens letzte Tage“ 1871 Nr. 66

87 Hamann in „Aesthetica in nuce“ 1762

Teil 6: Hilfe

88 Fischer a.a.O. S.76

Kauffmann vorher angezeigt von Hans Wolfgang Rath „Mörrike und der schwäbische Dichterkreis“
Versteigerung am 29.u.30. Juni 1932 (Stuttgarter Antiquariat Müller & Gräff) S.33 Nr.452

89 Abel-Georgii: Es ist nicht ausgeschlossen, daß Georgiis zweite Frau als Tochter eines
Oberamtmanns Abel mit dem Prälaten verwandt ist, dessen Bruder Oberamtmann war. 1829 wohnt
die Prälaten-Witwe in Georgiis Haus.

90 Dialog: mir leider nicht angebar. Sollte es sich um den „Gesang zu zweien in der Nacht“, schon
1825 (Druck 1^832), handeln?

93 „nichts Frivoles“ vgl. Schwester Clärchen bei Walter Hagen „Von Eduard Mörikes Leben, Sterben,
Tod und Begräbnis“ in Ludwigsburger Geschichtsblättern 27/1975 S.119 (117-123)

Teil 7: Folgerungen

94 Handschrift: Deutung Sommer 1976 durch Dipl.Graphologin Rös Gessert/Zürich

97 Rabausch: Eberhard Ludwig (1720-1787) in Cleversulzbach 1747-59

Übersinnliches: vgl. Mörike „Aus dem Gebiete der Seelenkunde“ 1861 und im Kauffmann-Katalog Nr.
204 u. 326

Heilung: bes. Rath 1917, wie am Anfang unserer Anmerkungen angegeben. Im irreführenden Titel
sollte (vgl. Rath S.250) „magnetische“ vor Heilung zumindest in Anführungsstriche.

Ferner Seebaß „Bl“ 1949 S. 36f.

99 Beck: Vgl. Seebaß Freunde-Aufsatz 1947 S.9 und Gerhard Sauter „Die Theologie des Reiches
Gottes beim älteren und jüngeren Blumhardt“ 1962 S.67-70. Nach den Personalakten im
Landeskirchlichen Archiv war Beck (in Mörikes Jahrgang, Erste Dienstprüfung aber erst Januar 1827)
Sommer 1825 und Sommer 1826 krankheitshalber beurlaubt, also gerade in den entscheidenden
Semestern des Kennenlernens und der Freundschaft Blumhardts mit Mörike. Vgl. auch Bernhard
Riggenbach „J.T.Beck“ Basel 1888 S. 27-45

101 Bls Brief an Clärchen Mörike im Aufsatz von Seebaß (im „Pfarrerspiegel“ S. 305f.)

Anmerkungen zu Buch II, Kap. 3: „Gefühle am Schafott“ (1829)

Teil 1: Der Verfasser

Blatt

102 Schafott: vermutlich niederländisch aus Altfranzösisch. Grimms Deutsches Wörterbuch, ebenso
der nachher genannte Vischer drucken wie Bl „Schaffot“, so auch Zündel in den ersten fünf Auflagen.
Die 6. und wir folgen der heutigen Schreibung.

Zündel 1880 S. 24-26

Freude am gedruckten Namen: BBB 1875 I S.77a

Teil 2: Der Anlaß

103 Ausstellungskatalog der Graphischen Sammlung zu Stuttgart vom 14. Juni bis 24. August 1975
von Ulrike Eichler (vgl. S.10) 168 S. reich bebildert. Forschung Wissenschaftlicher Oberrat der
Universität Stuttgart Dr. Döhl S.9 u. 79; Vischers Bänkelsang S. 74 vgl. 80 Anm. 15 u. S.152 Nr. 214.
Bls Brehm-Flugschrift ist unbekannt.

„Wie der Bäcker...“ merkt Sigel, Vf. des württ. Theologen-Verzeichnisses (vielbdge Maschinenschrift) bei Brehm als bekanntes Bänkelsängerlied an.

Vischer: Briefwechsel mit Mörike hrsg. von Robert Vischer und Neues 3.Heft 1882 S. 250-390 (im 1.Heft 1881 S. 175 und 180-186 zwei Nachrufe auf Mörike)Brehm-Lied Vischers: laut Strophe 6 1829 gedichtet; Cannstatter Flugschrift 1841 nur württ. Landesbibliothek; ebenso Das Herneberger Attentat o.J. (Kaps. Gelegenheitsgedichte 1841-69, lb 1841 u. bei 1860/61). Es gibt ebd ein Neues Lied des alten Scharnwebers über die Rede des Professors Vischer in Tübingen, Stuttgart 1845 und eine Nachahmung Zacharias Schwartenmaier mit Schauerhafte Räubergeschichte begangen an einem unbekanntem Juden... in Kirchheim an der Teck, Tübingen 1848

104 Rohleder: dies Moritatenheft konnte ich leider nicht einsehen; Titel nach Anm. 16 von R. Döhl im genannten Katalog zum Bänkelsang S.80

Teil 3: Der Prozeß

106 Schwäbische Chronik 21.7.1829 S. 418 (für 3 Kreuzer in der Eßlinger Str. zu haben). Das gegen die Kirche ... oft hämische Blatt Hochwächter/Beobachter erschien erst seit 1830. Allgemeine Justiz-, Kameral- und Polizei-Fama, ab Juli 1829 bei Cotta, war mir nicht zugänglich.

Kurze aktenmäßige Beschreibung der von M. Joseph Brehm von Neuenstadt, gew. Unterhelfer zu Reutlingen, den 28. August 1828 an einem von seiner Dienstmagd, Anna Kohberger, außerehelich geborenen Kinde verübten vorsätzlichen Tötung, Stuttgart 1829 (wie Rohleder nicht selbst gesehen)

Brehm: Sigel II Bd 10 S. 482f. (ebenso Baur) und LKA-Personal-Akten

Schanzenbach, Otto: Festschrift zur Jubelfeier 1886 S. 91

Teil 4: Die Aufmachung

Zu Moritaten außer den Einführungsseiten des genannten Stuttgarter Kataloges und seinem Bücherverzeichnis vor allem die beliebte Neuauflage von Leander Petzold (bei Heimeran München 1968) „Grause Taten sind geschehen“ und, zusammengestellt von Hans Dieter Zimmermann, das aufklärende (Untertitel:) Colloquium über das populäre und das politische Lied „Ballade, Bänkelsang und Song“ 1972 (Schriftenreihe der Akademie der Künste Bd 9)

Bl bei B.G. Kurtz: Psalmlieder 1848, Prophetenlieder 1850, Verteidigungsschrift 1850 und Einzel-Predigt-Drucke

Teil 6: Blumhardts Einsicht

114 Goethe: Selige Sehnsucht im 1. Buch vom West-östlichen Diwan

Christoph Blumhardt: Gliederung der Werk-Ausgabe 1925-1937 durch Robert Lejeune Bd 2 u. 3 (1925 u. 28)

Teil 7: Beleuchtung

Zündel S. 24 u. 26, von den Ausgaben seit 1920 fortgelassen

?? Wo einfügen

Zum Kapitel über Blumhardts Erstling vergleiche die Zweitfassung als Gedächtnis-Vortrag am Nachmittag nach Blumhardts 100. Todestag in Bad Boll nebenbei S. 47-56 in „Johann Christoph Blumhardt, Leuchtende Liebe zu den Menschen (Beiträge zu Leben und Werk)“ hrsg. v. Walther Günther und Gerhard Schäfer, Stuttgart 1981. ??

Anmerkungen zu Buch II, Kap. 4: Vikar in Dürrmenz (1829/30)

Teil 1: Lehrpfarrer

Blatt

118 Stiftsakten Kasten VIII Fach 44 Nr. 1 Stück 2

C.G.Kern: Außer den bei den Schöntalern Lehrern genannten Quellen (beide Kerne in ADB 15,632) Personalakten in LKA; ein halbes Jahr für Bls Schöntaler Zeit mit Kern ergibt sich aus dem den Predigten vorgesezten Lebenslauf (S. 5-16). Aufsätze u.a. in Knapps Christoterpe 1832-37 und dort Lieder, ebenso im Liederschatz 1837, vgl. Nippold „Das deutsche Christuslied“ 1903 S.65. Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres, nach dem Tode des Vf. hrsg. v. Wilhelm Hoffmann, Diakonus zu Winnenden, und Ludwig Völter, Pfarrverweser daselbst, Stuttgart, Metzler, 1837 (Hoffmann nennt die Vornamen Kerns Ehrung für Storr und hat sie daher umgekehrt).

Neujahrsgedicht: 2 ineinandergelegte große Bogen in Korntaler Besitz (Ablichtung auf BF)

119 Süßkind spielt in Bls Briefen an Mörike und in seinem Dürrmenzer Tagebuch eine Rolle

Vögel: BBB 1874, S.139a

Teil 2: Ort

120 Waldenser (neben den üblichen Nachschlagewerken zum Ort Dürrmenz): Du Queyras – Welschdorf Dürrmenz, Mühlacker 1949 (von Karl Knödler, 32 S.); Festschrift 1971 der Deutschen Waldenser-Vereinigung von Pfarrer Dr. Werner Eis/Pinache über Mühlacker

Teil 3: Aufgaben

121 Über Dürrmenzer Kirchenakten gab freundlich Mitte der Sechziger Jahre der Ortspfarrer Auskunft Predigt-Nachschrift 1852 auf BF

122 Tagebuch: Die Hauptquelle, nicht immer genannt. Es erschien ferner zu verwirrend, überall mit Datum zu belegen. Da die Rest kurz und übersichtlich, findet man schnell (nur sollten sie erst gedruckt werden).

Teil 4: Erlebnisse

123 H.Gundert: gedruckt stark gekürzter Auszug 7.2.1830 an Eltern: „...Blumhardt, dessen Umgang mir, weiß selbst nicht warum, äußerst wohlut...“ (Aus dem Briefnachlaß 1907 S. 7, noch nicht in Erstausgabe 1900). Mehrere ungedruckte Stellen (3.7. „Tante“) 1830 und 31 (Bls Besuch bei Gunderts in Stuttgart) und weiter in den vielen Sammelbänden beim Enkel Prof. (der Japanologie) Dr. Wilhelm Gundert (1880-1971) Herbst 1966 in Neu-Ulm nachgeschlagen (jetzt sind die Bände in Marbach).

Eph. Hauber: Das Tagebuch fährt am 28.10. fort: „...Hauber über geometrische Fragen, die expediert (würden)“.

Zündel S. 32 f. nach Original durchgesehen; den Satz „Es ging alles so menschlich ...“ fügte er aus dem Beileidsbrief 26.2.1880 an Blumhardts Witwe ein (Anrede: Schwester).

125 Gedicht 19.7.1829, Handschrift auf BF

Pforzheimer: Zweck der Gesellschaft von BI nicht veranschaulicht

Teil 5: Fortbildung

127 Hoffmanns Bekehrung: Lebensbild 1878 S.37 f.; Bengel S. 48

Zündel S. 34

Teil 6: Basel

128 Zündel S. 34 gibt Bruder-Besuch höchst unklar, wenn nicht unrichtig (denn der erste weder 1828 noch 1830)

130 Komitee-Protokoll Bd 12 S.34/3

Beurlaubung BIs Stuttgarter Personalakte Blatt 3-5

132 Unterricht: Wochenzettel im Basler Missionshaus

Teil 7: Abschied

Zeugnisse der Ortsbehörde vom 2.11.1830 mit acht Unterschriften; am 3.11. vom Knittlinger Dekan Dr. Hafner; in Personalakten

Besuch 1831: Ungedruckter Brief H. Gunderts 7.8. an Eltern, 8.8. an Bruder

133 Kocher: BIs Basler Tagebuch 27. u. 30.11.1835

Gästebuch 21.1.1861: Karl Gottfried Bofinger

Anmerkungen zum 5. Kap.: „Lehrer am Basler Missionshaus“

Teil 1: Außenstelle Württembergs

134 Basler Mission: Albert Ostertag „Entstehungsgeschichte der evang. Missionsgesellschaft zu Basel“ 1865; Paul Eppler „Geschichte der Basler Mission 1815-1899“ 1900; „Die Basler Mission in Wort und Bild“ Evang. Missionsverlag Stuttgart o.J.; Wilh. Schlatter „Geschichte der Basler Mission 1815-1915“ 3 Bde 1916, 4. Bd Von Hermann Witschi 1965; Wilh. Schlatter „125 Jahre Basler Mission“ (Evang. Missionsmagazin 1940) in Dora Schlatter „Wilh. Schl.“ 1944 S. 152-175; „Der bleibende Auftrag – 150 Jahre Basler Mission“ hrsg. v. Fritz Raaflaub 1965

135 Großvater Köllner und seine Briefe sind im 1. Buch Kap. 4 Teil 6 Ende eingeführt

Zaremba: Württ. Gesangbuch 479,3 und Anhang S.88. Zur Einsegnung am 31.7.1820 Karl Werners „Barth“ I 1865 S.204 mit Anm. u. 208; vgl. S.145 f. Barths Schwester zur Einsegnung 1819

Insp. Blumhardt in Stuttgart: Schlatter I S.65

Elf der 2. Promotion mit 20: ebd. S. 65 u. 136

- 136 Christentumsgesellschaft: Ernst Staehelin „Die Chr. In der Zeit der Aufklärung und der beginnenden Erweckung“ 1970, „...in der Zeit der Erweckung bis zur Gegenwart“ 1974 (Texte, Protokolle ... mit Erläuterungen)
- Württemberg: Heinz Erich Walter „W. im Dienste der Basler Mission“ (Hörbericht Südwestfunk 1966) in Beilage zum Tübinger Tagblatt „Aus der Arbeit der Landesuniversität Tübingen“ Nr. 31 Apr. 1967; Karl Hartenstein „Die Beziehungen von Württemberg und Basel“ (in Festgabe für Landesbischof Wurm 1948 „Auf dem Grunde der Apostel und Propheten“ S.155-172)
- Spittler: Joh.Kober „Leben“ 1887 (Besuch in Mött 195;); Erich Schick „Sp., Gründer und Hirte“ 1956 (Zeugen des gegenwärtigen Gottes 113/114). In Bls Schweizer Tagebüchern 11.12.1831 S.6, 16.12.35. Friedrich von Bodelschwingh in ausgew. Schriften I 1955 S. 390-404. 2. Besuch in Mött bei Werner „B“ II S. 200
- 137 Bibelgesellschaft: Albert Ostertag „Die Bibel und ihre Geschichte“ 5. Aufl. bearb. V. Richard Preiswerk 1892
- 138 Zeller: Biographien in ADB 45. Heinrich: RpT 3.Aufl. Bd 21 (1908) S.652-655 und Thiersch „Leben“ 2 Bde 1876 (vorher Christenbote 1862 Sp. 154, 229) usf. Zu Bls Verbindung Schweizer Tagebücher 22.12.1831 S.30-34, 25.10.32 oder BBB 1874 S.112b, ferner Briefe (an Heinrich Z. 20.9.1850) ...
- 141 Gottlieb Blumhardt: Außer der schon genannten Missionsliteratur und beiden Bänden Staehelin Leichenrede 1838, Christenbote 1839 Sp. 485-488; A.Ostertag in RpT 1.Aufl. Bd 19 (NachtragsBd 1865) Sp. 210-238; Friedrich Seebaß Mskr zu Rundfunkvortrag (auf BF). Werke und Briefe und Literatur vor allem im Basler Missionshaus, Wichtiges aber auch verstreut. BI in MA 65 S.328, 2.Aufl. 73 S.333
- 144 Missionare aus Wttbg: 14 Bildnisse (mit Lebensläufen) in Bildnis-Sammlung der Württ. Landesbibliothek (Geschenk 1905) des Missionshauses)
- 146 Klavier: im Brief 28.12.1838 an Büchelen

Teil 2: Missionshaus

- 147 von Brunn: Neben genannter Literatur (bs. Ostertag) Lehrstücke in Ernst Staehelin „Die Verkündigung des Reiches Gottes“ (1951-64) Bd 6 S.257 ff.
- Spleiß: C. Stokar „Leben“ 1855; im Unterschied zu vielen anderen noch bekannt (z.B. Friedrich Wilh. Kantzenbach „Erweckungsbewegung“ 1957 S. 75, 88); in Bls Tagebüchern 27.12.1831 (Besuch in Schaffhausen u. Moosmann), 17.7.32; zum Besuch Bls 1838 bei Spleiß in Schaffhausen vgl. ZS 70; BBB 75 S. 74 u. Bd 5 S. 52f. Gundert J.Hesse „G.“ 1894 S.46-65 Brief von Spleiß an BI 9.9.1834; ??
- 148 Schülerzahl: Eppler S.58
- Büchelen: Akten des Missionshauses, Werner „B“ III S.359. Bls Brief 22.12.1837 (u. weitere) an ihn. Meurats Mutter auch aus Zeller-Familie: Werner „B“ III S.359
- 150 Lehrplan: Güte vgl. Ostertag in RpT 19 S.225 u. 226
- Ärztl. Ausbildung schwer belegbar, doch Lehrerprotokoll 4.5.1832, Wochenzettel ab 7.5.1837
- Musik: BI schätzte und verschenkte damals Raumers Gesangbuch (Karl von Raumer „Sammlung geistlicher Lieder nebst einem Anhang von Gebeten“ Basel bei Spittler 1831, XXX + 366S.; Bls Tagebuch 20.u.22.12.1831)

151 Schellenhaus: Die Strafgefangenen trugen bei Außenarbeit Schellen

Württ. Ausbildung: Der Insp. Hatte die Niederen Seminare nicht durchlaufen, studierte aber für seinen Lehrplan deren Einrichtung: Ostertag „Entstehungsgeschichte“ S. 353

Zündels Unterbewertung der Verbindung mit Basler Mission findet sich auch bei Sauter 1962 (vgl. S. 52 Anm. 30, 78 u. 82). Dagegen Johannes Hesse 1897 in RpT 3.Aufl. Bd 3 S.265

152 Bruderkuß noch 1831 vom Inspektor gegenüber Hebich (Eppler S. 14), von BI Juli 1834 gegenüber dem kranken Hermann Gundert (Z S. 41)

Teil 3: BIs Unterricht

152 ?? Fächer seines Unterrichts (und Vorträge theolog. Praxis und Predigten) nennt BI in den Verlängerungsgesuchen 1834 und 36 (Personalakten im LKA Blatt 9 u. 12/1)

153 Lehrerkonferenz-Protokoll 12.11.1830 und Frühjahr 32

Komitee-Protokoll Bd 13 S.9 Punkt 13

154 Vergil Vers 1-505; Jahr ganz unbestimmt (könnte auch Unterricht der Söhne sein)

Sachkenntnisse: Geometrie 1835/36, zitiert J.Fr.Lorenz „Grundriß der reinen Mathematik“ (5.Aufl. 1820), 15 Bogen; Stereometrie 6 Bogen aus der Mitte; Geographie 7 Restbg; Astronomie Winter 1835/36 21 Bg. Unvollstdg.; Sternbilder (über 20 und Verzeichnis von 60) fast 50 unterbrochene S. Die Seiten in kleiner Schrift meist randvoll. – 1832 ließ Wilh. Hoffmann seinen 1.Bd „Beschreibung der Erde“ erscheinen (Bd 3 1837 u. Bd 2 1834-42 mit anderen Hrsg.) Ab Ende 1835 stiftete Barth allen Zöglingen als Neuerscheinungen seines Calwer Verlages die Biblische Naturgeschichte und die Biblische Geographie: sein Brief an BI 5.11.1835 u. vorher. Versteinerungen bot z.B. Werner 4.7.1834 BI an; geologische Studien und Exkursionen spiegeln sich in Antworten Barths und Werners 1835. Späte Briefstelle: 22.4.1846 an Freund Wilhelm Hermann (1825-1915)

156 Schlatter: Adolf ist Enkel der als Glaubensförderin bekannten Anna Schlatter (1773-1826); ein Sohn war Kaspar Schlatter, nächst dem Insp. Der erste Lehrer des Missionshauses (1823-27); ein Urenkel ist der Geschichtsschreiber der Basler Mission Wilh. Schl.

157 Calvin: angefangen 22.10.1832 bis Kap. 10,18 42 S.

Hug: 1 Bg. Aus der 3.Aufl. Teil II S. 452-496

Düsterdieck: Einleitung u. Kap. 1-9 als Heft mit 30 zweisp. S.

158 Katechetik: 10 Abschnitte über Katechet; 10 über Kinder nebst 6 außerm Unterricht, 8+4 gleichartig über Erwachsene u. 15 im weiteren Sinne; im engeren Sinne Lehre 5+3+3 angehängte §. 98 + (Teil II über Kinder mit 16 Abschnitten wiederholt) 12 S.

Homiletik: einsp. S. 1-29 (§ 1-13 Name und Geschichte; 14-28 Einleitung) zweisp. § 14-27 (S. 1-8) S. 9-48 (-§121).

Gewährsmänner: (S. 1) Joh.Bapt.Hirscher „Katechetik“ (christkath.) 1831, 2.Aufl. 1832, 3.1834 und (S. 85) Gustav Friedr. Dintar (der bekannte oder berüchtigte Hrsg. der Schullehrerbibel) „Die vorzüglichen Regeln der Katechetik“ 4.Aufl. 1817; der S. 3 genannte Müller schwer festzulegen. Homiletik: Claus Harms in §4 These 1817 und „Pastoraltheologie I“ 1830 und in § 48, 77; Handbücher (ohne Titel) § 58; Melanchthon § 16 und Luther § 112,115; Vitringa (1659-1729) § 50; (Aug. Jak.?) Rambach § 105 Stier (1800-1862) bekannt und umkämpft: s. ADB 36 S. 203-207 usw.; auch Württ. EKG Nr. 475. „Kurzer Grundriß einer biblischen Kerythik oder eine Anweisung, durch das Wort Gottes sich zur

Predigtkunst zu bilden, mit besonderer Beziehung auf Mission und Kanzel“ 16 Bg Halle 1830.

Bedingung für Prediger war die eigene Widergeburt.

Übereinstimmung: In der Katechetik herrscht abwechselnd – vielleicht nach Quellen? – der Ausdruck Zuhörer oder Zögling oder Schüler vor, bei Sokrates Lehrling. Die Einleitung nennt sechs Teile, die Durchführung beziffert und stellt anders. Die Homiletik bringt zwei sehr ausführliche Inhaltsübersichten (nur) über die umfanglichsten Stücke; der Einleitung entspräche die Abtrennung des 8. u. 9. Hauptteils als „Abschluß“.

159 Doppelt: In der Katechetik sind die Ausführungen über die Kinder (§ 2 I,1) um ein Drittel gekürzt (auf 14 S.) und verdeutlicht nochmals angebunden. Im Heft der Homiletik liegt der erste Teil (§ 1-28), wie der Vergleich mit den nachgebundenen doppelt vorhandenen § 14-27 zeigt, in späterer Reinschrift vor.

Teil 4: ...in der Stadt

161 Unterricht: Falkeisen ist nicht bei Schlatter, aber durch Wochenzettel Frühjahr 1832 belegt.

Lehrerverzeichnis im Komitee-Protokoll 25.1.1833

Württemberg: vorliegendes Kap. Gegen Ende von Teil 1 (Lehrer in den 20er Jahren waren der Schweizer Schlatter und der Ostdeutsche Stier)

Militärdienst: Bruder Greiner befreit nach Wochenzettel 28.3.-3.4.1831

Knapp: Lebensabriß 1867 S. 237 f. (Missionshaus nicht genannt)

Basler Sammlungen: im allgemeinen keine Verfasserangaben und selten bei Berichten wenigstens Abkürzungen der Autornamen

Notizbüchlein: Auszüge aus Tagebüchern und Briefen aus Indien, Afrika, London ... und aus Rundbriefen des Judenvereins, 25 S.

Jahresbericht: Christbote 1834 Sp.286

162 Von Barth 1834-37 18 Briefe erhalten.

De Wette: Bls Besuch bei ihm Tagebuch 27.5.1832. Vgl. ADB 5 S. 101-105 (Holtzmann) und Karl Barth „Theologie des 19. Jh.“ S.434

Freunde zur Hochzeit: 2 Strophen 4.9.1838 mit sechs Unterschriften aus den Familien Burckhardt (Arzt?), Forcart, His-Vischer, Iselin, Merian und Stickelberger

Symbiose: bekannteste Beispiele bei Pflanzen Flechten, bei Tieren Seerose und Einsiedlerkrebs

163 Lösungsgebet 31.1.1974

Predigten: Z S. 45-47; sein Datum, der Handschrift entnommen (24.7.1831), ist, obwohl Bl Ende Juni in Stuttgart zur 2. Dienstprüfung war, möglich, denn er empfing das Zeugnis Anfang Juli im Missionshaus (Bl's Tagebuch), während wegen der Prüfung die Angabe in den Basler Nachrichten 10.2.1943 für Christoph nicht stimmen kann. Die Rückkehr Mitte August ins Missionshaus setzt damit eine zweite Württemberger Reise voraus. PBI 81 (31.9.1832) S. 117-130. In Martinskirche 8.7.32 laut Bl'sTagebuch (u. abends ?? noch eine Erbauungsstunde bei Vinnet). Hdschrftl. (offenbar Reste mit Vorlagen zu beiden gedruckten) 4. Adv. 1830 in Liesthal, sechs 1831 (im Juli im Münster), drei Sept./Okt. 1832, eine 1835, zwei 1836.

Tenniken: Hrsq. des Christlichen Volksboten aus Basel in seinem BI-Nachruf (Nr. 15: 14.4.1880)
164 Tagebuch 1835 22.11., 29.11., 22.12.; Krankenbesuche 5.12.u. 16.12.35; 19/20.5.32; Brief 35 an
den abgegangenen Kollegen Werner und dessen Antworten zur Mägdarbeit 5.u. 29./30.1.1836 ??

Teil 5: Tagebuch und Theologie

165 Tagebuch-Reste: Notizen 8.-21.7., 19.8., 22.12., 31.12.1831 – 7.1.1832 (10 S. Schnellschrift und
Beistift-Zusätze); dazu Reinschrift Tagebuch 2.7.1831 (Empfang des Stuttgarter Zeugnisses vom 2.
Examen) – 29.10.1832 mit Unterbrechungen (79 gebundene S.; darin die Weihnachtsreise nach
Schaffhausen ausführlich); Rest 22.11.-22.12.36 8(6 S. in Abkürzungen)

Von Brunn: Kinder im Tagebuch 3., 5., 9. u. 12.12.35; 9 Str. zum 27.2.1835 auf BF

168 Barth anonym „Der 14. Oktober 1832“, geschrieben im August, bei Werner „B“ II S.194-198, „Das
Jahr 1836“ S. 203-208; in Basler Sammlungen 1837 Rückblick S. 25-31

Hoffmann Vorrede S. III-12 in Stuttgarter Ausgabe (mit Nachträgen XXVI+744 S.)

1836 bei BI: BBB 77 S.36; zu Bengel vgl. Hartenstein a.a.O. S.166

169 Mythos: zur psychologischen Abhängigkeit vgl. Fr.Th.Vischer „Das Symbol“ in „Altes und Neues“
Stuttgarter 1889

„Leben Jesu“ 2 Bde (zus. Über 1500 S.) 1835f. angeführt Einleitung I 50, 52f. 58; Vorwort S. VI f.

171 Hoffmann: aus Winnenden sind nur 2 Briefe erhalten: 10.5.1834 u. 4.6.35 (H. besuchte Bls Mutter
und erwartet beidemal Bls nächsten Besuch). Zum „Leben Jesu“ 436 S., Goethe S. 66, Wolke S 64f.

Abweisungen z.B. S. 367, 378, 421

Barth „Die Mythen ... hrsg.“ bei Steinkopf in Stuttgart: s. bei Werner „B“ II S. 337-339

172 Zündel zu Strauß: S. 23 vgl. Entwurf S.63

Strauß bei der Seherin: Friedrich Traub „Die Stiftsakten über Strauß“ in BlfwürttKG 1923 S. 52f.;

Strauß über den Mött Pfarrer in „Märklin“ S.101

173 Wuppertal: Jahresbericht der Rheinischen Mission 1864 S.268f. Nachschrift in unbekannter
Hdschr. Auf BF

Abtrünniger im Nachruf auf Hoffmann: Christenbote 19.9.1873 S.306

Stern: Bei Strauß „Leben Jesu“ S.220, 228f.; bei BI BBB 73 S.18

Goes „Tagwerk, Prosa und Verse“ 1976 S.179

Teil 6: Gebetsleben

174 BBB 76 S. 288 in Antwort auf quälende Zwischengedanken

175 Gundert: viers. Blatt (ohne Datum, Anrede und Unterschrift) auf BF (geschrieben 1880 als
Gedenkblatt), aus dem wir für die Dürrenmerzer Zeit schon anführten

176 Fürbitte BBB 74 S.184; „Kairo“ hat BI selber verbessert, daß K. erst 1839 verheiratet war,
übersehen

Predignachschrift Pfingsten 1873 über Joh. 14,15-21

177 Sebastiansweiler: Bls Abreise zur Kur (bis dahin mit Barth) im Wochenzettel 3.-9.7.36; Rückkehr
(von Ferien überhaupt) 21.8.

Urlaubsgesuch Iptingen 6.7.37 im LKA Personalakten Zwischenbl. 17a u.b. Noch in Basel Ende Februar bis Anfang März jenes Jahres (Wochenzettel) war Bl grippekrank. Reise gesuch (zum Basler Missionsfest in der Hoffnung, daß Badgebrauch dadurch überflüssig würde) 4.5.38 ebd. Blatt „zu 25“. Knittlinger Dekanatsauszüge auf BF
Zündel S.41f. noch fragwürdiger dargestellt bei Alo Münch „Bl“ 1937 S.46 (6.Aufl. 1961 S.37)

Teil 7 Schüler

178 Offbg 3,16: BBB 74 S.160b

Zaremba: Brief 29.8.1834 an Bl

179 Gundert im genannten Gedenkblatt über seinen Aufenthalt in der Karwoche. Vgl. Oehler an Bl 6.12.1834.

Widrige Gedanken: vgl. zur Geschlechtszucht die Strenge BBB 73 S.187

Zündel S.37

180 Mögling: Gästebuch Bad Bolls 3.9.1861, sieben Gedenks. 20.3.1880 an Bls Sohn Christoph; vgl. W.Schlatter „Basler Mission“ I und Fr.Buck „Württ. Väter“ III 1905 S.174-181

Zum Kampf mit dem Teufel in Indien s. Bls Brief 18.11.36 an Mögling.

Hebich in RpT VII 1899 S.491f. von Joh.Hesse; Bl begrüßt ihn im Brief 18.11.1836 an Mögling, wobei die letzte halbe Seite an sieben Schüler in Indien mit Namen Segenswünsche und „aufrichtigen Bruderkuß“ enthält.

Schreinergereselle: BBB 74 S.216

Stanger: Werner „B“ II S.280f., 329; III S.9 u. Barths Brief an Bl 24.3.1834; Stangers Brief 21.3.1837 in Barths Calwer Missionsblatt S.55f. u. 60

Häberlin, genannt im I.Teil des Kap. Gegen ende, s. ADB 10 S.276-278, daneben viele Akten

Ehemann: Witwe 1861 im Boller Gästebuch; Taufe des 1.Kindes der Ida BBB 74 S.296

181 Barth bei Werner III S.386

Stammbuch-Gedicht: Z 47f. Tagebuch-Vermerk 13.5.1832 S.51: Lied mit Zeile 4 „zerteilen“) in Bärenbrucks Stammbuch; mit Jahresangabe 1831 und einigen Text-Abweichungen bekam das Bl-Archiv z.B. 1935 eine Abschrift aus Hamburg zugesandt.

182 „niedergeschlagen“ (trotz Weihnachtszeit!) über den Verlust von Abeokuta: Vermerk Theophils im Nizzaer Tagebuch 2.1.1868

Schick: Nr. 23/24 in Mission und Gemeinde, 31 S. Sein Vorläufer ist Johannes Hesse: s. Anm. zu Zündel/Sauter oben Teil 2 Ende.

Anmerkungen zum 6. Kap. „Sendboten der Gemeinde Jesu“

Teil 1: Charles Blumhardt

183 Karl: Lebenslauf Frühjahr 1830 (12 S.), Tagebücher der Ferienreisen 1830,31,32 (zs. 75 S.);

Balinger Besuch 21.8.1831. An Briefen fanden sich einer Sept. 1834 aus London, drei 1837 aus

Adowa, zwei 1838/39 aus Malta. Das Wörterbuch nennt der Brief Malta 22.11.38 mit 280 S. und den Anfang einer Grammatik. Bls Tagebuch zum Bruder 15.12.1831, 28.5. u. 20.7.32, 10.u.18.12.35.

Besuch bei Barth: dessen Brief 30.1.36 an Bl.

185 Afrika und Indien: Wilh.Schlatter „Geschichte der Basler Mission“ Bd I nach Register, Bd 3 und 2 (1916)

Abessinische Kirche (u. Übersetzung): RpT 2.Aufl. Bd 1 (1877) erwähnt S. 73 Karl Blumhardt

186 Nachkommen: James Fuller Blumhardt, gest. 10.12.1922 (gab über die indischen Handschriften des Britischen Museums 1889-1905 sieben dicke Kataloge heraus – z.B. in den Universitätsbibliotheken zu Straßburg, Göttingen u. Tübingen findbar); Dr.med. Vincent Blumhardt Nesfield (sein Vater schrieb bekannte englische Grammatik), 12.10.1880-24.1.1972, bedeutender Arzt in London (vgl. die romanhafte Lebensdarstellung durch Patience Strong „Dr. Anonymus“ – Vorwort vom Schauspieler Esmond Knight -, London 1967, 222 S. mit BI-Kapitel S.44-58 und Bad Boll-Bildern; die BF wurde wegen dieser Veröffentlichung bis aus Australien angeschrieben)

Teil 2: de Valenti

186 Ohly, Ludwig: im Buch I bei Barth (4.Kap., 6.Teil gegen Ende) eingeführt

187 Tagebuch (Reinschrift) 11.12. (S.6), 16.12. (S.11-20), 18.12. (S.22f.), 20.12. (S.25f.), 31.12. (im Unreinen) 1831; 2.1.32 (Unreines); 28.12.1832 (S.76f.)

de Valenti (gest. Basel 8.2.1871): vgl. Karl Werner „B“ I S. 245, II S.190, 227, 309; Lebensberichte in Basler Sammlungen 1871 (nach Heinrich Thiersch „Zeller“ I 1876 S.298 von Pfr. Anstein), 1878 Brandt in Eckert Nr. 4, 1880 Z 38 u. 362ff., 3.Aufl. S.394; 1887 in Joh.Kober „Spittler“ S.102-108 (so öfter bei verwandten Darstellungen), 1895 ADB Bd 39 S.459-463 (mit vielen Veröffentlichungen dVs.), 1897 Julius Pentzlin in Monatsschrift für Innere Mission Bd17 S.353-377, 393-435; in Darstellungen der Erweckung wie Fr.W. Kantzenbach 1957 in „Die Erweckungsbewegung“ S.112-119 u. 1967 in Festschrift für Ernst Benz S.64-71 (u.ö.); 1965 Werner Bieder in Evang. Missionsmagazin 109/1 S.6-19; 1974 E.Staehelin „Christentumsgesellschaft“ Bd II S. 183-192 und 14 S. Sonderdruck

188 Medicine Clerica oder Handbuch der Pastoralmedizin für Seelsorger, Pädagogen und Ärzte; nebst einer Diätetik für Geistliche; 1.Bd „Die allgemeine Pastoralmedizin und die Diätetik für Geistliche“ Leipzig (Köhler) 1831, 312 S., 2 Bd ebd. 1832, 331 S. Der Darstellung von Albert Niedermeyer in Philosophische Propädeutik der Medizin (Allgemeine Pastoralmedizin Bd 1, 1955 bes. S.55-57) widersprach 1958 u. 1967 evangelischerseits teilw. Fr.W. Kantzenbach im Anhang zu „Dr.de Valenti – Arzt und Seelsorger“ (Erstdruck in Wege zum Menschen 10. Jahr S.17-20, erweitert in Benz-Festschrift S.64-71). Gestützt auf Niedermeyer stellt 1970 Adolf Allwohn in der Einleitung seiner „Evangelischen Pastoralmedizin“ S. 12-17 (vgl. S.195-198) heraus; dV hat wesentlich den Begriff der Pastoralmedizin eingeführt (dabei als höhere Gesichtspunkte Privatbeichte, Beziehung zur Heilpädagogik), hat zur Zusammenarbeit zwischen Seelsorger und Arzt aufgerufen (mit dem evang. Grundsatz der gemeinsamen Unterordnung unter Jesus Christus) und will bei der Wiedervereinigung von Theologie und Medizin keine Vermischung oder Grenzüberschreitung; dV praktizierte Psychotherapie nach Leib-Seele-Einheit in der Vorstellung der Romantik.

Zeller: Lebensbeschreibung von Heinrich Thiersch 1876 I S.293-298, II S.117, 210f.

Pilgermissionsschule: Erich Schick „Spittler“ 1956 S.36f.

189 Wanderbüchlein: 1.Teil 24 Gesichte, 6 Abbildungen, VI+312 S.; Kupfern, VIII+420 S. (der S.412 angekündigte 3.Teil ist wohl nicht erschienen). Feierabendbüchlein 4.Aufl. 1840

190 dVs damals wichtigste Schriften: Eschatologie 1840, Die Parabeln des Herrn 1842, Christl. Dogmatik 4 Bde 1844-49, Zeitschrift „Licht und Recht in Israel“ ab 1848
Jucunda von Brunn: ihr Vater Martin von Brunn, 1776-1852, 1833-48 Pfarrer in Klein-Hüningen bei Basel (die Auskunft verdanke ich Prof.Ernst Staehelin/Basel)

3.Teil: Reisen

Ötlingen: Aufzeichnungen der Pfarrerstochter (Vorvorgänger Ferdinand Zandt) Susanna Caroline Vetter geb. Zandt 1864 (S.3f.) und Akten im Karlsruher Archiv der Badischen Landeskirche; Tagebuch 22.u.29.11.35, vgl. Werner 5.1.36 an Bl im Brief 25.8.1837 an Doris ist Kutscher 16jährig

191 Trutzen: BBB 1874 S.288 b mit Bd V S.41f. etwas entstellt Z 39;

Empfindlichkeit der Gemeinde 18.5.36 Bl an Mögling/London

Schaffhausen: Tagebuch-Notizen u. –Reinschrift (bis 27.12.) S. 29-45, 22.-31.12.1835 (nach Wochenzettel 10 Tage), vgl. BBB 1875 S.74 mit Bd V S.52

192 Brief an Willem Groen van Prinsterer, von Robert Stupperich/Berlin im Haasger Reichsarchiv gefunden und veröffentlicht mit einigen Erläuterungen von E.St. im Kirchenblatt für die reformierte Schweiz Nr. 5: 8.3.1934 S. 66-69; Sommerreise nach Bern laut Wochenzettel Ende Juli 1833 Zündel S.40

193 Wenger und Söhne: BBB 1875 S.48b mit Bd V S.51

194 Paris...: s. Wilh.Schlatters „Basler Mission“ Bd 1; nicht zu vergessen ist Bls Verbindung mit Bodelschwingh, dem Pastor der Pariser deutschen Gassenkehrer und (E. Jäckh „Bl Vater und Sohn“ S.73) mit Familie Monod

Barth: Paris mit Monod..., Bost u. Bott... mehrmals in Werners Lebensbeschreibung 1853: BBB Bd V Register S.235

195 Straßburg: vgl. BBB Bd V Register S.249f.

Elsaß: Henri Strohl „Le Protestantisme en Alsace“ Straßburg 1950, Marie-Joseph Bopp „Die evang. Geistlichen in ...“ I 1959. Steintal BBB 1875 S.344 mit Bd V S.69; Barth 1824 u. 1842

Härter: Marie Härter im Boller Gästebuch 1.6.1865. Max Reichert in Neue Christoterpe 1889 S.227-295 u. Max Reichard „Lebensbild“ 1897. Sohn BBB 1875 S.224

Kirchl. M-Gesellschaft: Bei Schlatter S.202; Elsässer „Missionsfreund“ 1839 gegründet

Protestanten im Elsaß: F.C.Dreyfus „Der französische Protestantismus“ in Zeitwende/Die neue Furche 1962 S.138-143

Oberlin: von der vielen Literatur Barth „Ein Besuch bei Oberlin 1824“ in Christoterpe 1835 S.249-266 und bei Werner „B“ (samt Oberlins Enkel Witz). Sohn als Miss-Insp.: Eppler „Basler Mission“ 1865 S. 2 u. 11

Rothau: vgl. BBB Bd V S.10

Konfirmantin: Maria Joseph Siegfried, geb. 1.10.1842 als Tochter des Fabrikanten Jacques S.; vgl. Sohn Christoph konfirmiert 1881 drei Kinder aus dem Elsaß (Pfarrbericht)

Barr (Kreis Schlettstedt/Untersaß): Zwei Gemeindevertreter noch 1881 bei Theophils Investitur in Boll; 1869 u. 80 im Lebensabriß bei Investitur S.22

Elsaß-Tagebuch: Reinschrift 6 ¾ S. (von 144 sonst leeren); Notizen 8 ½ S.

196 Mühlhausen: BBB 1874 S. 208

Bott

slers Mission“ Bd 3 1916

3 1916

ster Mission“ Bd

slers Mission“ Bd 3 1916

Bd 3 1916

slers Mission“

slers Mission“ Bd 3 1916

Mission“ Bd 3 1916

sler

sler Mission“ Bd 3 1916

sler Mission“ Bd 3 1916

sler Mission“ Bd 3 1916

slers Mission“ Bd 3 1916

slers Mission“ Bd 3 1916

sler Mission“ Bd 3 1916

sler

Mission“ Bd 3 1916

sler Mission“ Bd 3 1916

sler Mission“ Bd 3 1916

sler Mission“ Bd 3 1916

Bis Stellung zur Mission: vgl. die einschränkende, bis heute wirksame Äußerung (gegen Bis Täuschung mit Mission bei Zions-Hoffnung) seines Sohnes Christoph in „Gedanken aus dem Reiche Gottes“ 1895 S. 169-171

203 Frau G.v.P.: Die Übersetzung verdanke ich der Blumhardt-Forscherin Dr. J.C.Schreuder/ Freie Universität Amsterdam

Niersteiner: Tagebuch-Reinschrift 26.7. (S. 72-75)

Teil 5: Köllner, Vater und Sohn

Teil 5 bis 7: Vgl. Paul Ernst „Lebenserinnerungen in Sitzenkirch“ in Mitteilungen für den Kirchenbezirk Müllheim = Beilage Nr. 1-9 zu Aufbruch (Evang. Kirchenzeitung für Baden) 1.Jahr Nr. 6-19: 17.1.-9.5.1965 und Buch I Kap. 4 Teil 6 gegen Ende Köllner: Stammtafeln im Deutschen Geschlechterbuch, hrsg. v. Bernhard Körner, Bd 114, 1942 S. 165-203 mit Anhang (darin Mutter der Doris) S. 683-723. Zur Literatur ferner: Eduard Hochstetter „Zweige eines Stammes“ (52 Lebensbilder) 1883 (Basel bei Spittler) Nr. 1 Wilhelm u. Karl Köllner

205 „Rückkehr zum Glauben“: 2.fortgesetzte Aufl. in Basel bei C.F.Spittler 1829; danach (Abkürzungen aufgelöst) F. Nitsch „Züge aus dem Leben Wilhelm Köllners“ Bielefeld 1851 (80 S.; 4. Bd der Sonntagsbibliothek, darin 4.Stück)

206 Zündel S. 42

Tagebuch Bls 1.1.1832 z.B. Versammlung im Fälkli

Briefe im LKA Nürnberg nach Kantzenbach „Karl Köllner“ (s.u.) S.188 Anm. 22

Barth und Köllner: Werner „B“ laufend. Die Bleistiftzeichnung (93x85 mm) im Brodersen-Archiv/Bad Boll ist (statt Chr.G.) „C.Barth“ signiert

207 de Valenti: „Trauernachricht“ in Basler Sammlungen 1835 2.Stück) S. 48-57

„Heimatgeschichte der Gemeinde Obereggenen und Sitzenkirch sowie der Probstei Bürglen“ von Pfarrer Hans Trenkle im Selbstverlag 1930 (243 S. mit Bildern)

Karl Köllner: (Charlotte Häberlin geb. Köllner) „Mitteilungen aus dem Leben des teuren Vaters Karl Köllner, für die Familie und Freunde desselben als Manuskript gedruckt“ im Selbstverlag Korntal 1855 IV+266 S. u. Titelbild, 2.Aufl. 1856, 264 S. als Ergänzung der Literatur (s. Geschlechterbuch):

Eberhard Hommel „Die frühesten Anfänge der nordamerikanischen Mission Wilhelm Löhes in Concordia/Neuendettelsau 1938 Nr. 74-78 Sonderdruck S.3,8,18; Friedrich Wilhelm Kantzenbach „Ein fränkischer Kreis der Christentumsgesellschaft und seine missionarische Ausstrahlung; Karl Köllners Wirken in Segnitz am Main, Sitzenkirch (Baden) und Korntal“ in Zeitschrift f. bayr. Kirchengesch. Bd 40 1971 S.185-200

209 Bürglen: s. Charlotte geb. Köllner und Trenkle

210 Sitzenkirch: s. als Grundlage meiner Kirchenblatt-Aufsätze neben Ortsauskünften bei Besuchen 1964, der Einweihung der Karl-Köllner-Schule in Sitzenkirch 1967 und Presseauschnitte dieser Jahre Hans Trenkle „Heimatgeschichte“, Charlotte Köllner „Mitteilungen“ und Ernst Staehelin

211 Barths Judenkinder: nach Karl Werner „B“ I (1865) S.269-272, 290-292

212 Basler Schneider: s. nächsten Teil

Teil 6: Sitzenkircher Gemeinlein

213 Basler Revolution in den früher genannten Lebensbildern mit behandelt: z.B. Thiersch „Zeller“ 1876 I S.298-303, Joh.Kober „Spittler“ 1887 S. 119-129 (vgl. S.122); vgl. Jul.Pentzlin „de Valenti“ 1897 S. 416 und Ernst Staehelin „Die Basler Kirche in den Basler Revolutionswirren 1830-33“ in Aus fünf Jahrhunderten Schweizer Kirchengeschichte (Basel 1932). Bls Basler Tagebuch erwähnt Revolutionereignisse außer dem 20. u. 22.12.1831 im Aargau 23. u. 26.11.1835

Linder: Z 39, Basler Tagebuch Mai u. Juli 1832 bringt Namen und keinen Aufschluß, VV S. 7 nennt Linder ohne Namen

214 Erdbeben zu Basel in Bänkelsang und Lithographien verbreitet: „Bänkelsang und Moritat“ 1975
Titelbild u. S.94

Wirz: Ernst Staehelin „Der Basler Seidenweber Johann Jakob Wirz als Hellseher und Gründer der Nazarenergemeine“ S. 50-77 im „Basler Stadtbuch“ 1966 u. ds. In „Lachenal“ 1965 S. 113ff.;
(Charlotte Häberlin geb. Köllner in) „Mitteilungen aus dem Leben des teuern Vaters Karl Köllner“ 1855
um S.98; Biographie Barmen 1862, Zeugnisse in 2 Bdn 1863 f., 4 Bde Briefe 1866-1873; Gutachten
zu Bl im 2.Brief-Bd S.656-661; „Der Höllenrat“ in VV 5.Teil gegen Ende.

Schneider: ADB 32; 128; Hans Trenkle „Heimatgeschichte“ 1930 S.130

Nazarenergemeinde: Christian Palmer „Die Gemeinschaften und Sekten Württembergs“ 1877 S.143-
155 und „Entgegnung einiger Glieder der Nazarenergemeinde“ 1877, 26 S.; Kurt Hutten „Seher,
Grübler, Enthusiasten“ 11.Aufl. 1968 S.444-448

Fanny Ehrmann: „Mitteilungen ...Karl Köllner“ 1855 S.94ff. Anführung S.95f. u. 98; Nachruf 1828
„Werdet wie die Kinder“ Basel bei Felix Schneider; Literatur in Staehelin „Lachenal“ 1965 S.116 Anm.
215 Lachenal: Ernst Staehelin (Studien zur Geschichte der Wissenschaften in Basel Bd 16), Basel
1965, 154 S.; bes. 17.Kap. „Die Exodusgemeinde von Sitzenkirch“

216 Keigerlin: Hans Vollmer „Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler“ Bd 20/1927 S.66 und
Auskünfte des Basler Historischen Museum; 1835 ist in Basel nur seine Frau gemeldet, also er in S.
ohne sie

Ölgemälde (in Familienbesitz) 57x45 cm wahrscheinlich nach Miniaturen Keigerlins

Blackwall s. Register in Staehelins „Lachenal“ und Charlotte Häberlin-Köllner in ihren „Mitteilungen“
S.105f.

Eine Kirche: Brief Karl Köllners in „Mitteilungen“ S. 101f.

217 Stanger: Ferienbericht im Archiv des Missionshauses

Lindl und Karl Köllner: „Mitteilungen“ 1855 S.48

Zerwürfnisse: die angeführten Andeutungen bei Charlotte Häberlin-Köllner „Mitteilungen“ S. 106 u.
107

Teil 7: Verlobung

218 Komitee-Protokolle: Bd 12 Nr. 34/3 22.9.1830; 43/4 5.11.30; 70/7 26.6.31; 82/3 14.12.31; Bd 13
Nr. 129/3 11.7.36; Bd 14 Nr. 13/1, 14 u. 15/4 29.3.37

219 Klausurarbeiten: LKA bei Personalakten in weißem Umschlag. Predigt 1 Aktenblatt ebd.

Tagebuch (Anfang) zum Zeugnis 2.7.1831

220 Beurlaubungen: Komitee-Protokolle Bd 13 Nr. 9/14 8.10.34; wie das erste Gesuch 1830

Verlängerungsgesuch 31.7.-5.8.34 im LKA BIs Personalakten Nr. 9-11; 7.-21.3.36 ebd. Nr. 12/1 (mit
dem Insp.-Zeugnis) bis 14

Werners Brief vom 29./30.1.1836 auf BF

221 Doris: (auf BF) Geburtsurkunde (in Abschrift), Erinnerungen der Schwester Mina Keerl 15.7.1886;
(gedruckt) Christoph Blumhardt „Erinnerung an unsere selig vollendete Mutter Doris Blumhardt, geb.
Köllner“ mit kurzem (aber mit Irrtümern!) Lebensabriß

Charakteristik der Mutter: Charlotte Häberlin-Köllners „Mitteilungen“ 2. Aufl. S. 174 vgl. 1.Aufl. S.104 u.
187.

222 Missionshaus und Heirat: Wilh. Schlatter „Basler Mission“ 1915 I S.234, Paul Eppler „Basler Mission“ 1900 S.240 f.

Begegnung mit Doris: Brief Bs an Bl 6.8.1835? Z 43-45 oder Hans Lavater „Bad Boll“ 1951 S.17; bes. Bl 16.2.1837 an Mögling

223 Krönlein: Beigabe zu Köllner-Familie im Deutschen Geschlechterbuch 1942 S.180, 689-692 und Akten des Basler Missionshaus-Archivs. Wurde 1834 beim Tod des Vaters nach Haus gerufen. Anfang der 40er Jahre (z.B. Mai 43) war er öfter in Mött (lt. Briefen von Doris) 1844-72 wirkte er in Nordamerika, starb in Bielefeld. Seine erste Predigt hielt er in Segnitz (Brief Wilh. Köllners 5.8.34 an Ohly)

Verlobungstag in Handschrift zum 31.12.1872; erstes Sehen (nach Brief 12.5.37 an Doris) 7.5.1836

Mineralogische Reise: Brief Bs an Bl 6.8.35

224 Frau Insp. Blumhardt: vgl. Bl an Doris 5.1.1837; zur Vermittlung des Insp. Vgl. Bls Briefe 23.10.37 u. 11.7.38 an Doris

Verlobung: Hergang am 28.12.36 genau ein Jahr später im Iptinger Brief an Doris!

Bls Verwandtschaft zur Verlobung: vgl. Bls Briefe an Doris im Januar u. Februar 1837 (je 9 meist lange)

225 Hoffmann: Teilnahme in Abschrift erhalten durch Brief Bls an Doris 21/22.4.1837

Klaiber: in „Erinnerungen an ...Doris“ 1886, hrsg. v. Christoph Blumhardt, S. 158

Luisse: Ihre Entfernung und jetzige Aufgabe ergibt sich aus Bls Brief an Doris 12.5.1837, Nachschrift an L.

Anmerkungen zum 7. Kap. „Iptingen“

Teil 1: Aufzug

229 Ostertag: Stuttgarter Stadtarchiv usw., Geschichten der Basler Mission u.ä. vor allem „Dr. Albert Ostertag, ein Lebensbild“ hrsg. (ohne Vf.-Angabe) aufgrund seiner Briefe und seines handschriftl. Nachlasses, mit (früherem) Bild 1876 (Basel bei Spittler) II+302 S. und ADB 24 S.520f.

Wichtigste Werke: Kinder-Missionsblätter, ab 1840 Redaktion des „Heidenboten“, 1857-64

Herausgabe des „Missionsmagazins“; „Die Bibel und ihre Geschichte“ (1855, 5.Aufl. 1892) u.ä., z.B. 1870 „Die Wege der Bibel“; „Die Geschichte der protestantischen Missionen“ (1858),

„Entstehungsgeschichte der Basler Mission“ (1865); Biographie des Miss.Insp. (seines Onkels) in RpT 19 S.210ff. Handschriftl. Gedichtbild auf BF, Ölgemälde (von Erben als Bildnis des Insp. Oder Bls irrtümlich vermutet) bei Nachkommen. Bls zweites Schweizer Tagebuch S.4 (7.-11.7.1832)

230 Ernennung: Personalakten im LKA Blatt 15, Tagebuch 1.4. ff, Briefe an Doris Anfang April. Vgl. Dienstschriften an Knittlinger Dekan 8.6. u. 6.7.1837. Die Iptinger Brautbriefe (bis zum Anfang in Möttlingen August 1838) jährlich über fünfzig, dabei große Blätter eng beschrieben.

231 Tagebuch 1.4.-15.7., 23.10. u. 23.11..37 in Büchlein 11 S.; Reststück 21.3.-14.4.38 auf Einzelbg. 4 ½ S. nach den Notizen sind die Briefe seines Bruders Karl aus der afrikanischen Mission z.T. ein Jahr unterwegs.

Teil 2: Separatistenort

232 Iptingen (seit 1194 und 1744-1842 beim Oberamt Dürrmenz): Akten der Pfarr-Registratur; LKA Ortsakten A 29/2202 Stück 1 Besetzung bs. Blatt 46.

Gute Schilderung von Bls Wirken bei Ernst Gaugler „Die rechte Hand des Höchsten ...“ 1942 S.22-27
Rapp: u.a. ADB 27, 286-290; Christenbote 1835 Sp. 99-103, 107-110; Justinus Kerner „Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ 1849 (Ausgabe 1948 S. 165f.); Calwer Kirchenlexikon II 1941 S.651f.; Karl Knortz (New York) „Rapp“ Leipzig 1892: Auszug in „Mein Sonntagsblatt“ (Beilage der Schwäbischen Tageszeitung) Nr. 37 u. 38 vom 12. u. 20.9.1931; Theodor Heuß „Schattenbeschwörung“ 1947 S.7 u. 117-128. Rüdiger Reitz „Paul Tillich und New Harmony“ 1970. (Karl J.R. Arndt „George Rapps Harmony Society“ Cranbury 1965 (später Prof. in Bonn) Paul Schempp mit der Landeskirche: vgl. Ernst Bizer „Ein Kampf um die Kirche“ 1965 Separatisten (1806-26): Hauptstaatsarchiv Nr. 2139
233 „Der Fehlsack“: BBB 1874 S.64

Teil 3 Erfolge

234 Zündel 1.Aufl. (1880) S.48-73, erweitert ab 2.Aufl. (S. 48-88), gilt als das Schönste des Buches.

235 Verkündbuch in Iptinger Pfarrregistratur S.132-169

Predigten im Nachlaß auf BF, einige Wahrheits-Dispositionen seines Pfarrers in Bls Tagebuch; Zulauf im Erzählen an Doris (31.5.37 u.ö.)

Handschrift im Kirchenkonvents-Protokollbuch S.87; S.88: Verbot unerlaubter Lichtkärze

236 Konfirmandenunterricht: Bericht des Gemeinderates und eigener vom 17.4.37 an den Dekan. Von der Einsegnung 1838 sind noch zwei Denksprüche mit hinzugedichteter Strophe gewidmet auf BF erhalten!

Wahrhaftig ...: Vertrauliches Erzählen vom Ergehen an die Braut: doch spricht Bl gar nicht gern von sich.

237 Abendunterhaltungen: Briefe an Doris 1.12.37, 4.1.38

Zauberwesen 29.1.38; auch „Somnambule zu Großglattbach“ (25.8.37)

Karl Köllner-Briefe an Bl: 5 in Charlotte Köllners „Mitteilungen“ 2.Aufl. 1856 S.209-215, hdschrftl. Nach Iptingen 14 erhalten und später noch ein Dutzend

Dekanatsakten: dem Bl-Nachlaß 1929 zurückgegebene 19 Briefe Bls an seinen Dekan, dazu Schreiben 17.4.37 des Iptinger Gemeinderats und Bürgerausschusses u.ä., erstmalig genutzt

Teil 4: Charakter

238 Schöpflin: Iptinger Ortsakten im LKA Blatt 2-6 u. 2202 Stück 2 (Vikarsbund) Blatt 5/1, 9, 11/1

240 „die Seelen eintreiben“: Brief 28.1.38, ähnlich ö.

241 Colb: Schreiben jetzt auf BF

Teil 5: Fleiß

243 Urlaubsgesuche: die beiden großen vor allem in Personalakten des LKA, beigelegt zu Blatt 17 u. 20

244 Marheineke und Planck: s. 1.Kap. (des 2. Buches) Teil 6

245 Missionsgeschichte: s. ferner 1.12.37, 26.3.38. Die im Calwer Missionsblatt 10. Jahr 1837 S.62-64 eingerückten Berichte „Taufe eines bekehrten Juden“, „Der Seemann als Prediger“, „Missionare in einem Orkan“ müßten von BI stammen. Das Blatt enthält mit der Zeitschrift-Angabe (immer ohne Übersetzer) auch noch weitere.

Teil 6: Bewerbungen

245 Aufsatz: drei Daten aus Schreiben an Dekan Dr. Hafner; Aufsatz selber „18. Juli“ datiert

246 Weissagungen: leider fehlen heute den 13 Tagen die 9.u.10. (S.65-80) mit einigen Psalmen

247 Zeugnisse: im LKA (Personalakten 6/1) und auf BF

249 Gesuche: im LKA (Personalakten 6/1) und auf BF

249 Gesuche (z.T. Reste) in Personalakten Blatt 16-19, 21-23, 26-28; Ortserwähnungen in Briefen an Doris

Teil 7: Berufung nach Möttlingen

251 Anfang: Der 31. Juli ist im Gedächtnis geblieben und wird in Bad Boll auch von den Nachkommen immer wieder einmal erwähnt; dagegen war die Ernennung der 2.7., die Einweisung durch den dortigen Vertreter (Vikar Stotz) Anfang August und die erste Predigt am 5.8., die Investitur erst im Herbst.